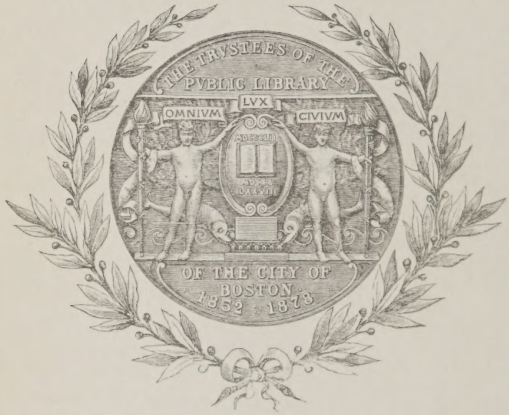
№ Hou8.1



GIVEN BY

BATES FUND

Boston Public Library

Do not write in this book or mark it with pen or pencil. Penalties for so doing are imposed by the Revised Laws of the Commonwealth of Massachusetts.

This book was issued to the borrower on the date last stamped below.

FORM NO. 609: 1,3.49: 200M.

Digitized by the Internet Archive
in 2023 with funding from
Boston Public Library

https://archive.org/details/musikalischenove00hage

Muſikaliſche Novellen

von

PRESENTED TO THE Shelf No.
40 48.1
Public Library of the City of Boston
SICUT PATRIBUS, SIT DEUS NOBIS
BOSTONIA CONDITA AD. 1630.
CIVITATIS REGIMINE DONATA AD 1822.
By Joshua Bates, Esq.
Received Sept. 15 59.

Verlag von Wilhelm Jurany.

1848.

9257

JB.
Sept. 15, 1859
31076

Vorwort.

Wenn es wahr ist, daß sich die Wissenschaft mehr und mehr mit dem Leben vermitteln muß, soll sie die Rechte des Lebendigen in Anspruch nehmen, so möchte es um so geeigneter sein, aus dem Born des letztern herauszuschöpfen, um die hohe Bedeutung, den wohlthuenden Einfluß der Wissenschaft in's hellste Licht zu stellen. Wie bekannt, ist diese Idee in dem geistigen Entwickelungsproceß der Deutschen augenblicklich stark ausgesprochen, sogar tritt sie uns in der musikalischen Wissenschaft durch einzelne Richtungen in theilweise imponirender Art entgegen. In Bezug auf letztere That-

sache muß es nun um so auffallender erscheinen, daß gerade diejenige Form, welche am geeignetsten ist, obige Idee zur Anschauung und zur Geltung zu bringen, in den letzteren Jahren am meisten vernachlässigt wurde. Ich meine die Roman- und Novellenform. Es ist wenig dafür gethan worden, und zwar aus verschiedenen Gründen. Einerseits haben die Versuche, welche darin gemacht wurden, nicht eindringlich genug die Nothwendigkeit dieser Form dargethan, andererseits war bisher unter den Fachmusikern die Ansicht vorherrschend, dergleichen Schriften hätten keinen für die Musik praktischen Nutzen, hauptsächlich aber erkannte man nicht den innigen Zusammenhang zwischen Kunst, Künstler und Gesellschaft. Man wußte nicht, daß die Gesellschaft den Künstler, der Künstler die Kunst macht, daß die praktische Ausführung dieser Idee den allein richtigen Weg angiebt, zum Verständniß alles Dessen zu gelangen, was die Zeit in musikalischer Hinsicht darbietet.

Auch in diesem Augenblicke noch dürfte diese Idee manchen Widerspruch finden, oder wohl gar ziemlich

ignorirt werden. Wie viele musikalische Kritiker mag es noch in Deutschland geben, welche die Psychologie als eine für ihr Fach unnütze Wissenschaft betrachten, wie viele mögen noch da sein, welche vornehm die Achseln zucken würden, wenn man ihnen sagte: „Dieser Künstler ist an dieser gesellschaftlichen Institution zu Grunde gegangen; diese musikalische Richtung verdankt diesem politischen Ereigniß ihr Entstehen" u. s. w.; ja, wie mancher Komponist, wie mancher Virtuose würde mir in's Gesicht lachen, wenn ich ihm zurufen wollte: „Unter diesen Verhältnissen wären Sie ein Opern- statt ein Oratorienkomponist geworden, zum größeren Frommen Ihrer selbst und der Menschheit, oder bei anderer Erziehung, bei anderen Lebensereignissen würden Sie als Virtuose der alten, statt der neuen Schule angehören." Und doch sind diese Aussprüche leicht zu rechtfertigen. Jeder, der Selbstkritik geübt hat, und bei Lesung dieser Ansichten nur flüchtig sein eigenes Leben durchwandelt, wird unwillkürlich die Wahrheit derselben herausfühlen.

Um aber noch eindringlicher die Gültigkeit dieser

Ideen nachzuweisen, habe ich versucht, die Romanform wieder zu beleben, und in nachfolgenden Schilderungen den innigen Zusammenhang zwischen Kunst, Künstler und Gesellschaft an gewissen musikalischen Richtungen und Typen unserer Zeit darzuthun.

Hamburg, im September 1847.

Der Verfasser.

Karoline Reichmann.

1.

Café Bury.

Tisch der Journalisten.

Alphons. Also die Reichmann hat Bankerott gemacht?

Carl. Zum zweiten Male in fünf Jahren.

Bernhard (ein Recensent von achtzehn Jahren). Deshalb war sie auch gestern so gut bei Stimme.

Alphons. Wie groß ist die Summe?

Goldheim. Lumperei. Sechs Tausend Thaler; unser „ernster Vater" hat's nicht verstanden, da war vor drei Jahren der Tenor ein anderer Kerl, unter dem fallirte sie mit Zehn Tausend Thalern.

Bernhard (vor sich hinmurmelnd). Sie hat doch himmlisch die Norma gesungen!

Feodor. Aber, meine Herren, orientiren Sie mich, kann denn eine Sängerinn hier zu Lande Bankerott machen, ohne von der Bühne entfernt zu werden?

Goldheim. Mein lieber Herr Darmstädter, hier zu Lande kann Alles Bankerott machen, sogar die Journalistik, und das will viel sagen. Was die Reichmann betrifft, so hat sie gestern die Norma gesungen, heute fallirt, und in drei Tagen wird sie als Nachtwandlerin wieder auftreten.

Feodor. Und das Publikum?

Goldheim. Sagt im Anfang nichts, nachher schreit's „Bravo", und am Schluß nach dem famosen: „Ei so komm doch", wirft's vielleicht gar Kränze —

Feodor (in Extase). Schönes Publikum — die Journalisten — Bankerott machen! —

Goldheim. Halt, mein Bester, nur dann, wenn sie Spritzenleute sind. —

Feodor. Was heißt — Spritzenleute? —

Goldheim. Das heißt, wenn sie pumpen können.

(Alle lachen, außer Bernhard.)

Bernhard. Wann ist die Nachtwandlerin?

Goldheim. Sonnabend.

Alphons. 's ist eine famose Parthie von ihr.

Carl. Das will ich meinen.

Bernhard. O, es ist ein herrliches Weib!

Feodor. Eine vortreffliche Sängerinn!

Goldheim. Das ist bei unserm Freund Bernhard identisch. —

Bernhard. Warum denn nicht? Um eine solche Norma, Desdemona, Nachtwandlerin hinzustellen, wie die Reichmann, dazu möchte eine vortreffliche Sängerin allein nicht ausreichen, dazu muß man ein großes Weib sein. —

Alle (mit verschiedenen Klangfarben in der Stimme). Ja wohl, ein großes Weib!

Tisch, an dem nichts als Publikum sitzt.

Commerzienrath (das Zeitungsblatt hinwerfend). 's ist eine Schande!

Theaterabonnent. — Viertausend Thaler Gage, Benefiz, Urlaub, und in fünf Jahren zweimal fallirt!

Fabrikant. Ich möchte nur wissen, was sie mit dem Gelde anfängt. —

Theaterabonnent. Das will ich Ihnen sagen, sie verthut's an ihre Liebhaber, und läßt die eignen Kinder darben.

Commerzienrath. Sie soll ja ein ganzes Dutzend davon haben.

Theaterabonnent. Ja, fünf, sechs sind bei ihr, die übrigen laufen in der Welt herum.

Ein Ehrenmann *). Welche Gräuel!

Theaterabonnent. O, mein Wackerer, das ist bei Weitem nicht Alles. Sie sollten erst die Wirthschaft im

---

*) Ein Ehrenmann ist in der modernen Gesellschaft ein Mensch, der zu Allem fähig ist, aber Klugheit genug besitzt, nie die Form zu verletzen, das einzige Mittel, stets in den Schranken der Gesetze zu bleiben. Anmerk. des Verfassers.

Hause mit ansehen — eine Völlerei vom frühen Morgen bis spätem Abend — ein wahres Bordell!

Fabrikant. Waren sie drinnen? —

Theaterabonnent. Nein, ich hab's mir erzählen lassen, die Sache ist ja stadtbekannt. — Und wenn das nur Alles wäre!

Ein Ehrenmann. — Noch mehr?

Theaterabonnent (leise). Man erzählt sich sogar, sie laufe des Abends den Männern nach.

Alle. Pfui der Schande!

Commerzienrath (zornig). Meine Herren, wenn ich daran denke, daß so freche Weibsbilder ungestraft umhergehen können, bin ich bei Gott im Stande, mich zu den Liberalen zu schlagen. —

Theaterabonnent. Aber warum dulden wir's, warum pfeifen wir die liederliche Person nicht von den Brettern hinunter?

Commerzienrath. Sie muß mit Polizei aus der Stadt gebracht werden.

Ein Ehrenmann. Die Menschen werden immer schlechter!

Fabrikant (den Ehrenmann starr ansehend). Ja, immer schlechter! —

Tisch der Bühnenmitglieder.

Dritter Liebhaber. — Meine Herren, ich kann Ihnen das Neueste mittheilen, die Reichmann —

Erster Komiker. Alte Geschichten!

Dritter Liebhaber. Hat einen neuen Liebhaber!

Alle (erster Baß, Baßbuffo, zweiter Liebhaber, zweiter Charakteristiker). Bah!

Erster Komiker. Still, da kommt der alte —

Ernster Vater. Guten Abend, meine Herren. —

Baßbuffo. Was fehlt Ihnen, Bester, Sie sehen ja so verdrießlich aus?

Ernster Vater (auffahrend). Was wollen sie damit sagen?

Erster Komiker (leise zum ersten Baß). Er hat bei Gott Recht!

Baßbuffo. Jetzt sehe ich erst recht, daß Sie verdrießlich sind. Doch, da fällt mir ein, das Fallissement der Reichmann —

Ernster Vater (aufspringend). Was geht mich das Weibsbild an; guten Abend, meine Herren! —

Alle. 's ist richtig. (Zum dritten Liebhaber) Aber was Sie nicht Alles wissen! —

Dritter Liebhaber (gleichgültig den Dampf seiner Cigarre wegblasend). Ich weiß noch mehr.

Alle. Was denn?

Dritter Liebhaber. Der neue Liebhaber ist der junge Komponist Adolph Stein.

Erster Baß. Derselbe, aus dessen Oper wir neulich im Concert gesungen haben?

Zweiter Charakteristiker. Ein Gelbschnabel!

Baßbuffo. Ein hübscher Junge, dabei talentvoll.

Erster Baß. Nun kann ich mir erklären, warum sich die Reichmann für die Oper so sehr interessirte.

Erster Komiker. Es ist ein Hiesiger?

Zweiter Liebhaber. Ja, die Aeltern sollen reich sein.

Dritter Liebhaber. Vermögend, mein Bester, ich bin gut unterrichtet. Uebrigens, meine Herren, für die Reichmann ist es mir lieb, der Stein ist ein nettes Kerlchen, der mindestens nichts von ihr ziehen wird. —

Zweiter Charakteristiker. Die alte Person hat doch immer Glück! —

Alle. Das weiß Gott!

Kellner. Meine Herren, die Uhr ist zehn Minuten vor halb sieben!

Erster Komiker, zweiter, dritter Liebhaber, zweiter Charakteristiker. Zehn Minuten vor halb sieben? Es wird Zeit (eilig ab).

Erster Baß (gähnend zum Baßbuffo). Wollen wir einen Domino ansetzen?

2.

Das Theater ist aus; die Menschen wogen heraus und zerstreuen sich unter einem köstlichen Maihimmel nach allen möglichen Richtungen hin. Balsamische Düfte durchzittern die Luft, ein tausendfaches Leben bewegt den Himmel und jauchzt der Menschheit ein fröhliches Willkomm zu. Hie und da vor dem Theater bilden sich Gruppen, man spricht über die Vorstellung. „Sie hat hinreißend schön gesungen," sagt der Eine, „und wie gespielt," der Andere. „Man hätte sie nicht zischen sollen," meinte ein Dritter; „aber, wie haben wir sie gerächt!" rief ein Vierter aus. „Ja, ja," meinten Alle, „es ist doch ein Glück, daß wir sie haben, wenn sie nur nicht so liederlich sein wollte!"

Nach und nach zerstreuen sich die Gruppen, das kurz vorher so lebendige Theater ist in Todesschlaf gesunken. Alles ruhig, geheimnißvoll, die Scheinkomödie ist in's Grab gestiegen, um in der Wirklichkeit wieder zu erwachen. —

In einer der Straßen des Theaterquartiers, in dem zweiten Stock, an dem Fenster eines großen, schönen Hauses, gehüllt in das faltige Gewand gelb damastener Vorhänge, steht eine Frau. Ihr Blick streift die Straße entlang, als suche, als erwarte sie Jemanden; dann und wann wirft sie ihn gen Himmel, wo er sich minutenlang zu verlieren scheint,

dann plötzlich nimmt er wieder die frühere Richtung. Schon eine halbe Stunde steht die Frau so, unbeweglich, träumend, und doch wieder fieberhaft erregt. Endlich tritt sie zurück, die Vorhänge schließen sich. Die Frau geht bald mit hastigem Schritt im Zimmer auf und ab, bald bleibt sie stehen, und hält ihr Ohr in gespannter Erwartung jedwedem Geräusch hin, das durch die Stille der Nacht zu ihr dringt; ihr Auge glüht dunkel und unheimlich, es rollt unstät umher, und gewahrt nichts von dem, was um sie ist. Endlich wirft sie sich in eine Sophaecke, in ihre Augen tritt eine Thräne, noch eine, und immer mehr, bis sie am Ende schluchzend in die Kissen des Sopha's zurücksinkt. Ihr Haar hat sich gelöst, ein starkes schönes Haar vom glänzendsten Schwarz. Es fällt in wilder Unordnung auf den entblößten Hals, der im Verein mit einem theilweise enthüllten Busen dadurch eine höchst verführerische Weiße erhält. Es ist eine große, starke Frau, die so schluchzt, eine Frau, die des Abends und in großer Toilette 26 Jahre zählen kann, am Tage aber unfehlbar die Dreißiger überschritten haben muß. Ihre Körperformen sind üppig und haben dabei Ebenmaß, namentlich dürfte ihre Büste manchem Bildhauer ein schöner Vorwurf künstlerischer Nachbildung werden. Ihr Gesicht ist rund und fleischig und wird großentheils nur belebt durch die glänzenden, dunkelschwarzen Augen, in denen allerdings der Geist, die Seele, die Poesie, kurz alles Göttliche, Künstlerische dieser Körpermasse ruht. Ein Roué würde an dieser Frau nur das Haar, die blendend weißen Zähne, vielleicht noch den kleinen Fuß wirklich schön und des Besitzes werth

erachten, während die Jugend Alles an ihr unwiderstehlich finden dürfte. Und trotzdem ist ihr Teint gelb und die Gesichtszüge sind welk und verlebt; aber ist doch noch ihr Mund da! der ist so klein und so geistreich, in den Winkeln desselben liegt so viel Schalkhaftes, Kokettes und zugleich Liebenswürdiges, daß man mit Recht von dieser Frau sagen könnte, ihre Seele ist in ihren Augen und in ihrem Munde.

Die große, starke Frau schluchzt noch immer, gleich einem Kinde, doch plötzlich richtet sie ihr Haupt auf — es hat geklingelt. Gewiß, es hat geklingelt — horch — Jemand eilt die Treppe herauf — noch eine — er pocht an ihre Thür; er reißt sie auf — er ist's. Und sie liegt in seinen Armen, oder vielmehr er in den ihrigen, sie jauchzt, sie jubelt, sie küßt seine Augen, seinen Mund, sein Haar — fort sind die Thränen, fort der Schmerz, sie ist glücklich, sie hat ihn in ihren Armen, sie kann ihn küssen, in sein blaues Auge schauen, sein blondes, lockiges Haar streicheln — o wer ist glücklicher denn sie!

Das ist Karoline Reichmann, die Primadonna, die schon zwei Mal fallirt hat, die „liederliche Person", und der ihr in den Armen, heißt Adolph Stein, der Liederkomponist, „der Gelbschnabel", das „nette Kerlchen", und wie sie ihn sonst noch nennen mögen. —

Karoline zieht den jungen Mann nach dem Sopha, auf dem sie beide Platz nehmen. „Ich habe fast zwei Stunden mit dem Abendessen auf Dich gewartet," hebt sie an, indem sie seine Locken hinter's Ohr zurückstreicht. —

„Verzeih, meine Liebe, Du bist selbst schuld daran," meint Adolph, ihre Hand ergreifend.

„Wie so das?"

„Warum hast Du so meisterhaft gesungen? Dein Gesang heute Abend hat mich ergriffen, wie noch nie, ich mußte nach Haus, und mir am Klavier noch einmal all' die schönen Stellen vergegenwärtigen, mit denen Du heute wahrhaft verschwenderisch warst. Sieh und darüber ist es so spät geworden."

Adolph sprach diese Worte mit so verschämter, kindlicher Offenherzigkeit, mit einem so reinen Accent der Wahrheit, daß seine Geliebte ihn aus lauter Rührung darüber küssen mußte. Und doch log mein guter Adolph, er log jedes Wort, das er bis jetzt gesprochen hatte. Er war weder im Theater, noch in seinem Hause gewesen, sondern einfach in der Kneipe; in Gesellschaft von Schauspielern, „räthselhaften Existenzen" und Harfenistinnen. Er hatte gezecht und sich „göttlich amüsirt." Schade, daß er fort mußte. Mußte? Ja, sie erwartet ihn ja, und die gute Karoline warten zu lassen, das thut ihm weh. Deshalb hat er sich auch von der „interessanten" Gesellschaft losgerissen und ist mit gähnendem Munde zu seiner Geliebten eingetreten. Mit einer Lüge, weil die Wahrheit die gute Karoline verletzen würde, und das darf ja nicht sein. Jetzt sitzt er da mit halbgeschlossenen Augen, der Kopf ist ihm schwer, er möchte gern schlafen; aber das wäre ja keine Liebe!

„Mein Gott, was fehlt Dir?" ruft Karoline besorgt aus; „bist Du krank?"

Adolph rüttelt sich auf. „Nicht doch, nicht doch," lallt er, „nur vorübergehend, ein Glas Champagner — würde mich — wieder auffrischen." —

Karoline holt aus dem Schrank eine Flasche hervor, entkorkt sie sehr geschickt und schenkt dem „Kranken" ein Glas ein. Er stürzt es herunter, springt auf, schüttelt sich und ist plötzlich ein Anderer geworden.

„Es ist vorüber, mein Liebchen," ruft er freudig aus. Dabei küßt er sie und herzt sie. Sein Auge strahlt, sein Mund lächelt, er sieht interessant aus.

Adolph Stein ist ein junger Mann von drei- bis vierundzwanzig Jahren, dem man jedoch in den meisten Fällen nur neunzehn geben würde. Sein ganzes Wesen hat etwas ungemein Jugendliches, die kindlich blauen Augen, die blonden Löckchen, die zarte, frische Gesichtsfarbe, die fein geschnittene Nase, Alles dies ließe eher auf einen hübschen Wildfang, als auf einen talentvollen Komponisten schließen, der größtentheils in Moll komponirt. Und doch ist dieses Kindliche nur Außenseite, und doch ist unser Adolph alles Andere eher, als ein Kind. Von vermögenden Aeltern geboren, wurde er früh in den Stand gesetzt, Vieles und viel zu genießen. Er that's mit heiterem Sinne, mit Naivetät und Unbefangenheit. Die Natur hatte ihm diese Eigenschaften in reichem Maße gegeben, und es dauerte lange, ehe sie getrübt wurden. Aber endlich mußte es doch so kommen; denn je vertrauter wir mit der Gesellschaft werden, desto mehr muß unsere Unbefangenheit schwinden. Namentlich birgt das Leben in der Künstlerwelt den Keim des Mißtrauens, der Heuchelei, des Scheins.

Die Gesellschaft erzieht alle Menschen mehr oder weniger zu Schauspielern; aber die Künstler- und ganz besonders die Musikerwelt thut dies noch weit mehr. Ich glaube, man würde auf merkwürdige Resultate stoßen, wollte man den Ursachen dieses Erfahrungsatzes nachforschen. Vor der Hand möge genügen, daß auch an Adolph die Macht desselben erprobt wurde. So lange er im väterlichen Hause war, umgeben von kunstsinnigen Dilettanten, die gern Künstler sein möchten, glich er dem Spiegel, der Alles auffing, was in sein Bereich trat, und idealistisch, künstlerisch wiedergab; aber als er nach Leipzig kam, um seine Studien zu vollenden, später nach Wien, um den letzten Schliff zu erhalten, als er die Künstler kennen lernte, mit berühmten Leuten verkehrte, die sich seiner, des reichen, jungen Virtuosen, so freundlich annahmen, mit ihm zechten, ja Freundschaft schlossen, als sein klarer, scharfer Verstand in die geheime Werkstatt schaute, wo berühmte Namen gemacht und erhalten werden, als er später gar das Theater kennen lernte, die Coulissenwelt, und sich so nach und nach die Trägheit eingestellt hatte — da war die Lüge auch mit gekommen, so ganz von selbst, unbemerkt, ohne daß er's wußte. Bis zu seinem achtzehnten Jahre war er fleißig gewesen, er hatte Alles gelernt, was wohlhabende Aeltern einen geliebten Sohn, von dem man sich goldne Berge verspricht, lernen lassen; er war bewandert in den modernen Sprachen, und verstand sogar, seinen Geist, sein Wissen auf eine liebenswürdige Weise geltend zu machen. Mit vierzehn Jahren ein fertiger Klavierspieler, und mit Allem ausgerüstet, ein junger Salonheld zu werden, entführte

ihn sein guter Genius rasch der Gefahr, und zwar nach Leipzig hin, wo er unter der Leitung zweier musikalischer Autoritäten in einen Kreis von Kunstjüngern trat, die mit dem Leben und den Genüssen desselben wenig vertraut, einzig und allein in den hehren Sphären der Kunst ihr Heil, ihre Befriedigung suchten und fanden. Solche Kreise haben wir in jeder Stadt, weil es in jeder Stadt jugendliche Kräfte giebt, die die Besprechung der Kunst und ihrer Interessen zum Deckmantel nehmen, um jenes unnennbare Sehnen nach gegenseitiger Mittheilung und Anschließung zu befriedigen, das in die menschliche Natur und namentlich in die Jugend gelegt ist. Da träumen sie laut hinaus all die schönen Regungen des Herzens, all' die Phantasien, die auf dem Grunde ihrer Seele ruhen, da glüht in ihrer schönsten Pracht, still und heilig im traulichen Stübchen eines Collegen, die Flamme der Ambition, die einzig würdige auf dem Altare der Kunst, und laßt es mich aussprechen, die einzige, mit deren Erlöschen der höhere Mensch ebenfalls zu Grunde geht. Adolph fühlte sich, wie überall, auch hier bald heimisch. Der stete Kontakt mit diesen keuschen Statuen reinigte seine Seele von den Schlacken, die etwa die corrumpirten gesellschaftlichen Beziehungen seiner Vaterstadt in ihm hervorgerufen haben konnten. Er fing an, das Klavierspiel, die Klippe, an welcher die meisten musikalischen Naturen scheitern, zu vernachlässigen, und sich ganz der Komposition hinzugeben. Bach und Händel erschienen ihm in einem neuen Lichte und die Größe eines Beethoven dämmerte am Horizont seiner Seele auf, wie der erste Strahl der aufgehenden Sonne. Es giebt zwar eine Menge jugend-

licher Tonkünstler, die in ihrem zwölften Jahre über Beethoven sprechen, als hätten sie ihn in ihrer Westentasche; aber diese Helden würden gar bald verstummen, wenn man sie fragte, was denn eigentlich an Beethoven so groß ist? Unser Adolph wußte es in seinem fünfzehnten Jahre noch lange nicht, trotzdem er ein gebornes musikalisches Talent war; aber es wurde Licht in seiner Seele, sein musikalisches Ohr erfaßte Noten, die es früher nie gehört hatte, und die eine Welt voll Ideen in der jugendlichen Brust anfachten, er fühlte wirklich bis in's Innerste seines Wesens zum ersten Male den collosalen Abstand zwischen sich und einer solchen Größe; aber er fühlte auch die Kraft, mehr zu werden, als er war. Und er wurde fleißiger, denn je, und der Fleiß nützte ihm; denn er hatte Bewußtsein, was man nicht von jedem Fleiße sagen kann. Während eines vollen Jahres erstaunten seine Lehrer über die Rapidität seiner Fortschritte, über den Aufschwung seiner Ideen, den er in seinen Kompositionen, die wie immer in Liedern, Trios und Quartetten bestanden, an den Tag legte. Wäre unser Adolph so fortgefahren, so würde er unbedingt ein großer Komponist geworden sein; aber seine älterliche Erziehung, die gesellschaftlichen Beziehungen in seiner Vaterstadt hatten einmal den Dämon der Eitelkeit in ihm geweckt, und der läßt sich auf die Dauer nicht unterdrücken. Als daher eine Pause in dem Feuereifer des jungen Tonkünstlers eintrat, als die Schwingen seines Genius für einen Augenblick zu schlagen aufhörten, da tauchte jener Dämon wieder auf, und hielt allerlei verführerische Reden, die auch ganz vernünftig klangen. Unser

Freund verlor die Geduld; überdies fühlte er sich so abgespannt, daß er sich einige Erholung gönnen mußte.

Der Frühling war gerade da, die Sonne schien so frisch und warm, so einladend, was Wunder, daß er die Arbeit liegen ließ und spazieren ging. So geschah's am ersten Tage, am zweiten wollte er seine Studien fortsetzen, aber das Wetter war wieder so schön, er ging noch einmal wieder spazieren. Am dritten Tage setzte er sich allerdings zur Arbeit nieder; aber da sie nicht so recht von statten gehen wollte, so sprang er auf, es ließ ihm keine Ruhe mehr im engen Zimmer, er mußte hinaus in's Freie, unter Menschen. O diese Unruhe ist ein gefährliches Symptom in dem Entwickelungsproceß einer künstlerischen Natur, ein Krankheitsstoff, der, wenn er nicht im Keime erstickt wird, den gänzlichen Ruin jener herbeiführt. Denn diese Unruhe ist, oder hat nichts Anderes zur Folge als Unordnung, und ohne Ordnung nichts Großes, nichts Dauerndes in der Welt. Bei unserm Adolph kam noch die natürliche Neigung seines Herzens, zu genießen, hinzu; eine Neigung, die plötzlich, nachdem sie ein ganzes Jahr lang gedämpft worden war, um so gebieterischer wieder hervortrat. Er suchte demnach das Café, Theater und sonstige Genüsse auf, welche Leipzig darbot, und er hatte dabei noch die gute Entschuldigung, daß er doch endlich einmal Leipzig kennen lernen müsse. Seine musikalische Beschäftigung reducirte sich wieder auf das Klavierspiel, auf die Improvisation, er opferte ihr jeden Tag eine Stunde, manchmal auch nur einige Minuten; nachdem er acht Tage lang flanirt hatte, konnte er es selbst vor dem Klavier nicht lange mehr

aushalten. Im Frühling sind wir Alle mehr oder weniger Poeten; es ist die einzige Zeit im Jahre, die selbst in das Herz eines abgenutzten Diplomaten noch Illusionen zu träufeln vermag. Wie viel mehr mußte Adolph das empfinden, der ja kaum in's Leben eingetreten war. Er träumte, was jedes jugendliche Talent im Frühling träumt — Liebe und Ruhm. Er wollte sich gedruckt und geliebt sehen, er baute Luftschlösser, er war moderner Poet, d. h. Egoist, die schlimmste Sorte, die es geben kann. So hatte er wohl schon vierzehn Tage gelebt, und war am folgenden bereit, ein Heft Lieder einem Verleger zum Druck anzubieten, als ihn sein Genius mit einem Manne zusammenführte, dem er seiner interessanten persönlichen Erscheinung wegen schon einige Male große Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Es war ein langer, hagerer Mann von einigen dreißig Jahren, mit blassem Knochengesicht, eigenthümlich glänzenden Augen und gebleichtem Haare. Der Mann war schon einige Monate in Leipzig, ohne daß Jemand etwas Näheres über ihn anzugeben wußte. Man sah sich regelmäßig im Café français und im Gewandhause, sonst nirgends. Er sprach mit Niemandem, und schien überhaupt für die Außenwelt ohne Leben zu sein. Es war in dem letzten Gewandhausconcerte der Saison, wo Adolph mit diesem mysteriösen Fremden bekannt wurde. Beide saßen auf der Tribüne nebeneinander. Man spielte die erste Symphonie eines jungen, aufkeimenden Talentes. Am Schlusse des sehr gelungenen Adagios konnte Adolph nicht umhin, aus voller Seele Bravo zu rufen und stark zu applaudiren. Da hörte er plötzlich neben sich mur-

meln „Und ohne Neid?“ Ueberrascht blickte er seinen Nachbar an; der ließ sein Auge auf ihm ruhen, ernst und milde, wie ein stiller Stern am Himmelsdom. Es lag so viel Rührung, und zugleich so viel Poesie in diesem Auge, daß unser Adolph wunderbar davon ergriffen wurde, und sich sogar eine Thräne in seine Wimpern drückte. Es war, als wenn ein Vater, ein echter Freund ihm zur Seite saß, schon wollte er sich in seine Arme stürzen, als das Scherzo begann, das unglücklicherweise wenig in die Stimmung unsers Freundes paßte. Es war ein Scherzo bloß dem Namen nach, wie wir's in fast allen Symphonieen der Neuzeit haben, ohne Geist, ohne Humor, übrigens der beste Beweis von der Schwäche des Talents. Diese Musik schrillte wie eine herbe Dissonanz in die Seele des jungen Mannes, und er holte tief und freudig Athem, als sie verklungen war. Das Mißvergnügen, welches dieser Satz hervorrief, brachte die beiden Leute mehr zusammen, als wenn derselbe gut ausgefallen wäre. Das ist immer so. Die Menschen schimpfen gern in Gesellschaft, und loben so viel wie möglich im Stillen. Der Fremde war anfänglich sehr karg mit Worten, und was er später sagte, ließ unsern Adolph Mund und Ohren aufsperren. Als das Concert aus war, forderte der letztere den Fremden auf, mit ihm den Abend in seiner Wohnung zuzubringen. Der lange, hagere Mann lächelte, wie wir etwa über den naiven Wunsch eines Kindes lächeln würden; trotzdem ging er mit. Es war um Mitternacht, als der Fremde zu ihm sagte, indem er in ein Notenheft hineinblickte: „Nach dem, was Sie mich heute Abend von Ihren Kompositionen kennen

gelehrt haben, möchte ich Ihnen wohl rathen, sich ganz und gar der Oper zuzuwenden, d. h. Ihre Studien bloß darauf zu richten, einst, nach vielen Jahren, wenn Sie das Leben und die Geschichte so in sich aufgenommen haben, daß Ihr künstlerischer Sinn davon ungetrübt geblieben ist, Opern zu componiren. Bis dahin lassen Sie keine Note drucken; componiren Sie so viel Sie wollen, Chöre, Arien, Lieder mit Orchesterbegleitung, aber nur für Ihr Pult. Jedes Opus, was Sie jetzt herausgeben würden, wäre ein Fleck an Ihrer Zukunft, hüten Sie sich davor; ich kenne viele Komponisten, die sich auf diese Weise ihre Zukunft, ihre Unsterblichkeit untergraben haben."

Am folgenden Tage war der Fremde aus Leipzig fort. Dieses plötzliche Verschwinden diente nur dazu, die Erscheinung und Worte desselben noch tiefer in das Gedächtniß unsers Freundes einzugraben. Er sah plötzlich vor seinen Augen ein bestimmtes Ziel, dem er zuzusteuern hatte; dies erfüllte ihn wieder mit Energie, ließ ihn wieder arbeiten, und gab auch den Wünschen seiner Ambition einen neuen Spielraum. Die meisten jungen Componisten studiren in den Tag hinein, ohne praktische Anwendung für ihr Talent. Sie lernen Alles und sind in keinem Felde ordentlich zu Hause. Daher kommt es denn auch, daß, wenn die Zeit da ist, wo sie von ihrer Kunst existiren sollen, die letztere sie hart im Stiche läßt. Adolph wußte endlich, was er werden wollte — Opernkomponist. Er sah im Geiste schon das volle Haus, sich selbst am Pulte, seine erste Oper dirigirend, später auf den Brettern, den Jubel des Publikums entgegennehmend.

O, wie das stachelt, wie das fleißig macht! Adolph hatte bei seinen Lehrern den Abschnitt der Instrumentation durchzumachen. Die Letzteren waren nicht wenig erstaunt, als ihr Schüler ihnen nichts als Arien, Chöre, Lieder, ja sogar Entreacts brachte. Auf ihr Befragen antwortete er keck, „ich will Opernkomponist werden," eine Antwort, die die Lehrer mit geheimem Schauder erfüllte. „Schade um den jungen Mann!" meinten sie, als sie allein waren.

Unser Freund hatte wohl ungefähr ein Viertel Jahr die Winke benutzt, die ihm der Fremde gegeben hatte, als ihm der Zufall mit einem jener Poeten zusammenführte, an denen es in Leipzig bekanntlich nicht mangelt. Der hatte schon viel gedichtet, und so auch einen Operntext. Kaum hatte dies unser Adolph vernommen, als er den Poeten beschwor, ihm den Text zu überlassen. Der war auch so freundlich, sich dazu gegen ein Honorar von zehn Louisd'ors zu verstehen. Adolph eilte mit dem Fund nach Hause, und fing stehenden Fußes an zu komponiren. Nach einem halben Jahre war die Oper fertig. Er brachte sie seinen Lehrern, die schlugen die Hände zusammen über solchen Frevel; da aber unser Adolph sie zu beschwatzen wußte, und sie überdies weder einen Text noch eine Oper zu beurtheilen verstanden, so sahen sie die Oper durch, corrigirten Einiges, verballhornisirten Anderes, und entließen ihren Schüler als ein „beachtungswerthes Talent."

Adolph kehrte mit gehobenem Haupte in seine Vaterstadt zurück. Es dauerte nicht lange, so war bei allen Verwandten, Bekannten und Freunden die Nachricht verbreitet, daß der

„geniale" Adolph Stein eine Oper komponirt habe, und noch nicht siebenzehn Jahre alt sei. Das Letztere war eine kleine Ungenauigkeit, denn unser Freund zählte beinahe achtzehn; aber es ist nun einmal so, daß nichts im öffentlichen Leben geschieht, ohne daß die Lüge ihren Antheil daran hat. Man brachte die Geschichte in die Zeitungen, und der „Patriotismus" verlangte gebieterisch von der Direktion, die Oper des jungen Landsmannes zur Aufführung zu bringen. Die Direktion ließ sich endlich die Partitur geben und meinte nach Durchsicht derselben, daß, wenn „der junge Mann" Musik und Text total umarbeitete, vielleicht die Möglichkeit vorhanden wäre, daß die Oper nicht ausgezischt würde. Dieser Direktionsstyl kühlte etwas den Eifer der Freunde ab, und erweckte in unserm Adolph wieder die Sehnsucht nach der Fremde. Er ging „zur fernern Ausbildung" nach Wien. Hier gefiel es unserm Freunde ganz außerordentlich wohl. Er bildete sich in der Kaiserstadt so aus, daß er nach Verlauf von drei Monaten um tausend Gulden leichter war, und seine Aeltern anfingen, in ihren Briefen ganz bedenkliche Wendungen zu gebrauchen. Fünf Jahre später würde Wien dem „beachtenswerthen Talente" von großem Nutzen gewesen sein; jetzt war es aber sein Verderben. Adolph's innerste Natur gewann mit einem Schlage wieder die Oberhand, die war, von Allem zu profitiren, und nichts zu thun. Adolph konnte aus Allem lernen, aber er war nicht für die Nutzanwendung auf seine eigene Entwickelung erzogen, er hatte nicht gelernt, energisch zu sein, um die Flanerei seines Wesens zu bekämpfen. So wußte oder vielmehr fühlte er nach den drei Mo-

naten seines Wiener Aufenthaltes recht gut, woran es in seiner Oper mangele; aber da er nicht einmal Zeit hatte, ein Lied zu komponiren, wie viel weniger konnte er sie finden, seine Oper umzuarbeiten. Aber was hatte unser Freund denn zu thun? Entsetzlich viel, er mußte Proben anhören, Mittag essen, Café trinken, Billard spielen, in's Theater gehen, und zum Schluß noch gar soupiren. Noch mehr, er mußte flaniren in den Straßen und in den Kunstläden, Bekanntschaften machen, Liebesintriguen einfädeln und ausspinnen, und vor allen Dingen Briefe an den Papa schreiben, den hoffnungsvollen Sohn nicht im Stich zu lassen. Dies mußte aber doch endlich geschehen; eines Morgens befand sich unser Adolph ohne einen Kreutzer, und im Besitz einer hübschen Portion Schulden. Und er fing zu philosophiren an. Das Resultat war, daß er seine Mappe zur Hand nahm, seine alten Kompositionen daraus hervorzog und sie zu einem Verleger trug. Man hatte den jungen Blondin seines Geistes und seiner Liebenswürdigkeit wegen recht gern, und da man von ihm wußte, daß er ein „beachtungswerthes Talent" sei, obgleich man noch nichts von ihm kannte (in Wien ist diese Procedur eine sehr gewöhnliche), so wird es meine Wiener Leser vielleicht weniger überraschen, wenn ich ihnen sage, daß der Verleger unserm Freunde einige Gulden vorstreckte, und ein Paar Hefte Lieder umsonst nahm. Die Lieder erschienen und wurden in mehreren Concerten einige zwanzig Male „gebis't." Die Journale bemächtigten sich des Komponisten und machten aus ihm eines der bedeutendsten Talente der neuern Zeit. Also endlich war auch für unsern

Adolph die Stunde gekommen, wo er in die Privatkabinette der Verleger und einiger Sängerinnen treten, wo er seine Melodieen auf der Straßenorgel pfeifen hören, wo er sich an den Boutiquen und Affichen lesen konnte! Wie ihn das glücklich und — fleißig machte! Er dachte wieder an die Zukunft, an seine Oper. Da tauchte aber auch jener fremde Mann vor seiner Seele auf, wie es schien mit vorwurfsvollem Blick. Adolph glaubte diesem Gespenst nicht besser entgehen zu können, als wenn er an seiner Oper fleißig arbeitete. Aber diese Beschäftigung erforderte großen Ernst, große Ruhe des Geistes; beides Dinge, die unserm Adolph fremd geworden waren. Da er nun eine Menge Bestellungen auf Lieder, und keine einzige auf eine Oper hatte, so wußte er sich sehr leicht zu bereden die letztere liegen zu lassen und „den Wünschen des Publikums" (und der Verleger) nachzukommen. Er komponirte demnach Lieder; fand jedoch zu seinem großen Schrecken, daß sie schlechter ausfielen als seine früheren. Die Melodieen kamen geleckter zum Vorschein, und paßten zum Text, wie die meisten Melodieen zu den Worten, nach denen sie komponirt sind. Aber sie klangen, und die Worte hört man ja in der Regel nicht. Deshalb waren auch die Verleger mit diesen Kompositionen vollkommen einverstanden, nicht minder die Salon- und Concertwelt, für die sie bestimmt waren. Adolph hatte noch Originales genug, um in der Fluth von abgenutzten Talenten Interesse, selbst Aufsehen zu erregen. Er kam en vogue, er wurde Salon- und Journalheld. Das ist die gefährlichste Periode für ein junges Talent, über die die wenigsten glücklich hin-

wegkommen. Adolph wurde im eigentlichen Sinne des Worts das enfant gâté der Wiener Gesellschaft. Man nahm ihn sich gegenseitig aus den Armen, um ihn zu hätscheln, man fütterte ihn mit so viel Süßigkeiten, daß ihm am Ende der Magen verderben mußte. In der That, unser Blondin wurde recht blaß aussehen, die Augen verloren an Glanz, die zarten Gesichtszüge an Frische, und spiegelten am Ende in erschrecklicher Gewißheit jede partie fine, jede verlebte Nacht wieder. Aber das machte den „Kleinen" nur noch interessanter, er stieg dadurch im Preise. Er wurde ein Spielball der Damen, und Entsetzen! das schmeichelte dem armen Jungen! Es that ihm wohl, in der chronique scandaleuse gewisser Damen der haute volée eine Hauptrolle zu spielen, es that ihm wohl, weil er sich beneidet fühlte. Ach, Adolph zählt erst neunzehn Jahre und ist eine Künstlernatur, d. h. ein Mensch, den die Gesellschaft zwingt, seine persönliche Eitelkeit so auszubilden, bis sie am Ende eine Höhe erreicht, wo sie der Jämmerlichkeit, selbst der Philisterhaftigkeit, ja sogar dem Wahnsinn die Hand reicht. Daher kommt es auch, daß unsere gepriesensten Künstler oft schon im jungen Alter Philister werden. Mit dem Bloßstellen der Persönlichkeit des Künstlers, was wir jetzt nicht mehr allein bei der Schauspielkunst, sondern bei allen Künstlern antreffen, mußte die Keuschheit, die Naivetät der Künstlernatur verloren gehen, und eine Persönlichkeit Anfang und Ende aller künstlerischen Productionen werden, in der sich nichts als die entnervte Gesellschaft widerspiegeln kann. Wundert ihr euch noch, daß den Gebilden der modernen Kunst Charakter abgeht?

Adolph fühlte sich also glücklich, an der Seite der Gräfin B. in den Prater zu fahren, deren Gemahl auf Reisen war, oder am späten Abend noch Zutritt bei der ersten Tänzerin zu haben. Das war doch etwas Ersatz für die Mahnungen seines Gewissens, die wie Uhrrufe dann und wann durch die Bacchanalien seines Lebens hindurch drangen, für die wenigen Brocken, die er auf dem Altare des Ruhms niederlegte, für den Fleiß, den einige seiner Collegen geltend machten, und endlich für die entsetzlich langweiligen Briefe seiner Aeltern. Die Letzteren wunderten sich nämlich nicht wenig, daß ihr Herr Sohn, von dem so viel in den Zeitungen zu lesen war, immer mehr und mehr Geld brauchte, die guten Leute hatten keine Ahnung von der Lebensweise ihres genialen Knäbleins: Sie wußten nicht, daß der neunzehnjährige Jüngling ein Appartement am Graben, und obendrein einen Domestiken hatte, daß er sehr viel Frisur, Shawls, Handschuhe und Lackstiefeln brauchte, daß er selten zu Fuße ging und noch seltener etwas arbeitete. Und da die guten Aeltern Alles dies nicht wußten, so hielten sie die Geldforderungen ihres Sohnes für Scherz, und beachteten sie nicht. Dadurch wurde denn unser Adolph natürlich immer von Neuem gezwungen, Schulden zu machen, und als dies nicht mehr gehen wollte, endlich zu arbeiten. Aber nach einer durchwachten Nacht mit brennendem Kopf und abgespannten Nerven zu componiren, konnte eben nichts Erfreuliches sein, zumal wenn jeder herannahende Schritt, jedes schüchterne Klopfen an die Thür einen Gläubiger vermuthen ließ. Adolph schrieb auf diese Weise sechs Lieder, die zwar

sehr leicht einen Verleger fanden, aber den Componisten schnell wieder aus der Mode brachten. Die Lieder trugen die Schweißtropfen an der Stirn, welche der Verfasser dabei vergossen hatte, es tönte in ihnen das ängstliche Herzklopfen eines von Schulden belasteten moralisch und physisch heruntergebrachten Talentes wieder. Die Journalistik, schon längst eines Anlasses harrend, dem „glücklichen" Adolph Eins zu versetzen, ließ ihn fallen; was man früher übertrieben gelobt hatte, wurde jetzt übertrieben getadelt, man machte Seitenhiebe, und siehe da, mit einem Male war unser Freund aus dem Sattel gehoben, und lag weit aus dem Bereich der öffentlichen Theilnahme. Die haute volée meinte plötzlich, er blasse ab, er sei nicht mehr hübsch, und hatte bereits einen andern Spielball; nur die Tänzerin blieb dem Verlassenen treu, sie liebte ihn leidenschaftlich und glühend, wie eine Tänzerin lieben kann; konnte aber dennoch nicht verhindern, daß sie eines Morgens statt ihres Adolphchen einen Brief empfing, in welchem sie von seiner Abreise und seinem „baldigen Wiederkommen" unterrichtet wurde.

Adolph kehrte mit einer ziemlichen Schuldenlast, einem passablen Namen als Liederkomponist und einigen Illusionen weniger in seine Vaterstadt zurück. Er war zwei Jahre in Wien gewesen, und hatte während dieser Zeit viel gelernt, wenn auch noch mehr verlernt. Es stellte sich endlich bei ihm ein fürchterlicher Katzenjammer ein. Man möge mir den Ausdruck verzeihen, er ist bezeichnend für Adolph's Lage. Der junge Mann fühlte seine Phantasie erschöpft, er saß stundenlang vor dem Pianoforte, ohne eine Melodie finden zu

können, noch schlimmer, er hatte keine Begeisterung mehr für seine Kunst. Eine namenlose Angst ergriff ihn, sein Leben, seine Vergangenheit, seine Zukunft traten ihm im fürchterlichen Ernst entgegen, er fühlte sich elend, krank, *er fühlte sich alt*. In der That, er war alt geworden, die Jungfräulichkeit seiner Empfindungen war dahin, er sah wohl noch die Spur des Edlen, Schönen; aber sie reizte ihn nicht mehr. Ja, er ertappte sich sogar auf einem bittern, ironischen Lächeln bei ihrem Anblick. Wohl dem, der nie ein solches Lächeln gekannt hat!

Adolph war bereits vierzehn Tage in seiner Vaterstadt zurück, als sein Vater ihm eröffnete, daß er ihn nicht ferner unterstützen könne, indem sein Vermögen einen empfindlichen Stoß erlitten hätte, überhaupt müsse der Herr Sohn endlich einmal auf eignen Füßen stehen lernen. Vielleicht würde diese Nachricht unsern Adolph weniger ergriffen haben, wenn der Vater, die Mutter, die Geschwister nicht schon einige Male geäußert hätten, daß es doch wohl besser gewesen wäre, den Sohn Kaufmann statt „Genie" werden zu lassen. Nicht bloß im älterlichen Hause, sondern auch unter den Freunden und Bekannten tauchten leise Zweifel an seinem Talente auf. Schon machten sich einige Aeußerungen Luft, wie „eine verfehlte Carriere", oder „schade um das Geld, das er gekostet hat", oder „den Aeltern geschieht schon Recht" ꝛc., schon zuckte man im Publikum die Achseln, wenn von Adolph Stein gesprochen wurde, schon lächelte man vornehm mitleidsvoll, wenn er daher schlenderte, blaß und gebeugt, wie die geknickte Hoffnung, — als seine Mutter erkrankte, und bald

darauf starb. Dieses Ereigniß rüttelte den jungen Mann aus seiner Lethargie auf, und führte den Ernst des Lebens vor seine Seele. Der Stolz und das Gewissen regten sich, sie weckten die Ambition, und diese wieder die Energie. Das war die Prozedur, durch welche Adolph von Neuem an den Arbeitstisch geführt wurde. Diesmal geschah es aber nicht mit jener kindlichen Sorglosigkeit, die bloß die eigene Freude am Schaffen und Ruhm und Auszeichnung im Auge hat, sondern mit jenem heiligen Ernst, der sich unaufhörlich sagt, an deiner Arbeit hängt deine Existenz. — Adolph wollte um jeden Preis die Aeußerungen seiner Freunde zu Schanden machen, und die vortheilhafte Meinung, welche man früher von ihm gehegt hatte, rechtfertigen. Er wollte Namen und Position haben, er sagte sich dies ganz im Stillen; aber mit einer Entschlossenheit, die sehr bedenklich erscheinen mußte; denn sie hatte mehr von der Verzweiflung eines Abenteurers, als von dem begeisterten Feuer einer künstlerischen Seele. Darum schrieb er keinen Satz nieder, ohne sich vorher unter den Schutz der Klugheit und der Berechnung gestellt zu haben. Er glaubte hiezu um so mehr berechtigt zu sein, als ihm eine ähnliche Prozedur aus den Werken aller Derer hervorzuleuchten schien, die eben Namen und Position hatten. Er brachte ein System in sein Schaffen, ein System, hervorgegangen aus der Beobachtung der Menschen und der gesellschaftlichen Zustände. Mit dem ihm eigenthümlichen scharfen Verstande suchte er all' die Richtungen, welche in der musikalischen Literatur das Gros des Publikums auszuzeichnen pflegt, in eine einzige zu verschmelzen, alle die Bemerkungen

und Wahrnehmungen, die er bis jetzt in den Theatern gemacht hatte, drängten sich ihm wieder auf, und ließen ihn ein System ausbilden, das einzig und allein das Publikum und seine Schwächen im Auge hatte. Er dachte nicht mehr an sich, an die Kunst, an die Poesie, sondern immer und ewig nur an den Applaus, an die „bis", an die Tantieme. Das waren die Genien, die ihn umschwebten, und unter deren Aegide am Ende eine Oper erstand, die sehr viele Effekte und wenig wahre Musik enthielt. Aber das kümmerte unsern Adolph nicht, um so weniger, als der Papa nur zu oft äußerte, daß der Sohn noch immer kein Geld verdiene. Der gute Mann ahnte wie so viele seiner Collegen nicht, daß er sein Kind mit diesen Aeußerungen in die Arme der Gemeinheit, der Heuchelei, des Betrugs führte. Es ist leider nur zu wahr, daß die meisten Talente an der älterlichen Erziehung zu Grunde gehen.

Adolph wußte recht gut, daß es sehr wenig war, eine Oper fertig geschrieben zu haben, es galt, sie zur Aufführung zu bringen. Er überlegte das Wie: Kritiken schreiben? Er erkannte rasch, daß dies eine Waffe sei, die man immer gegen sich selbst kehrt, so wie man sie nicht mit einer ehrlichen, reinen Hand führt. Noch im Sinnen über die Mittel begriffen, sein Capital lebendig zu machen und Zinsen tragen zu lassen, gab ihm der Zufall ein Mittel an die Hand, seinen Zweck zu erreichen. Er wurde mit Karoline Reichmann bekannt. Die Primadonna hatte nämlich in einem Theaterconcerte eins seiner früheren Lieder gesungen, und damit so außerordentlich effectuirt, daß es **da capo** verlangt wurde.

Dies bestimmte unsern Helden, sich bei ihr einführen zu lassen. Ein dunkles Gefühl sagte ihm, er müsse hier auf Sympathieen stoßen. Und so war es auch. So wie jede Sängerin, jeder Sänger einem Liederkomponisten vor den übrigen den Vorzug giebt, so auch Karoline Reichmann. Durch Zufall mit den Liedern Adolph Stein's bekannt geworden, hatte sie so viel Gefallen daran gefunden, daß sie fast immer eins oder zwei derselben zum öffentlichen Vortrage wählte, und sich sogar schon nach dem Verfasser erkundigt hatte. Als dieser daher bei ihr eintrat, und sie in ihm den hübschen Blondin erkannte, der schon einige Male im Theater ihre Aufmerksamkeit zu fesseln vermochte, drückte sie ihm mit der ihr eigenen Natürlichkeit und Wärme die Hand und war ganz Auge und Ohr. Am folgenden Tage erschien unser Adolph zum Café bei ihr, acht Tage darauf war er mit dem ganzen Theaterpersonal bekannt, vierzehn Tage weiter gab er ein Concert, in welchem die Hauptpiecen seiner Oper von den Theatersängern mit „außerordentlichem" Beifall zur Aufführung kamen, und jetzt in der Mitternachtsstunde sitzt er bei seiner — Freundin Karoline Reichmann auf dem Sopha, die ihm so eben mit strahlenden Augen und freudiger Miene vertraut, daß in vierzehn Tagen ihr Benefiz sei, wo eine gewisse Oper von einem gewissen Adolph Stein zum ersten Male das Lampenlicht erblicken solle.

Unser Freund konnte bei dieser Nachricht nicht umhin, seine Nachbarin sehr liebenswürdig zu finden, und sie an sein Herz zu drücken. Wenn er früher noch nicht völlig wach war, so wurde er's jetzt gewiß.

„Wie gut Du bist!“ rief er aus, indem er schnell ein Glas Champagner leerte. „Du sorgst für mich, wie für Deinen Bruder, und ich“ —

„Du liebst mich ja!“ fiel Karoline rasch ein.

„O gewiß, ich liebe Dich,“ sprach Adolph gerührt, und wirklich von Dankbarkeit erfüllt, „ich habe nie so geliebt!“ —

Karoline ist glücklich, sie glaubt an diese Liebe!

„Hast Du aber auch meinen Rath befolgt?“ fragte sie weiter, indem sie dem Blondin das Gesicht streichelte.

„Gewiß“, entgegnete er, „ich habe dem ganzen Theater, vom Portier bis zum Director, die Cour gemacht, mit Diesem gezecht, mit Jenem gespielt, mit Andern wieder geistreich gethan, kurz all' diesen Eitelkeiten geschmeichelt, aus denen unser wie jedes Theater zusammengesetzt ist.“

„Wie stehst Du denn mit dem Kapellmeister?“

„So so, ich habe leider noch nicht die Courage gehabt, ihn einen schönen Mann zu nennen.“

„Versäume das nicht, mein Guter, ich glaube bemerkt zu haben, daß der Dir entgegen arbeitet.“

„Laß ihn nur, das ist sein Geschäft; ich werde dieses Gemisch von Neid, Perfidie und maßloser Eitelkeit zu bezwingen wissen. Die Hauptsache ist die Einwilligung der Directoren, und die hast Du ja!“ —

„Schon seit acht Tagen.“ —

„Und noch keine Probe angesetzt?“

„Lieber Freund, dazu haben wir noch lange Zeit, um so mehr, als die Hauptpartheien zum großen Theil schon in Deinem Concerte gesungen sind. Vor der Hand hast Du

Dich um den Chor zu bekümmern. Wie stehst Du mit seinem Director?"

„Den kenne ich kaum."

„Das ist schlimm. Gehe morgen gleich zu ihm, und sage ihm, daß sich eine Dame in ihn verliebt habe. Das hört er gar zu gern. Mit den Tänzerinnen werde ich schon sprechen." —

Karoline sagte die letzten Worte sehr rasch, um Adolph's Mund schwebte ein eigenthümliches Lächeln. —

Es entstand eine Pause, die Sängerin beschäftigte die Liebe, den Komponisten der Ehrgeiz. Die Lampe auf dem Tisch brannte trübe, ihr Lebensstoff, das Oel, war beinahe aufgezehrt. Die Stille der Nacht machte sich auf eine unheimliche Weise im Zimmer geltend, Karoline schmiegte sich an ihren jungen Freund, der liebkos'te sie, und dachte an seine Oper. Plötzlich richtete er sich auf. „Hast Du nichts gehört?" fragte er.

„Otto hat sich wohl geregt," entgegnete sie. Sie stand auf und ging in's Nebenzimmer. Hier lag in einer Wiege ein Knabe, von den schwachen Lichtstrahlen einer Nachtlampe beleuchtet. Der Knabe schlief, ein Lächeln spielte um seinen Mund, als wenn er seine Mutter begrüßen wollte. Diese neigte sich über ihn, o welch ein tiefer Born von Liebe entstrahlte ihren Augen. Sie schob die Decke wieder über die etwas entblößte Schulter des Kindes, dann faltete sie die Hände und richtete einen Blick gen oben. Dieser Blick war das Gebet einer schönen Seele.

Nach zwei Stunden verließ Adolph die Sängerin. Der

Morgen graute, ein halbes Licht war über die Häuser ausgegossen. Tiefe Stille herrschte in den Straßen, sie glichen einem Todtenacker, die Häuser den Leichensteinen. Eine Katze lief über den Weg, Adolph achtete ihrer nicht; aber plötzlich schritt eine lange, hagere Gestalt vor ihm auf. Wo war sie hergekommen? Adolph wußte es nicht zu sagen, sonderbar! Die Gestalt beunruhigte ihn. Sie schritt so unheimlich, so geisterhaft einher, wie der Tod. Wider Willen mußte Adolph an jenen mysteriösen Fremden denken, mit dem er in Leipzig eine so merkwürdige Unterredung gehabt hatte. Zum Glück stand er jetzt vor seiner Wohnung, er sprang die steinerne Treppe hinan, schloß die Hausthüre auf und war eben im Begriff sie zuzuschlagen, als sein Blick auf das Antlitz jener unheimlichen Gestalt fiel. Es war der Fremde aus Leipzig.

3.

Im Volksgarten.

Tisch der Journalisten.

Goldheim. Meine Herren, wie ist heut' die Probe ausgefallen? —

Bernhard. Die Reichmann —

Goldheim. Hat himmlisch gesungen, wir wissen's schon. Ich spreche von der Musik unsers kleinen Operncomponisten.

Carl. Sie wird durchfallen.

Goldheim. Ah! Warum aber?

Carl. Weil die neue Sängerin schauderhaft ist. —

Bernhard, Ja, schauderhaft; die Reichmann —

Goldheim. Meine Herren, Sie sprechen in Räthseln — was für eine neue Sängerin?"

Carl. Sie wissen doch, daß in Stein's Oper eine Altpartie ist, und daß er in Verzweiflung war, sie nicht besetzen zu können. Vorgestern kommt nun eine Sängerin an, die sich beim Director als Altistin meldet. Man giebt ihr

die Parthie, heut' ist die Probe, und denken Sie sich, die Dame ist total Anfängerin. —

Alphons. Aber schön wie ein Seraph.

Bernhard. Die Reichmann —

Goldheim. Ist schöner, wir wissen's schon. Was fängt der Kleine nun an?

Carl. Morgen soll noch einmal probirt werden.

Goldheim. Und wenn's nicht besser geht?

Carl. Fällt die Oper durch! —

Alle (mit verschiedener Klangfarbe in der Stimme). Ah!

Alphons. Still, da kommt der Kapellmeister, vielleicht kann der uns mehr sagen.

Kapellmeister. Guten Abend, meine Herren!

Goldheim. Eben recht, daß Sie kommen, geben Sie uns doch einige Andeutungen über die Musik unsers Freundes Stein, kann man sie loben, muß man sie tadeln, was meinen Sie!

Kapellmeister. Meine Herren, ich spreche nicht gern über Opern, die noch nicht gegeben sind. Wir sind zwar unter uns, der junge Stein ist unser gemeinschaftlicher Freund (er wirft bei diesen Worten forschende Blicke auf seine Zuhörer) und man sollte glauben, daß man sich da wohl ein Wörtchen im Vertrauen erlauben dürfe; allein —

Goldheim. Kapellmeisterchen, ohne Umstände, was halten Sie von der Oper des Kleinen.

Kapellmeister (nach einer Pause und einem wohlbedächtigen Achselzucken). Aufrichtig gesagt, gar nichts!

Carl.
Goldheim. } Hm!
Alphons.

Bernhard (für sich). Der Kapellmeister hält nichts von der Musik, die Oper wird Kasse machen. O die Reichmann! —

Kapellmeister. Meine Herren, Sie wissen wie gern ich Talente unterstütze —

Goldheim. O Sie sind ein Ehrenmann.

Die Uebrigen. Ehrenmann!

Kapellmeister. Ich werde für unsern Freund thun, was ich kann.

Carl. Er ist eigentlich zu jung für die Oper.

Kapellmeister. Das ist's, ich habe erst im dreißigsten Jahre die meinige componirt.

Goldheim (für sich). Sie fiel durch! —

Kapellmeister. Doch, wer weiß, vielleicht giebt die neue Altistin den Ausschlag. —

Alle (lachen).

Kapellmeister. Meine Herren, lachen Sie nicht, es ist ein eminentes Talent.

Goldheim (lachend). Wie heißt denn dieses „eminente Talent"?

Kapellmeister. Sophie Bader! Nur immer zu, wir werden uns sprechen. (Aufstehend) Guten Abend, meine Herren! —

Goldheim. Die Altistin ein „eminentes Talent", armer Adolph! —

Tisch, an dem nichts als Publikum sitzt.

Commis. Geht da nicht Adolph Stein?

Lehrling. Ja, wie er sich macht!

Detaillist. Als wenn er nicht mit uns in die Schule gegangen wäre.

Lehrling. Freilich, es ist ein berühmter Mann geworden.

Detaillist. Berühmt? Ein Habenichts ist er, eine Schande seiner Familie.

Commis. Ein liederlicher Strick, das nennen die Leute genial. —

Detaillist. Er wird noch auf dem Miste enden.

Lehrling. Werdet Ihr hingehen, wenn seine Oper ist?

Commis } (eigenthümlich lächelnd). Gewiß, wir wollen
Detaillist } gerecht sein!

Tisch der Bühnenmitglieder.

Ernster Vater. Sophie Bader heißt sie?

Dritter Liebhaber. Ja, es soll übrigens ein angenommener Name sein.

Baßbuffo. 's ist bei Gott ein schönes Mädchen.

Bariton. Keine Stimme.

Baßbuffo. Sie hatte Angst, sag' ich Dir.

Zweiter Tenor. Woher mag sie sein? —

Dritter Liebhaber. Wollen Sie mich nicht verrathen? Es ist die Tochter unsers alten Directors.

Die Uebrigen. Bah! —

Dritter Liebhaber. Verlassen Sie sich darauf, ich habe selbst gehört, wie der Alte zu ihr sagte: „Nur Muth, meine Tochter."

Baßbuffo (lacht). Der Witz ist gut. —

Zweiter Tenor. Wie viel Töchter hat der Alte eigentlich?

Erster Baß. Das kannst Du am Besten in Wolff's Theateralmanach nachschlagen.

Dritter Liebhaber. Still, meine Herren, wir werden beobachtet.

Baßbuffo. Sie meinen den langen Kerl da am andern Tisch. —

Ernster Vater. Sagen Sie mir nur, was für ein Mensch ist das? Ich habe ihn schon zwei Mal gesehen, jedesmal schauderte mich.

Bariton. Er hat das Auge eines Verrückten.

Ernster Vater. Die Stirn eines Denkers.

Dritter Liebhaber. Man sagte, es sei ein russischer Spion.

Baßbuffo. Na, Kind, Russen sind gescheuter, ich wittere in dem Kerl einen Recensenten.

Die Uebrigen (bestürzt). Ah!

Dritter Liebhaber. Doch was ist das — der Theaterdiener! —

Theaterdiener (eilig zu den Sängern). Heute Abend um zehn Uhr ist Probe.

Baßbuffo. Hol' mich der Teufel, das ist neu.

Theaterdiener. Die neue Sängerin hat's gewünscht.

Mehrere durcheinander. Die neue Sängerin? Was ist's mit der! Wo wohnt sie?

Theaterdiener (spitzig). Ich weiß von nichts, sie hat sich den Theaterdiener verbeten, und ist noch nicht 'mal aufgetreten.

Alle (aufbrechend). Na, die Geschichte wird gut! —

4.

Es mochte sieben Uhr Abends sein. Die Sonne verschwand mehr und mehr aus dem Gesichtskreise, und sendete nur noch gebrochene, schwache Strahlen über Stadt und Flur. Man wird es nun gewiß für nichts Besonderes erachten, wenn ich sage, daß ein Fiaker aus der Stadt fuhr; aber wenn ich hinzufüge, daß dieser Fiaker durch wohlverschlossene Jalousieen undurchdringlich gemacht worden war, so dürfte ich wohl etwas mehr Recht haben, die Aufmerksamkeit des Lesers darauf zu lenken.

Der Fiaker nahm die Richtung nach einem naheliegenden Gehölze, das um diese Stunde von den Stadtbewohnern gänzlich geräumt schien. Hier angekommen, schlug er eine Nebenallee ein, bei deren Ausgang er hielt. Kaum war dies geschehen, so trat aus einer Baumgruppe eine lange, hagere Gestalt hervor, stieg in den Wagen und ließ sich in demselben Augenblicke mit Blitzesschnelle von dannen rollen.

Rollen wir einstweilen mit. Wir befinden uns in der Gesellschaft eines Mannes und einer jungen Dame. Der Mann ist jene lange, hagere Gestalt, mit den glänzenden

Augen, der hohen Stirn, den hohlen Wangen, kurz, jener Fremde aus Leipzig, die junge Dame ein Mädchen von ungefähr siebzehn bis achtzehn Jahren. Da sie in diesem Augenblick ihren Hut abnimmt, so ist uns vergönnt, einen freieren, sicheren Blick auf ihr Gesicht zu werfen. Es ist blaß, die Haut zart und dem Anscheine nach weich, die Wangen vom leisesten Roth angehaucht, die Augen blau, von langen, braunen Wimpern überschattet, die Nase von liebenswürdiger Stumpfheit, der Mund klein und saftig, man sieht, ein allerliebster Kinderkopf, mit lockigem, kastanienbraunem Haar, ganz à l'enfant, eines jener Madonnengesichtchen, die vor einer Reihe von Jahren Aufsehen erregten, und jetzt so ziemlich aus der Mode gekommen sind.

„Dein Brief hat mich in Unruhe versetzt," begann der Hagere, einen Kuß auf die Stirn des jungen Mädchens drückend. „Vor einigen Tagen noch so kleinlaut, und jetzt so muthig? — Sophie, Du verbirgst mir etwas!" —

„Nein, Vater," sprach Sophie erröthend, und einen tiefen Liebesblick auf ihren Nachbar werfend, „ich verberge Dir nichts, darum habe ich Dich um diese Unterredung gebeten. Wir können uns ja leider nicht zu jeder Stunde sehen, sonst wüßtest Du's schon lange, was mich bewegt, was mich so muthig, so freudig macht. Vater, ich liebe!" —

Der Hagere schauerte zusammen, es schien, als wollten seine Backenknochen und seine blauen Kopfadern noch einmal so stark hervortreten, als gewöhnlich. „Du liebst?" fragte er sinnend, mit krampfartiger Stimme, und wen?"

„Den Komponisten der Oper, in der ich zum ersten Male debütiren soll, er heißt Adolph Stein.“ —

„Allmächtiger Gott!“ rief ihr Begleiter aus, sein Gesicht in seinen knochigen Händen verbergend.

Das Mädchen wurde todtenblaß, und ihre Augen starrten entsetzt auf den, den sie Vater genannt hatte. Dieser richtete sich wieder auf. „Das Verhängniß ist gerecht,“ murmelte er vor sich hin; dann riß er die Wagenthüre auf, vermuthlich um frische Luft zu schöpfen. Nachdem sie wieder geschlossen war, wandte er sich zu seiner Nachbarin mit den Worten: „Erzähle, wie das gekommen ist!“

Das Mädchen saß noch immer regungslos da, sie schien sprechen zu wollen, ohne es zu können. Endlich stürzte sie mit einem Schrei an die Brust ihres Gefährten, und die lang verhaltenen Thränen netzten Aug' und Wangen.

„O ich weiß, diese Liebe wird uns Allen Verderben bringen,“ begann sie mit schluchzender Stimme, „ich seh's an Deinen zerstörten Mienen, ich hör's an Deinem schmerzvollen Ausrufe, Du bist ja stets mein Orakel gewesen, das Buch, in dem mein Leben verzeichnet ist. O Vater, wie elend machst Du mich!“

Das Mädchen schluchzte unaufhörlich, der Hagere nahm ihren Kopf in seine Hände, küßte ihn zärtlich und sagte dann: „Sei ruhig, Kind, Du wirst glücklich sein, vorausgesetzt, daß dieser — Adolph Stein Deine Liebe theilt.“

„Noch weiß ich's nicht,“ erwiderte das Mädchen mit beruhigteren Zügen, „aber ich vermuthe es. Gestern Abend war's, der Saal war festlich erleuchtet, wie ich's gewünscht

hatte, um mich an das Lampenlicht zu gewöhnen. Als die schöne Romanze kam, welche ich am Abhang des Felsens zu singen habe, fühlte ich mich plötzlich von einer eigenthümlichen, heiligen Stimmung durchdrungen, ohne Furcht, ganz mit der Komposition beschäftigt, sang ich die Töne hinaus. Und würden Tausende dabei gewesen sein, ich hätte ebenso gesungen. Ich fühlte mich wirklich der Knabe, der im Angesicht des Meeres sein geknechtetes Vaterland beweint. Kaum wieder hinter der Scene, trat der Komponist zu mir, und sagte mit tiefbewegter Stimme: „Sie haben den Genius wieder heraufbeschworen, den ich schon verloren glaubte.“ In seinem Auge glänzte eine Thräne. Sein Blick durchzuckte mich wie ein Blitzstrahl. Als er fort war, mußte ich weinen.“

Die weißen Lippen des Hageren bewegten sich, wie zu dem Ausrufe: „Armes Kind!“

„Also die Probe fiel gut für Dich aus?“ fragte er nach einer Pause.

„Sehr gut,“ entgegnete das Mädchen, „man wünschte mir von allen Seiten Glück, und am Schluß, nachdem ich noch einmal die Romanze wiederholt hatte, drückte mich die große Sängerin in ihre Arme und küßte mich.“

„Wie, Karoline?“ schrie plötzlich der Hagere wild auf, das Mädchen von sich stoßend.

„Mein Gott, was hast Du heute?“ fragte bang die Tochter. —

„Nichts, nichts,“ entgegnete der Vater schnell, „erzähle weiter.“ —

„Was soll ich Dir noch erzählen?“

„Fragte man Dich nicht, wo Du Deine Studien gemacht hättest, aus welcher Stadt Du seiest? War man nicht neugierig?“ —

„O gewiß; ich antwortete aber immer, wie Du es mir gesagt hast. O warum durfte ich nicht die Wahrheit bekennen? Warum konnte ich den Leuten nicht zurufen: ich bin die Tochter des ber —“

„Still?“ fiel rasch der Hagere ein, „die Zeit wird schon kommen, wer weiß,“ setzte er düster hinzu, „ob Dir die Wahrheit dann genehm ist.“

Es trat eine Pause ein. Der Hagere lehnte sich in die Wagenecke zurück und sah träumerisch vor sich hin. Plötzlich fuhr er auf, preßte seine Tochter an sein Herz, und sagte mit bebender, aber wie es schien, mit freudiger Stimme: „Also sie hat Dich geküßt!“

Es lag in diesen Worten eine schmerzliche Verzuckung, die das Gesicht des sonderbaren Mannes auf eine eigenthümliche Weise verschönte. Es lächelte, wie der Gefangene lächelt, in dessen dunkele Zelle zum ersten Mal ein Sonnenstrahl fällt.

Lange ruhte das Mädchen an der Brust dieses Mannes; auch ihre Züge waren verklärt, die Flamme der Liebe erglühte darin. Sie dachte an ihn, dessen Stimme so weich und melodisch klang, wie seine Musik, und leise summte sie die Melodie der Romanze, deren Vortrag so tiefen Eindruck auf den Komponisten gemacht hatte. Endlich hielt der Wagen still.

Beide schreckten auf, ihre verschiedenen Traumbilder scheuchten dahin.

„Leb' wohl, Sophie," sprach der Hagere, einen Kuß auf ihre Stirn drückend, „morgen wirst Du weiter von mir hören." — Dabei öffnete er den Schlag des Wagens, sprang heraus, und verschwand in derselben Baumgruppe, aus der er anfänglich gekommen war. —

Der Wagen rollte wieder der Stadt zu und setzte seine schöne Bürde in einem der schönsten Hotels ab. Kaum war dies geschehen, so erschien im Hotel ein junger Blondin, der den Portier fragte, ob Demoiselle Sophie Bader zu sprechen sei.

„Nummer sieben, im ersten Stock," war die Antwort.

Der junge Mann stieg die Treppe hinan und klopfte an die bezeichnete Thür. Allein kein freundliches oder barsches „Herein" erscholl, so daß am Ende dem Besucher nichts Anderes übrig blieb, als ohne diesen üblichen Ruf einzutreten. Aber die Thüre war von innen verschlossen, und das zweimalige Rütteln an derselben war ebenfalls fruchtlos. Schon wollte der Blondin sich unmuthig entfernen, als die Thür sich öffnete, und eine alte ehrwürdige Dame zum Vorschein kam.

„Ist Demoiselle Bader zu sprechen?" fragte der junge Mann rasch.

„Nein," entgegnete die Alte barsch.

„Wollen Sie ihr dann meine Karte geben. Ich werde einige Worte darauf schreiben, vielleicht läßt sie mir gleich Antwort ertheilen."

Während der junge Mann schrieb, suchte er vergebens einen Blick ins Zimmer zu werfen, die Alte hatte die Thür schon wieder zugeschlagen.

Nachdem er vollendet und einige schüchterne Schläge an die verhängnißvolle Pforte von Neuem gewagt hatte, öffnete sich die letztere abermals, die Alte nahm die Karte entgegen, und brachte nach einigen Minuten, wie es schien, in sehr verdrießlicher Stimmung, die Nachricht, „man könne eintreten."

Der junge Mann ließ sich dies nicht zweimal sagen. Aber kaum im Zimmer angelangt, überfiel ihn eine Schüchternheit, er wurde verlegen.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen?" fragte die Alte, „das Fräulein wird gleich kommen." —

Dies war ein Glück für den Jüngling, er konnte sich sammeln. Endlich erschien das Fräulein. Sie trug ein weißes Kleid, umgürtet mit einer blauen Schärpe. Sie sah reizend aus, in der That, ein „Seraph." Als sie den Besucher sah, wurde sie roth, noch mehr aber, als dieser sich ihr zitternd nahte, ihre Hand ergriff und mit bebender Stimme sprach: „Wie glücklich bin ich, daß Sie mich nicht abgewiesen haben." —

Sophie sah zur Erde nieder, ihre Hand ruhte noch immer in der seinigen, die Schauer der Liebe durchbebten den zarten Körper und schlugen ihn in Fesseln. „Wollen Sie denn nicht Platz nehmen?" ließ sich plötzlich die Stimme der alten Dame vernehmen.

Die Stimme löſ'te den Zauber, welcher beide gefangen hielt; ſie ſetzten ſich.

Der junge Mann zog aus der Seitentaſche ſeines Rockes einen Bogen Notenpapier heraus, reichte ihn Sophien und ſagte: „Hier iſt die Kompoſition. Sind Sie nicht auch der Meinung," fuhr er zur Alten gewandt fort, „daß die Rolle des Fräuleins gegen den Schluß hin zu unbedeutend wird."

„Ach, das iſt ja gar keine Rolle," meinte die Dame. „Zu meiner Zeit würde ſich eine Primadonna gar nicht damit befaßt haben, überhaupt damals komponirte man ganz anders. Damals hatte man noch Arien, die Kopf und Schwanz hatten, ſchöne Recitative u. ſ. w., während jetzt immer und ewig Lieder und Romanzen gedudelt werden."

„Sie haben Recht, Madame," ſagte der Blondin mit einem feinen Lächeln, „die Rolle iſt zu unbedeutend für eine Primadonna, und noch dazu für eine ſo ausgezeichnete, wie Fräulein Sophie. Deshalb habe ich auch noch für den Schluß eine Einlage komponirt, die einen brillanten Abgang erzielen kann."

„Wieder eine Einlage," murmelte die Alte, „die ganze Rolle beſteht ja aus nichts als Einlagen, ſchöne Rolle!"

Sophie ſah während deſſen bang zu der Alten hinüber, jetzt ſtand ſie auf, und fragte: „Wollen wir die Nummer einmal durchgehen, Herr Stein?

„Sehr gern, mein Fräulein," entgegnete Adolph.

Beide gingen in's andere Zimmer, die Alte folgte

ihnen. Adolph setzte sich an's Klavier, und präludirte, Sophie begann zu singen.

Es war wieder eine Romanze, die Alte murmelte vor sich hin: „schöne Rolle!“ die jungen Leute wußten kaum mehr, daß sie da war. Adolphs Gesicht war nicht mehr das frivole von jenem Abend, an dem wir zuerst seine Bekanntschaft machten, es trat vielmehr in seiner ursprünglichen Schönheit hervor. Die geistreichen Züge spiegelten nicht jene Tinten wider, die ein schwelgerisches Leben so leicht hervorzurufen vermag, sie athmeten Frische, und jene Weihe, die der Resler höherer Regungen der Seele ist. Das Auge leuchtete mild und rein wie das Auge des Kindes, wenn es glücklich ist. Adolph war in diesem Augenblick wirklich ein Kind, aber nicht das Kind der Gesellschaft,, sondern das Kind der reinen unverfälschten Kunst. Und woher diese plötzliche Veränderung? Adolph liebte, zum ersten Male empfand er wirklich, was er bisher sich und Andern gelogen hatte. Mochte man bisher auch an seinem Genius gezweifelt haben, diese Thatsache bewies dessen Existenz mehr, als alles Andere. In einer gewissen Periode des Lebens hört die Fähigkeit zu lieben auf. Diese Periode tritt ein, je nachdem wir uns der alleinigen Erziehung der Gesellschaft überlassen haben. Je mehr wir die Institutionen der letzteren auf uns wirken lassen, desto schwerer wird es uns werden, ein anderes Ich in uns aufzunehmen, und so das Wesen der Gesellschaft, den Egoismus zu verläugnen. Da aber die älterliche Erziehung immer die der Gesellschaft im Auge haben muß, so darf es uns auch gewiß nicht überraschen, wenn wir schon bei

den meisten Jünglingen, die kaum einige Jahre jener entwachsen sind, die Fakultät zu lieben vermissen, und statt ihrer die allbekannte, oft genannte und selten ergründete Blasirtheit antreffen. Man durchsuche die jüngere Generation der Städte nach allen Richtungen hin, und man wird unter Tausenden kaum zehn finden, die in ihrem zwanzigsten Jahre noch lieben können, d. h. jene Einheit, jene Ganzheit des Gefühls besitzen, die sich ganz und gar und unbekümmert um andere Interessen auf das Object der Neigung zu concentriren vermag. Diese Zehn werden eine außergesellschaftliche Erziehung genossen haben; ist aber unter ihnen dennoch einer, der ihr anheim gefallen war, und trotzdem noch die heiligen Schauer der Liebe empfinden kann, so ist es gewiß einer jener Auserwählten, über deren Leben die Schwingen des Genius ausgebreitet sind.

So auch Adolph. Er hatte in tiefen Zügen aus der Schale geschlürft, welche die Gesellschaft für die Jugend, die Schönheit, den Geist und das Talent bereit hält, um sich an ihrem Inhalt zu laben, zu stärken und zu berauschen, so daß bald aus dem göttlichen Ebenbild ein Wesen ohne Freiheit des Willens, ohne Wahrheit werden muß. Adolph war schon im zweiundzwanzigsten Jahre dahin gekommen, sich alt zu fühlen, alt für die Kunst, alt für das Leben, noch mehr, er hatte sich unter der drückenden Last gesellschaftlicher Fesseln hindurchgewunden, und setzte jetzt den Fuß auf den Nacken derjenigen, die ihn entnervt und bezwungen hatten, aus dem Opfer war ein Priester geworden, der nicht erröthete die Opfer seiner Mitbrüder entgegen zu nehmen; schon hatte er

die Lüge geheiligt, und mit einer That besiegelt, um sich Namen und Stellung zu erwerben — da plötzlich taucht die Liebe auf, und das ganze künstliche Tabernakel seiner Pläne und Hoffnungen stürzte zusammen. Die Richtung, die er genommen, erfüllt ihn mit Entsetzen, wie der Anblick eines Abgrunds, mehrere Nummern seiner Oper kommen ihm schal und ekel vor, und der Gedanke an Karoline führt die Scham in seine Wangen, nicht über sie, sondern über sich selbst. Die Kunst hat ihn wieder und breitet ihre weichen, liebevollen Arme um ihn aus, gleich der Muttter, die den verirrten Sohn ohne Groll an ihr Herz drückt.

Die Liebe Adolphs zu Sophien war im Moment da, (die echte Liebe ist nie etwas Anderes, als ein gegenseitiges veni, vidi, vici) wie ein Blitzstrahl, der plötzlich in die Nacht hineinleuchtet und die Schrecknisse derselben enthüllt, so wurde unserm Freunde mit einem Schlage die Nacht offenbar, die seine Seele umfangen hielt. Wenige Jahre früher davon erleuchtet, so würde er sich an diesem Blitzstrahl aufgerichtet haben, jetzt muß er von ihm erschlagen werden.

„Sie werden gefunden haben," bemerkte Adolph, „daß diese Romanze mehr Ihre Stimmlage berücksichtigt als die frühere."

„Gewiß," entgegnete Sophie, „Sie haben mir das hohe b und das tiefe g gegeben, und doch —"

„Nun?" fragte Adolph mit Spannung.

„Ist mir die frühere Romanze die liebste."

Die Blicke der beiden Liebenden begegneten sich, ihre Seelen schauerten in einander.

Es entstand eine Pause.

„Wollen wir die Nummer noch einmal durchnehmen?“ fragte Sophie schüchtern.

Es geschah. Sophie hatte eine jener seltenen Stimmen, die Alt und Sopran in sich vereinigen. Solche Stimmen sind im Naturzustande in der Regel dick und klobig, werden sie aber ausgearbeitet, so erlangen sie einen Timbre von so viel seelischer Kraft, daß sie in der Brust der Hörer länger wiederhallen, als irgend eine andere Stimme der Kunst. Auch Sophie bethätigte dies. Bei weniger künstlerischen Ausbildung würde sich das Kindlichfromme, das Poetische ihres Wesens auch weniger in ihrem Vortrage geltend zu machen gewußt haben; so aber wurde ihr Gesang das Gebet einer reinen Seele. Die rohen Naturmittel haben keine Poesie und können auch keine erwecken; dies ist ja eben der Triumph der Kunst.

„Sie sehen, ich habe diesmal die Cadenzen vermieden,“ sagte Adolph lächelnd.

„Sie zürnen mir doch nicht, daß ich sie bei der früheren Romanze ausgelassen habe?“ fragte Sophie ängstlich. —

Adolph antwortete nicht, der bittende Ton, welcher in den Worten Sophiens lag, that ihm so wohl, er fühlte darin mit Recht eine Bestätigung ihrer Liebe. Daß er mit der Zögerung seiner Antwort die arme Sophie quälte, berücksichtigte er natürlich nicht. Eine Thräne stahl sich in das Auge des Mädchens; wie gern wäre Adolph aufgesprungen und hätte sie weggeküßt. Aber die Matrone saß noch immer da, und ihre Augen schienen sich nicht wenig mit den jungen Leu-

ten zu beschäftigen. Darum bemeisterte sich Adolph, ergriff nur ihre Hand, drückte sie sanft und flüsterte: „Wer könnte Ihnen zürnen? Ihr feiner Takt hat mir den Irrweg gezeigt, auf dem ich wandelte. Ich huldigte der Mode, während man nur, wie Sie, der Wahrheit huldigen darf.“ —

„Ach,“ sagte Sophie, „es ist von selbst gekommen; wenn ich den Weg der Wahrheit in der Kunst wandle, so geschieht es, ohne daß ich es weiß.“

In diesem Augenblick wurde die Thür im Nebenzimmer aufgemacht, die Matrone erhob sich rasch, wahrscheinlich um nachzusehen, wer da kommen könne. Adolph benutzte diese Gelegenheit, um einen Kuß auf die Hand Sophiens zu drücken und mit jenem eigenthümlichen Feuer in den Augen, das nur die Liebe kennt, auszurufen: „Sie sind mein Schutzengel!“ Doch kaum war dies geschehen, so erschien auch schon wieder der weibliche Cerberus, einen forschenden Blick auf das zitternde, erröthende Mädchen und ihren Gefährten werfend. Dem Letzteren einen Brief entgegen haltend, sagte sie dann: „das ist so eben für Sie abgegeben worden.“ Adolph warf einen Blick auf die Adresse, die Handschrift war ihm unbekannt. Sophie erblaßte.

„Mein Gott, was fehlt Dir?“ rief die Alte aus, hinzuspringend und das Mädchen nach dem Sopha führend.

Auch Adolph trat heran. Sophie hatte sich schon wieder erholt: „Es ist nichts, Anna, ein augenblicklicher Schwindel,“ und zu Adolph gewandt fuhr sie fort, „aber wollen Sie den Brief nicht lesen?“

„Wenn Sie's mir erlauben, ich sehe, es steht „dringend“

darauf. Adolph erbrach den Brief, er kam von anonymer Hand, und enthielt nichts als die Worte: „Karoline wartet auf Sie, und morgen ist Ihre Oper.“

Die Stirn unsers Freundes faltete sich ein wenig, er schien über diese Störung seiner schönsten Empfindungen verdrießlich zu sein, er wünschte Karoline und seine Oper zu allen Teufeln. Aber wie eigen, er nahm doch seinen Hut und empfahl sich.

5.

Und wiederum saß Karoline in ihrem Zimmer, und wiederum war sie traurig, und weinte bittere schmerzensvolle Thränen, wie zu Anfang unserer Erzählung. Und sie hatte Recht, traurig zu sein; denn Adolph liebte sie nicht mehr, ein schrecklicher Gedanke, namentlich für Naturen, wie die unserer Sängerin. Karoline Reichmann gehörte zu jenen Frauen, deren ganzes Sein und Thun sich in zwei Worte zusammenfassen läßt: „Singen und lieben.“ — Es sind die beiden Pole, um die sich ihr Leben dreht, so daß die Liebe Gesang wird, und der Gesang Liebe. Diese Naturen findet man vorzüglich unter den Primadonnen, und namentlich ist Deutschland reich daran. Gedanken beunruhigen sie nie, nur die der Eifersucht. In der Eifersucht können sie sogar geistreich werden. Dann flackert ihre Phantasie hell auf, und läßt uns die geheimsten Falten ihres Wesens gewahren. Dann sind sie Hyänen oder Löwinnen, denen man ihre Kleinen rauben will. Die Liebe dieser Frauen hat immer einen Beigeschmack des Mütterlichen, weshalb sie auch in der Regel sehr jugendliche Gestalten zu Liebhabern haben. Daher auch

die Dauer dieser Liebe; denn wenn sie aufhört, wird sie durch die Gutmüthigkeit fortgesetzt. Diese Frauen sind alle sehr gutmüthig, sie haben das herbe Loos, immer die Geopferten zu sein. Sie weinen leicht und lachen leicht; denn trotzdem, daß sie durchgehends eine sehr starke Constitution haben, können ihre Nerven sehr leicht afficirt werden. Sie sind naschhaft, essen viel, trinken noch mehr und sind in der Liebe zu Allem fähig. Ohne höhere Bildung, nur durch das Theater erzogen, haben sie etwas von der Grisette, der femme entretenue, die wirklich liebt und einer echten Künstlerin.

Was den musikalischen Theil ihres Wesens betrifft, so haben sie alle sehr schöne Stimmen, mehr Mezzosopran als Sopran, aber voll, kräftig, sonor. Außerordentlich begabt, und selten in jenen gesellschaftlichen Phasen geboren und erzogen, wo man die höheren Intentionen der Kunst verfolgen lernen kann, werden sie nur durch den Instinkt geleitet, der sie zwar in der Regel das Richtige treffen läßt, der aber auch ihren Gebilden jenes naturalistische Gewand verleiht, das vor dem Richterstuhl einer künstlerischen Kritik nicht Stich hält. Ihre Aeltern gehören fast immer den niedrigsten Ständen an, weshalb ihr Capital, d. h. ihr Talent, ihnen schon frühzeitig Zinsen tragen muß. Man steckt sie in das Chor, und läßt sie ein paar Stunden bei einem sogenannten Gesanglehrer nehmen, der keiner ist. Sie bekommen kleine Rollen, in deren Ausführung sie der Naturmittel wegen Furore machen. Es finden sich Kunstprotektoren, die Alles gethan zu haben glauben, wenn sie ihren Schützlingen große Rollen verschaffen. Man giebt sie ihnen, auch hier bewähren sie sich,

denn sie entwickeln Darstellungstalent. Da Alles an ihnen Gefühl ist, und sie eine leicht erregbare Phantasie besitzen, so wissen sie sich auch eben so leicht in die Situation ihres darzustellenden Charakters zu versetzen. Sie spielen viel, in der Regel mit dem ganzen Körper, das nennt die Masse „Darstellung" und begrüßt sie jubelnd. Auf diese Weise sind sie nach zwei, drei Jahren Primadonnen, haben ein großes Repertoir und wissen von der Kunst so gut wie nichts. Jetzt fühlen sie in der Regel das Bedürfniß einer eigentlichen künstlerischen Ausbildung, sie möchten gern fort, nach Paris, Wien, große Muster sehen, große Meister haben; aber tausend Fesseln bannen sie an die Bühne, bei der sie einmal sind. Ein Liebesverhältniß und Schulden spielen die Hauptrolle dabei, trotz hoher Gagen haftet sich die Misère an ihre Fersen, und der Flug ihres Genius muß dem Schlendrian des gemeinen Bühnenlebens unterliegen. Da man eben in der Theaterwelt sehr viele Stimmen und Talente gebrauchen kann, so werden diesen Sängerinnen bald von allen Seiten die vortheilhaftesten Kontrakte angeboten. Durch ihre äußeren Verhältnisse dazu gezwungen, nehmen sie den an, der die meiste Gage verspricht. Kommen sie an eine Hofbühne, so ordnen sich zwar ihre Geldangelegenheiten, aber die Geradheit ihrer Natur geht verloren. Werden sie von einem großen Stadttheater gekapert, so wird eben diese Geradheit ein Stein des Anstoßes für sie. Bald sind sie die Seele des Repertoirs, die Herrinnen des Theaters. Alle zwei, drei Tage finden wir sie auf den Brettern, sie singen Alles, tragisch und komisch, alle Sorten von Liebhaberinnen und Heldinnen führen sie

uns vor, natürlich immer nach ein und demselben Schnitt. Aber dieser Schnitt hat Schönheit und Jugend, die wie im Leben, so auch auf den Brettern immer Recht hat. Dazu kommt die schöne Stimme, der gefühlvolle Vortrag, die momentane Gluth und Leidenschaft, Alles dies macht den Unsinn, der sich vielleicht dann und wann in die Darstellung schleicht, vergessen, und unsere Primadonnen zu großen Künstlerinnen. Aber die Stimme, das schöne Metall verliert bald an Glanz, Frische und Stärke; denn es wird nicht ordentlich damit Haus gehalten, es geht diesen Sängerinnen wie den Verschwendern, sie kennen nicht den Werth dessen, was sie besitzen, und so trifft beide das gerechte Loos, eben dann zur Erkenntniß zu kommen, wenn es zu spät ist. In Zeit von einem Jahre ist die Höhe ihrer Stimme so fatiguirt, daß die zwei, drei letzten Töne auf sehr schwachen Füßen stehen, und jeden Augenblick umfallen können, die schöne Naturkraft ist gebrochen, und zwar nicht allein an dem Mangel künstlerischer Ausbildung und dem allzuhäufigen Singen großer Parthieen, sondern an den zum Bedürfniß gewordenen Aufregungen des materiellen Lebens. Und so finden wir denn nach mehreren Jahren statt einer nach allen Richtungen hin gebildeten Künstlerin eine ausgezeichnete Routinière. Fast alle unsere dramatischen Sängerinnen in Deutschland sind solche Routinières, wie denn alle dramatische Kunst in den meisten Erscheinungen am Ende in die Routine ausläuft. —

Karoline Reichmann hatte denselben Bildungsproceß durchgemacht, wie die eben bezeichneten Sängerinnen, nur

daß sich in ihr der schöpferische Genius länger erhielt, als es bei jenen gewöhnlich der Fall ist. Auch sie war von armen Aeltern geboren, auch sie wurde in ein Chor gesteckt, auch sie fand Kunstprotektoren, die sie dem Intendanten empfahlen, statt sie zu einem guten Gesanglehrer zu schicken, auch sie empfand nach drei Jahren, nachdem ihre außerordentlichen Stimmmittel, ihre imponirende Gestalt schon über die Maßen Anerkennung gefunden hatten, daß sie im Grunde noch nichts wußte. Aber auch sie konnte nicht fort aus den Banden der Liebe und der Schulden, namentlich war es die erstere, welche sie an ihr Vaterstädtchen und Hoftheaterchen schmiedete. Sie liebte den Sohn des Organisten, ein Original, nichts weniger als schön, ein Genie, wie Einige behaupteten, ein Verrückter, wie die Masse meinte. Karoline liebte ihn seiner Augen, seiner Musik wegen, sie sah in ihm nicht den „langen Hans", wie die Straßenbuben im Städtchen ihn nannten, sondern den Adonis ihrer Träume, das Ideal ihrer Seele. Es war ihre erste Liebe. Bei Naturen, wie die unserer Primadonna, ist das ein wollüstiger Rausch, der am längsten anhält, und der selbst in seinen spätesten Nachwirkungen noch beseligende Momente hat. Der „lange Hans", oder mit seinem Taufschein zu sprechen, Albert Schäfer, erwiderte diese Liebe; aber auf seine Weise. Bei ihm war es jenes träumerische Sichhineinspinnen in das Wesen eines Andern, jenes stille Umranken dessen, was unsere Seele ausfüllt, der Zauberschlag, der uns die Pforten der idealen Welt nicht bloß öffnet, sondern mitten in sie hineinversetzt, und ihre hehrsten Freuden genießen läßt. Albert war eine soge-

nannte kalte Natur; in der modernen Gesellschaft nennt man so einen Menschen, dem das Herz nicht auf der Zunge sitzt, den man nie weinen, nie lachen sieht, und der zu wenig Schauspieler ist, um seine Gefühle da geltend zu machen, wo die Nothwendigkeit es fordert. Er war ohne Routine für das Leben, deshalb war er in den Augen der Mehrzahl ein Original oder auch ein Verrückter, in den Augen Derer, die seinen Werth ahnten, ein „ungeheuer eitler Mensch." Solche Naturen, die im gewöhnlichen Leben sehr zäh erscheinen, werden in der Liebe zu Feuersteinen, die fortwährend Funken sprühen. Die Knospe bricht auf, ein Sonnenstrahl hat sie erschlossen und tausendfacher Duft und Farbenpracht quillt aus ihrem Kelche hervor. Albert hatte bisher wenig producirt, d. h. was man so produciren nennt, er hatte Vieles im Herzen, im Kopfe fertig gemacht, aber wenig davon aufgeschrieben, trotzdem, daß er der Sohn eines Organisten war. Wir finden dies bei allen excentrischen Naturen (gerade die, welche die Gesellschaft „kalt" nennt, sind ihrem ganzen innern Wesen nach excentrisch), sie gewöhnen sich schwer an jenes systematische Ausarbeiten ein und derselben Idee, ihre geistige Natur umfaßt tausend Dinge auf einmal, äußerlich oft ruhig und starr wie ein Fels, sind sie innerlich gleich der Gemse, die bald hier- bald dorthin springt, aber immer auf den Gipfeln der Alpen, nie in den Schluchten und Niederungen. Diese Naturen kennen nicht jene kleinliche Ambition mittelmäßiger Talente, die sich mit dem bloßen Fertigsein der Arbeit begnügt, unbekümmert darüber, ob sie die Anerkennung höherer Geister findet, oder nicht; sie gelangen überhaupt erst spät zu

Ruhm- und Unsterblichkeitsplänen. Albert lernte diese erst durch die Liebe kennen, der Strom der Harmonieen seiner innern Welt floß über, er mußte schaffen. Es war eine Symphonie mit Chor, die der „lange Hans" zur Welt brachte. Der Papa erschreckte nicht wenig, als er die Partitur zu Gesicht bekam; er weinte bittere Thränen, denn er glaubte jetzt auch, sein Sohn sei verrückt. Albert sagte nichts, packte sein Werk ein und schickte es nach Paris an Habeneck.

Es mochten wohl sechs Monate seit dieser Zeit verflossen sein, als ein Ereigniß eintrat, welches das Städtchen, noch mehr aber das Hoftheater in seinen Fugen erschütterte. Karoline Reichmann war — Mutter, ein unerhörter Fall, dessen natürliche Folge ein plötzliches Verschwinden der Sängerin und ihres Geliebten, des langen Hans, sein mußte. In einer kleinen Stadt, auf welcher noch dazu die drückende Hofluft ruht, würde selbst die stärkste Natur dem Machtspruch der öffentlichen Meinung nicht die Stirn bieten können. Man wehrt sich leichter gegen einen tollen Hund, als gegen einen Ameisenhaufen. Karoline und Albert flohen nach der nächsten großen Stadt. Je weiter der Mantel ist, desto mehr läßt sich unter ihm verdecken. Karoline gebar eine Tochter, und war selig. Sie dachte nicht an die zürnenden Aeltern, an ihre hülflose Lage; sie dachte nur an ihr Kind, an ihre Liebe. Es ist eben das Charakteristische an diesen Frauen, daß sie ihre Gefühlsregungen nur immer auf einen Punkt richten, und zwar in einer so dominirenden Weise, daß ihre geistigen Organe anscheinend gar nicht mehr existiren. Karoline spielte den ganzen Tag mit ihrem Kinde, ohne daran

zu denken, daß der Vater desselben die unerhörtesten Anstrengungen machen mußte, um die nothwendigsten Lebensbedürfnisse zu befriedigen. In der That, Albert war schlimm daran, er, der bisher nur in der idealen Welt gelebt hatte, wurde plötzlich von der krassen Wirklichkeit, wie von einem Wirbelwinde erfaßt, in welchem er sich aufrecht erhalten mußte, wollte er die Existenz zweier theuren Seelen nicht gefährden. Ohne seine Liebe wäre er in diesem Kampfe untergegangen, mit derselben war eben dieser Kampf das Geeignetste, ihn für das praktische Leben zurechnungsfähig zu machen. Er gab Stunden, komponirte, schrieb an die Theatergeschäftsbüreaux, an die Directoren und an seinen Vater. Der Letztere verstand sich endlich zu einer Aussöhnung, und als wenn dadurch das böse Geschick Alberts mit einem Male besänftigt wäre, fand sich zu derselben Zeit ein Antrag nach einem Stadttheater zweiten Ranges für seine Frau ein. Albert dachte an Hochzeit und Kindtaufe, Karoline schien dieser Gedanke noch gar nicht gekommen zu sein. Sie freute sich, wieder auf die Bretter zu kommen, sie trieb zur Abreise. Nachdem man vorher noch die Aeltern besucht, traf man endlich am Ort der Bestimmung ein. Hier sollte rasch die Hochzeit vor sich gehen, aber der Director des Theaters protestirte dagegen. Er ging, wie so viele seiner Collegen von dem Gesichtspunkte aus, daß verheirathete Frauen der Kasse schaden. Was war zu thun? Die Noth zwang den armen Albert, sich zu fügen. Er that's mit blutendem Herzen, weniger aus Respect vor den gesellschaftlichen Institutionen, als in der Besorgniß, seine Karoline könne sich dadurch gekränkt fühlen.

Ach, unser Freund war noch weit zurück in der erhabenen Kenntniß der Menschen. Kaum hatte Karoline wieder das Theater betreten und Beifall gefunden, so war für den Augenblick jeder andere Gedanke aus ihrer Seele gebannt. Albert bemerkte dies mit Entsetzen, aber seine Qual wuchs, als seine vor Gott getraute Frau den Mittelpunkt aller Huldigungen bildete, die man dem Theater darzubringen pflegt, und von ihm gar keine Notiz genommen wurde. Die Furien der Eifersucht packten ihn, und ließen ihn bei jeder Berührung, welche sich der Heldentenor, der zärtliche Vater, gegen Karoline auf den Brettern erlaubte, zusammen schauern, er litt fürchterlich, weniger noch bei dem, was er sah, als durch seine Gedanken, die ihn namentlich dann quälten, wenn seine Frau zu Festlichkeiten geladen war, an denen er nicht Theil nehmen konnte. Albert war eben nicht für seine Stellung gemacht, zu sehr Poet, fühlte er zu zart, zu tief, liebte er zu wahr, um der Mann einer Primadonna sein zu können. Solche Naturen dulden im Stillen, der Vorwurf, die Klage will nicht über ihre Lippen, sie sind zu stolz dazu, und das ist es eben, was sie ganz untauglich für ihre Stellung macht; die Liebe, die Freundschaft, wie unsere Gesellschaft diese Gefühle zulassen, bedingen ein gegenseitiges Sichaussprechen über alles das, was nur im Entferntesten Anlaß zu einer Störung, zu einer Disharmonie des Bündnisses geben kann, weil die Gesellschaft schon frühzeitig den Keim des Mißtrauens in uns legt, weil wir an nichts glauben, als an uns selbst, und weil wir eben Menschen sind, d. h. Geschöpfe, die selbst in den heiligsten Gefühlen ihre Unbefangenheit nicht

bewahren können. Hätte Albert es über sich gewinnen können, seiner Karoline den Zustand seiner Seele zu offenbaren, oder noch besser, hätte er sie erziehen können, so wäre ihre gegenseitige Stellung erträglicher, dauernder geworden. Frauen wie Karoline verlangen Domination von Seiten des Mannes; denn je sinnlicher die Natur, desto unterwürfiger wird sie sich in ihren Affectionen zeigen. Wo die Domination wegfällt, wird auch die Liebe aufhören, d. h. jene Liebe, die der Sinnlichkeit bedarf. Karoline konnte Albert hätscheln wie ein Kind und ihm doch untreu werden, sie konnte für ihn in den Tod gehen und doch sich von irgend einer schönen Persönlichkeit zu Schritten verleiten lassen, die man zu verdammen pflegt. —

So geschah es auch. Und als Albert die positive Gewißheit davon erhielt, nahm er seine Tochter und verließ still und feierlich das Haus, während Karoline im Theater die Norma sang. Als sie nach Hause kam, fand sie diese Zeilen: „Unser Bündniß ist zerrissen. Sophie nehme ich mit mir — Gott schütze Dich!“

Karoline weinte acht Tage lang, sie schrieb an den Vater Alberts, der von seinem Sohne nichts wußte, alle Nachforschungen blieben vergebens. Albert war mit dem Kinde verschwunden. Karoline glaubte sterben zu müssen; aber sie starb nicht, im Gegentheil, sie wurde recht gesund, und spielte nach wie vor Komödie. Nur ernster wurde sie, edle Vorsätze keimten in ihrer Seele, sie wollte nur der Kunst angehören, sie wollte fleißig sein, sie wollte nie mehr — lieben. In der That, nach einem halben Jahre lernte sie die Iphigenia

singen, ohne, wie die meisten Sängerinnen, sich von der Musik, dem Charakter und der Situation erdrücken zu lassen. Das war ein großer Schritt vorwärts, aber leider hielt er nicht Stich. Es trat eine Reaction, eine Pause ein; Frauen, wie Karoline, bedürfen dieser Pausen, während welcher in der Regel wieder Alles verloren geht, was in den Monaten ihrer schöpferischen Kraftentwickelung gewonnen wurde. Um diese Zeit sprachen die Zeitungen von der Symphonie eines deutschen Komponisten, welche im Pariser Conservatoire mit dem ungeheuersten Erfolge aufgeführt worden sei. Der Name Albert Schäfer wurde im Triumphzuge durch die Presse gepeitscht. Karoline schreckte auf, die Gestalt ihrer ersten Liebe trat wieder vor ihre Seele mit all' dem Zauber, den eben eine solche Gestalt hat, sie liebte wieder „den langen Hans", sie träumte von dessen Rückkehr, sie hoffte täglich, stündlich darauf. Aber „der lange Hans" kam nicht, und unsere Karoline hatte nichts Anderes zu thun, als ihre überschwellenden Gefühle auf Andere zu übertragen. Diese Frauen müssen einen Abfluß für ihre Gefühle haben, sonst werden sie davon erstickt.

Seit jener Zeit sind zehn Jahre verflossen. Karoline ist eine renommirte deutsche Sängerin geworden und augenblicklich an einem Stadttheater ersten Ranges Primadonna. Sie hat viel erlebt, viel gelitten, denn als der erste Schmelz der Jugend von ihr abgestreift war, kam für sie die Zeit der Täuschungen. Mit der schwindenden Schönheit und Jugendfrische wurde das Bedürfniß zu lieben und geliebt zu werden um so heftiger, und die Tantalusqualen der Eifersucht ver-

ließen sie nicht mehr. Die Zeit des Opferns stellte sich ein, jene Zeit, wo diese Frauen vom frühen Morgen bis späten Abend düpirt werden. Sie wissen es; aber sie klammern sich doch an ihren Besitz, aus Furcht, ihn zu verlieren, aus Besorgniß, ihn nicht wieder ersetzen zu können. Diese Besorgniß ist unglücklicherweise eine unnöthige; denn wenn andere Frauen kaum noch beachtet werden, wird eine Primadonna immer noch die schönste jugendliche Kraft an sich fesseln können. Es ist so leicht, die Jugend zu täuschen, zumal wenn ihre Sinnlichkeit und Eitelkeit in Anspruch genommen wird. Karoline weiß dies am Besten; wie viele Jünglinge haben zu ihren Füßen Liebesseufzer gehaucht, oder sie in den Zeitungen besungen! Aber die Seufzer verflogen gar schnell, wie ein Zephyrhauch, der giftig ist, nur die Lieder blieben; denn so wie der Frühling stets wiederkehrt, so auch die Jugend, die Verse macht. Ja, die Seufzer waren giftig, sie hinterließen Enttäuschung und Verlassensein, noch mehr, sie hüllten die gute Karoline in die langen, faltigen Gewänder der Verläumdung, sie führten den Fluch der Medisance, dieses wesentlichen Elementes der modernen Gesellschaft, auf ihr Haupt. In der ganzen Stadt gab es keine Frau, die verrufener war als Karoline, und doch verdiente sie es vielleicht weniger, als die Salondame oder Betschwester der vornehmen Welt. Ihr Fehler war, nach ihrem Herzen zu leben, ohne die gesellschaftliche Form dafür zu kennen und zu beachten, und so darf es uns auch nicht wundern, sie Alles das tragen zu sehen, was im Grunde Andere verschuldet haben. Ihre Tugend, die Wahrheit ihres Wesens, mußte für die öffentliche Mei-

nung Laster werden; da aber die Letztere immer al fresco malt, so ist nichts natürlicher, als daß das Stäubchen auf dem Charakter Karolinens zu einem Berge wurde, von dem sie über kurz oder lang erdrückt werden mußte.

Wir haben bereits im Anfang dieser Erzählung gesehen, was Alles von Karoline gesagt wurde. Daß kaum der vierte Theil davon die Wahrheit war, braucht wohl jetzt nicht mehr näher erörtert zu werden. Allerdings war dieser vierte Theil schon hinreichend, die Indignation der sogenannten Gebildeten hervorzurufen, und zwar um so mehr, als Karoline in den Augen dieser Leute so gar nichts davon hatte. Sie hatte zweimal Bankerott gemacht, ohne von ihren Renten leben zu können, sie hatte Prinzen und Banquiers zu ihren Füßen gesehen, und war ärmer als der letzte Choriſt. Alles für Andere thun, nichts für sich — quel horreur! Es ist nur zu wahr, wir erzwingen uns in der modernen Gesellschaft Achtung, wenn wir nur Resultate aufweisen können, gleichviel wie wir dazu gelangt sind. Karoline fühlte dies recht gut, hat sie doch noch heute von einer bekannten Schauspielerin gelesen, die sich an einen reichen Baron verkauft und darüber einen Ehekontrakt aufsetzen ließ, hat sie doch noch gelesen, wie geachtet und geehrt diese Schauspielerin aus der Oeffentlichkeit entlassen wird. Unsere Karoline muß daran denken, aber jetzt wo sie wieder getäuscht worden ist, wo auf's Neue der Pulsschlag ihres Herzens ein vergebener war. Daß Adolph, dieser blondgelockte, unschuldige Adolph, dieses Kind sie verlassen konnte, schmerzt sie tief, er, der so leidenschaftlich in seinen Liebesergüssen war, der so hinreißend schön seine

Gefühle erkennen zu geben wußte, er huldigt plötzlich einer Andern, von Heute auf Morgen? „Also war Alles nur Maske, Verstellung an diesem Jüngling!“ rief sie aus, indem sie aufsprang und fieberhaft erregt das Zimmer durcheilte: „Soll ich denn ewig nichts als Lug und Trug finden?“

Sie starrte vor sich hin. „Ewig!“ wiederholte sie murmelnd. Ihr ganzes Leben lag plötzlich wie eine Karte vor ihr. Jede Freude, jeder Schmerz fand sich darauf verzeichnet, Hunderte von Gesichtern blickten daraus hervor, sie sahen fahl und ekel aus, nur eins war verklärt, nur eins lächelte ihr hold entgegen, wie das Antlitz des verzeihenden Christus. Dieser Eine war Albert Schäfer, ihre erste Liebe: „O gewiß, der liebte mich!“ rief sie mit thränenden Augen aus; der war nicht falsch, der —“

„Ich hab' es ihm schlecht vergolten,“ fuhr sie nach einer Pause fort, „er ist gewiß todt!“

Karoline warf sich wieder auf's Sopha, und träumte von der Vergangenheit, von ihrer Kindheit. Wie versprechend damals das Leben vor ihr lag, wie Alles rein und golden anließ; wie stark und fruchtbar mußte die Pflanze werden, die so viel Lebenskraft in sich trug, und jetzt, in dem Alter der Kraft und der Reife, eine Ruine an Leib und Seele! Ein schwerer Seufzer rang sich aus der Brust Karolinens, so ein Seufzer ist inhaltsschwer, er umschließt ein ganzes Leben.

Und wiederum, wie zu Anfang unserer Erzählung, hörte sie die Hausthür klingeln, und Jemanden die Treppe heraufeilen, und wiederum pochte ihr Herz, aber nicht in banger, freudiger Erwartung, wie damals, es war beklom-

men, es zuckte schmerzhaft zusammen, jede Fiber desselben war gespannt, und zwar durch die mannichfaltigsten Leidenschaften und Gefühle; der Stolz und die Liebe bereiteten sich zu einem Kampfe vor, eine alte Komödie, die nie zu Ende gespielt wird. —

Und Adolph, dessen Fuß noch eben so zu eilen schien, trat langsam ein, und sagte ein schüchternes „Guten Abend", dann setzte er sich schweigend und dem Anscheine nach verlegen neben Karoline auf's Sopha. Woher dieses Schweigen, diese Verlegenheit? Unser jugendlicher Freund konnte nicht mehr schauspielern, er hatte nicht mehr den Muth zu heucheln; die Lüge erstarb auf seinem Munde und in seinem Auge. —

Karoline warf dunkle, forschende Blicke auf ihren Freund. Solche Blicke haben eine eigenthümliche Schönheit, und sind oft im Stande, den fast erloschenen Liebesfunken zur hellen Flamme anzufachen. Adolph fühlte diese Blicke mehr, als er sie sah, und eben deshalb machten sie auf ihn die entgegengesetzte Wirkung. Sie lagen wie ein Alp auf ihm, sie drückten ihn zu Boden. Aber plötzlich erwachte sein Stolz, er schlug die Augen auf, und sah Karoline fest in's Antlitz. Diese wollte den stolzen Blick des Jünglings ertragen, aber sie konnte nicht, denn es lag wieder darin derselbe Zauber, der ihre Liebe hervorgerufen hatte. Darum wandte sie das Antlitz, und versuchte nur, eine spöttische Miene zu machen. Adolph lächelte, stand auf, setzte sich an's Klavier und fing zu spielen an. Das Klavier hat in der modernen Gesellschaft eine Bedeutung, die sich die meisten Virtuosen nicht träumen

lassen. Adolph spielte, was ihm unter die Finger kam, er dachte an Sophie, die ganze zauberische Gestalt dieses Mädchens trat nach und nach vor seine Seele und führte seine Phantasie weit fort aus den Räumen, die ihn umgaben. Deshalb wurde auch aus dem anfänglich zerstreuten Spiel ein bewußtes, seelisches, ein glänzender Reflex des Genius unsers Freundes.

So sehr sich auch Karoline dagegen sträubte, mußte sie dennoch auf die Dauer diesem Spiele Herz und Ohr leihen. Und je schöner Adolph phantasirte, desto mehr schwand der Schmerz ihrer Seele, desto weniger pochte ihr Herz, desto sanftere Gefühle durchschauerten es, desto freundlicher, liebevoller wurde das Bild ihrer Phantasie. Es sah nicht mehr hämisch lächelnd aus, wie der Dämon, sondern mild und traut wie ihr Adolph. —

„Er liebt mich noch", sprach sie vor sich hin, „sonst könnte er so nicht spielen. Gewiß, er denkt an mich, er beschäftigt sich mit mir. O ich that ihm Unrecht!" Und während sie so sprach, stand sie auf, ging leise zu ihm hinan, umfaßte und küßte ihn. Und Adolph drückte sie wonnetrunken an sich, dachte er doch an Sophie? Ja, er erwiderte ihre Küsse, ihre Liebkosungen mit solcher Gluth und Leidenschaft, daß Karoline enthusiastisch ausrief: „O gewiß, Du liebst mich noch!"

Dieser Ausruf brachte unsern Freund zur Besinnung, eine momentane Blässe bedeckte sein Antlitz, die jedoch bald wieder einem heiteren Lächeln Platz machte. Zwar that es ihm weh, daß Karoline sich selbst belog; aber auf der andern

Seite freute er sich auch, daß er nicht zu lügen nöthig hatte. Er fühlte sein Gewissen rein, und sah doch seinen Zweck erreicht, mit Karoline auf dem alten Fuß zu stehen, mindestens noch für einige Tage, bis seine Oper sich Bahn gebrochen haben würde. Wir sehen, die Liebe kann doch nicht Wunder bewirken, nämlich aus einem civilisirten Menschen einen ehrlichen Mann machen. —

6.

Am nächstfolgenden Abend war das Theater über die Maßen gefüllt. Es konnte nicht anders sein; denn erstens fand das Benefiz der Reichmann statt, zweitens war die Oper des Landeskindes Adolph Stein, und zuletzt sang noch eine neue Sängerin, von der es hieß, sie sei ein non plus ultra an Stimme und Schönheit. Es giebt gewisse Festabende im Theater; dann sieht Alles feierlich, erwartungsvoll aus, auf der Bühne wie vor derselben herrscht eine gewisse Frische und Regsamkeit, die sich von dem gewöhnlichen, handwerksmäßigen laisser aller sehr wohlthuend unterscheidet. Es ist, als wenn Oel in die Lebensflamme gegossen wird, als wenn die alten ausgedörrten Glieder durch einen galvanischen Prozeß für einen Augenblick Jugendfrische erhalten. Das Theater ist eine abgenutzte Maschine, die durch die tägliche Benutzung noch immer abgenutzter wird. Die dramatische Kunst verlangt immer neue Spannkraft, und eben deshalb sollte man sie nicht zu täglichem Brode machen. Aber die Gewohnheit stempelt selbst die Kunst zu ihrer Sklavin, und daher kommt es auch, daß die meisten Menschen wenig nach dem Geiste

fragen, wenn nur der Form genügt ist. So wie sie jeden Tag ihr Café, so müssen sie auch ihr Theater haben, unbekümmert darum, ob die künstlerischen Gebilde sich gleich denen der Natur ewig verjüngen, oder welk und farblos werden.

Schon eine Viertelstunde vor dem Beginn der Ouvertüre bot der Saal jenen beweglichen Anblick dar, der den Directoren die schönste Aussicht zu ersetzen vermag. Parquet, Parterre, Gallerie und die letzteren Ranglogen ließen kaum noch Neugierige oder wie man es in der Gesellschaftssprache nennt, Kunstfreunde zu, nur im ersten Rang wurde noch die **haute volée** erwartet, die Patrizierinnen mit ihren hübschen Töchtern, das diplomatische Corps und die vornehmen **bluestockings**. Im Parterre hörte man sehr oft den Namen Stein nennen, auf der Gallerie den Namen Reichmann und im Parquet unterhielt man sich von der neuen Sängerin Sophie Bader. Hier konnte man auch dann und wann einen alten **habitué** fragen hören: „Wie heißt die Oper heut' Abend?" worauf dann geantwortet wurde: „Die Tscherkessenfürstin." Im Parterre war es anders, da war der Zettel schon fleißig studirt, da wußte Jeder, daß der „kleine Stein" heute Abend daran müsse.

„Wir wollen ihn nicht im Stich lassen", sagten die Einen; „wir wollen das Ding abwarten", meinten die Andern.

Diese Leute gehörten zu den Freunden und Bekannten des Komponisten, sie meinten es so ehrlich und gut, wie es der Neid und die Eitelkeit zuließen. Adolph hatte gewiß Niemanden unter der Zuhörermenge absichtlich gekränkt, und

doch waren wohl Viele da, die auf seinen Fall hofften. Das erscheint so räthselhaft und ist doch so menschlich. Je mehr gesellschaftliche Bildung ein Mensch hat, desto weniger wird er die hervorragende Bedeutsamkeit eines Andern ertragen können. Tritt nun noch gar hinzu, daß er diesen Andern unter seinen Augen hat entstehen sehen, oder daß er mit ihm vielleicht die Schule besucht hat und darin mehr gewesen ist, als jener, so fühlt er sich im Innersten verletzt, gerade so, als wenn ihm eine Kränkung geschehen wäre.

Die Uhr hatte kaum halb sieben geschlagen, und schon begann das Pochen der Harrenden. Hie und da drängten sich noch ein paar ältliche Damen in die Logen, sonst war Alles gefüllt. Doch halt, da rechts in der Loge über dem Orchester scheint's noch still und leer zu sein; aber nein, eben beugte sich ein Kopf vor; wir kennen ihn, es ist der unsers hagern Freundes. Er muß ganz allein in der Loge sein, und wenig darum geben, gesehen zu werden, denn er hält sich immer hinter dem einen Pfeiler, die Augen starr auf den Vorhang gerichtet.

Das Pochen wird stärker, vergebens streichen die Orchestermitglieder auf ihren Instrumenten herum, vergebens rufen Einige „Stille", man will sich nicht beschwichtigen. „Wo bleibt der Kapellmeister?" heißt es wild durcheinander. In der That, er ist noch nicht da, einige nahe Anverwandten des jungen Komponisten werden blaß, der Vater will schon seinen Platz verlassen — da erscheint jener mit lächelnder Miene, mit strahlenden Augen, als wenn er so eben eine glückliche Stunde gehabt hätte. Eine Applaussalve tönt ihm

entgegen, unterbrochen von einigen Ziſchlauten. Adolph verbeugt ſich mit niedergeſchlagenen Augen, die Ziſcher haben das Lächeln von ſeinen Lippen verſcheucht, und ihn wieder zu ſich ſelbſt gebracht.

Die Ouvertüre beginnt. Große Stille im Saal, nur auf der Bühne geht's noch lebhaft zu. Der weibliche Chor unterhält ſich von den theuern Kartoffeln, der männliche machte Witze. Der permanente Kapellmeiſter guckt durch den Vorhang, und ärgert ſich einerſeits über das volle Haus, das ihm ſo vortrefflich hätte dienen können, andererſeits über unſern Adolph, der in dieſem Augenblick ſeine Stelle einnimmt. Die Hand bewegt ſich, als wolle ſie mit taktiren, die Lippen murmeln Liebenswürdigkeiten, die zum Glück Keiner hört. Karoline geht nachdenkend auf und ab, dann und wann drückt ſie das Auge an den Vorhang, oder richtet es auch nach dem Hintergrunde, als ſuche es Jemanden. Die Direction ſitzt in ihrer Loge und wartet mit ängſtlichem Blick auf die erſte Beifallsſpende.

„Die Ouvertüre iſt gleich aus", ſchreit der Inſpicient, „am Platz!"

„Hören Sie, man applaudirt", ruft der eine Director.

„Man ruft da capo", der andere. „Der dumme Kerl läßt weiter ſpielen, aufziehen, aufziehen!"

Der Vorhang geht auf, ein Chor der Tſcherkeſſen erſchallt, ein effectvolles Stück mit moderner Inſtrumentation und ziemlich ohne alle Charakteriſtik. Der Chor findet Beifall, in der Directionsloge reibt man ſich die Hände.

„Wie finden Sie diese Nummer?“ fragt ein Journalist einen Musiker.

„Italienischer Styl — Dudelei!“

Karoline erscheint, ein lang anhaltender Applaus empfängt sie, sie verbeugt sich mehrere Male, nicht ohne dem jungen Dirigenten bedeutungsvolle Blicke zuzuwerfen. Recitativ und Arie folgen. Das erstere ist eine Art Selbstgespräch, das mit einer Anrede an die versammelten Tscherkessen schließt. Die Piece hat etwas Originelles, von der gewöhnlichen Behandlung der Recitative Abweichendes. Es ist Charakter, Leben und vor allen Dingen Steigerung darin, etwas, was man sehr oft bei den Recitativen vermissen muß. Charakter, Leben und Steigerung bestimmen in der dramatischen Musik die Wahrheit des Ausdrucks, wo jene Dinge theilweise oder vielleicht ganz fehlen, kann überhaupt vom Ausdruck nicht die Rede sein.

Das Recitativ fand weniger Beifall als die Arie, aus dem einfachen Grunde, weil ersteres originell war, und letztere eine Nachahmung französischer und italienischer Vorbilder. Auch hierin stand unserm Adolph seine Landsmannschaft entgegen. Eine plötzliche Originalität bei Leuten, mit denen wir auferzogen sind, wird uns immer mißtrauisch finden, und von der Masse als verfehlt oder gar mit schlecht bezeichnet werden. Karoline war gut bei Stimme und sang als eine echte deutsche prima donna assoluta. Der Hagere starrte mit der ganzen Kraft seiner Augen zu ihr hinüber, mehrere Male bewegten sich seine Lippen, als murmelten sie einen Namen. Als Karoline geendet, und nebst dem Chor die

Scene verlassen hatte, sprang er auf, und ging dem Anschein nach sehr erregt in der Loge auf und ab. Er drückte seine Hand an sein Herz. „Noch nicht todt!“ rief er halblaut aus, ironisch lächelnd. Während deß spielte die Komödie weiter, Tenor und Baß zogen auf, dann ein Chor, das Finale, der erste Akt war aus.

Man hatte applaudirt, aber Niemanden hervorgerufen. Das war wider die Abrede.

Die Direction machte ein bedenkliches Gesicht.

„Es liegt ein Gewitter in der Luft“, murmelte die eine Hälfte, ein alter, kleiner Mann, dem vierzig Jahre Theaterleben auf dem Gesichte standen.

„Hübsche Einnahme“, versetzte der Andere an den Fingern zählend, „ungefähr tausend Thaler, was meinen Sie?“

„Die Reichmann sinkt, Freundchen, ich hab's geahnt, der neuliche Bankerott — dummes Volk!“

„Sie ist zu alt — Abzüge machen.“ —

Im Saal summte es durcheinander wie bei den Fliegen. Die verschiedenartigsten Meinungen kamen zum Vorschein. — „Talent ist da — aber —“ sagten die „Klugen“, indem sie die Achseln zuckten, die „Dummen“ sagten gar nichts. Im Allgemeinen vermißte man Handlung und mit Recht; denn der erste Akt enthielt nichts als einen Anlauf zur Handlung. Unser Adolph hatte es darin versehen, daß er sich zu den Arien Worte hatte dichten lassen, die rein lyrisch waren; die Arie von heute verlangt aber etwas ganz Anderes, sie ist nicht mehr der Ruhepunkt, sondern vielmehr die Fortsetzung oder Vorbereitung der Handlung. Mit der Oper geht es nicht

anders, als mit dem Schauspiel, mit dem recitirenden Drama, man will keine Längen mehr, das Bühnengerechte erstreckt sich nicht mehr allein auf den Text, sondern auch auf die Musik.

Der zweite Akt begann, unser Adolph sah noch immer blaß aus. So vortrefflich er sich auch zu beherrschen verstand, konnte er doch das Herzklopfen nicht von seinem Antlitz scheuchen. Es gehört immer eine große Routine dazu, ein Stück von seinem Herzblut den gierigen Lüsten einer corrumpirten Menge Preis zu geben. Sophie Bader fühlte es auch, als sie am Abhang des Felsens saß, und langsam den Vorhang aufrollen hörte. Im Saal wogte es von Applaus, er galt der Decoration. Sophie schwindelte, sie fühlte sich in ihrem Knabenkleide beengt, „Muth, Muth," schrie ihr Karoline aus der Coulisse zu, sie wandte etwas den Kopf, ihr Blick fiel in die feuchten Augen Adolph's — sie hatte Muth. Karoline hatte diesen Blick aufgefangen, sie erbebte.

Das Ritornell einer Romanze begann, Sophie sang, man hörte das Athemholen der lauschenden Menge. Sophie sang wie die in Ton geschlagene Poesie, sie glich der Blume, die vom Morgenthau erschlossen, das geweihte Eigenthum ihres Kelches gen Himmel läßt. Das Meer, der Felsen, Alles um sie bekam Leben, man sah nicht mehr die geklekste Leinewand, nein, man athmete gleichsam die Frische und Andacht einer von den ersten Strahlen der Morgensonne erwachenden Natur. Alle Geheimnisse der Kunst boten sich in diesem Gesange die Hand, und doch, wie einfach klang er, wie natürlich! Da war kein Vor- oder

Nachschlag, kein Triller, keine Cadenz, nichts als die Noten einer schönen empfundenen Melodie, und doch welche Kunst! Die Töne wurden getragen wie auf Zephyrschwingen, einer nach dem andern; immer höher, gleich dem Weihrauch der Priester, welches von der Erde aufsteigt, um sich in die Regionen der Gottheit zu verlieren. Echter Gesang ist die harmonische Auflösung seelischer Organe, weshalb „ohne Seele *singen*" ein Unding genannt werden muß. —

Sophie hatte geendet, und es dauerte wohl zwei Secunden, ehe die bezauberte Menge sprechen, d. h. klatschen konnte. Endlich geschah's, und zwar in jener barbarischen Weise, die man heut' zu Tage als höchste Anerkennung sanktionirt hat. Man schrie **da capo**, Sophie hörte es nicht, sie konnte nicht so mir nichts dir nichts aus ihrer Rolle fallen und wieder hineinspringen, darum war sie auch bereits ganz im Charakter ihrer Rolle vom Felsen herab und in den Vordergrund getreten. Schon wollte man den **da-capo**-Ruf wiederholen; aber das Wort erstarb auf den Lippen, so wunderbar ergriff die Erscheinung die Anwesenden. Ein Tscherkessenknabe in der phantastischen Tracht seines Vaterlandes kam heran, so schön wie ein Meisterstück aus Canova's Hand hervorgegangen. In der That, es war nichts Menschliches, noch weniger Theatralisches, das die Blicke der stierenden Menge in sich concentrirte, nein es war das Gebilde zweier Künstler, wie Canova oder Raphael, so voll Ebenmaß, so voll Schönheit in den Formen, so voll Anmuth und Grazie, so einfach und doch so schön!

Und wiederum sang der Knabe — ein Gebet. Der

Vater hat's ihn gelehrt, es heißt, Tod den Feinden — Freiheit — hoch lebe das Vaterland. Dieses Tonstück, das ganz im Charakter der italiänischen preghiera gehalten war, gab Sophien Gelegenheit, die Tonfülle und den Umfang ihrer Stimme geltend zu machen. Sie that's auf eine Weise, die wo möglich den Enthusiasmus der horchenden Menge noch steigerte. Solche Töne hatte man noch nicht gehört, die Einen faselten von der Catalani, die Andern von der Pasta, kurz es war Aufregung, Fanatismus im Saal. Die Direction rieb sich die Hände, dem Hageren stand Wasser in den Augen, Adolph dirigirte mechanisch mit offenem Munde und verklärtem Blick, Karoline grub die Nägel ihrer Finger in die Coulisse und zuckte jeden Augenblick fieberhaft zusammen.

Als der zweite Akt geendet, stürzte die Menge hinaus, um frische Luft zu schöpfen, sich von ihrem Enthusiasmus zu erholen; und nebenbei einige Sorbets zu nehmen. Wohin man hörte, klang der Name Sophie Bader entgegen, von Adolph oder gar von Karoline war nicht die Rede. Die Musik ging in der Erscheinung der neuen Sängerin unter, die Gegner des Komponisten hatten ihren Halt verloren. Unter andern Umständen wäre dies unserm Adolph vielleicht nicht Recht gewesen; allein jetzt, wo die Göttin, vor der sich Alles beugen mußte, seine Liebe war, dachte er an keine Eifersucht, eine süße Melancholie bemächtigte sich seiner, er war zufrieden, trotzdem daß Niemand sich um ihn bekümmerte.

Nicht so Karoline. Sie saß in ihrer Garderobe, und schweres Leid wogte in ihrem Busen auf und ab. Sie glaubte

erſticken zu müſſen, es preßte ihr die Kehle zu, ſo daß ſie vergebens nach einem Tone rang. Und woher das Alles? Sie hatte Sophie erröthen ſehen beim Erblicken Adolphs, ſie hatte den letztern beobachtet, ſie hatte ſich überzeugt, daß er Sophie liebe, noch mehr, daß beide bereits im Einverſtändniß waren. Was ſieht die Eiferſucht nicht Alles! Sie iſt ſo ſcharfſichtig, daß ſie eben dadurch in den meiſten Fällen blind wird. Durch Karolinens Kopf ſchwirrten bereits die abenteuerlichſten Combinationen, die alle von ſcharfer Beobachtungskraft zeugten, und dennoch in's Blaue trafen. Sie glichen ihrem Blick, der auch in's Blaue hineinſtierte, trotzdem, daß er auf einen Punkt gerichtet war. Karoline hatte bereits einen ganzen Roman fertig, als der Inſpicient mit den Worten in die Garderobe ſtürzte: „Aber Fräulein, es iſt die höchſte Zeit.“

Karoline erhob ſich langſam und ſchritt mit majeſtätiſchem Fuß hinaus auf's Theater. Die Theaterleute glaubten, ſie ſei ſchon in ihrer Rolle. Schon war das Zeichen im Orcheſter gegeben, und Karoline war noch immer nicht auf der Scene. Der Inſpicient rang die Hände, er wagte nicht die Primadonna hinauszuſchieben. Das Orcheſter hielt inne, im Publikum entſtand ein Gemurmel, Adolph wurde todtenblaß, als wenn ihn das Gewiſſen packte. Jetzt war Karoline in den Couliſſen angelangt, noch einen Schritt und ſie war draußen. Aber ſie that ihn nicht, gleich einem ſtörriſchen Roß ſtand ſie plötzlich ſtill. Der Regiſſeur ſtürzte herbei: „Mein Gott, Fräulein, was fällt Ihnen ein?“ rief er ihr zu.

Hinter ihm her hinkte der alte Director. Der packte sie beim Arm, und schrie ihr in's Ohr: „Sind Sie verrückt?“ Karoline lächelte ihm zu, es war ein unheimliches Lächeln. Der Alte sah es nicht. „Zum Teufel, hören Sie nicht das Zischen im Publikum? Hinaus!“ Dabei schob er sie auf die Scene.

Das Publikum setzte das Zischen fort. „Stille, hinaus die Zischer!“ hieß es im Saal. Karoline blieb ruhig stehen, wie eine schöne Statue. Dies imponirte den Leuten, und bewirkte Todtenstille. Das Orchester gab noch einmal den Akkord an, Karoline begann zu singen. Ein Schauder überlief den Körper des jungen Mannes, der auf dem Dirigentenstuhle saß. Die Töne der Sängerin klangen wie Grabestöne, sie machten die Zuhörer frösteln. Der Eindruck war um so peinlicher, als der Charakter des Tonstücks mit diesem Vortrage durchaus nicht harmonirte. Die Königin sollte ein Freudenlied anstimmen über eine gewonnene Schlacht, aber die Töne klangen, als wenn die Schlacht verloren gegangen wäre. Der Chor, welcher am Schluß mit einer Hymne einzufallen hatte, sah sich betroffen an, Adolph litt Todesangst. Er suchte den Blick Karolinens aufzufangen, aber es schien, als wollte der nichts mit ihm zu thun haben. Das Lied war zu Ende, ohne auch nur eine Hand in Bewegung zu setzen. Desto besser nahm man die Hymne auf. Der Chor schien gut machen zu wollen, was die Primadonna verdorben hatte, er war voll Feuer und Begeisterung. Nicht oft läßt sich dies von den Theaterchören sagen. Die Ursache liegt einerseits darin, daß weder Direction noch Publikum verstehen, das künstlerische Gefühl in ihnen zu wecken, andrerseits darin,

daß sie durch die täglichen Repetitionen zu sehr ermüdet werden. Ist der Chor einmal fest studirt, so muß man ihm eben so gut Ruhe gönnen, wie den Solisten, vorausgesetzt, daß man am Abend nicht jenes maschinenartige Mundaufreißen haben will, daß uns in den meisten Fällen geboten wird.

Die Hymne mußte repetirt werden, nicht bloß des hübschen Motivs, das ihr zum Grunde lag, sondern auch der vorzüglichen Execution wegen, die ihr zu Theil war. Solche Ehrenbezeugungen sollten für den Chor nichts Ungewöhnliches sein, wir würden dann wirksamere Opern haben.

Adolph athmete wieder auf, die vorangegangene Scharte war ausgewetzt. Leider stand eine neue bevor; die Königin hatte in der folgenden Scene den Tscherkessenknaben als denjenigen zu begrüßen, dem hauptsächlich der glückliche Ausgang der Schlacht zu danken war, also ein Zusammentreffen der beiden Rivalinnen Karoline und Sophie — Jene erbebte als diese erschien, Adolph sah's, ihm ahnte nichts Gutes.

Karoline sang plötzlich wieder mit dem ganzen Aufwand ihrer Mittel. Die Begrüßung, welche sie vorzutragen hatte, war kurz, aber wirksam, sie erhielt ein donnerndes Bravo.

„Ein Teufelsweib!" meinten einige im Publikum.

„O, ein Götterweib!" murmelte Bernhard der Journalist.

„Still," hieß es, „die Bader singt."

Der Tscherkessenknabe erzählt sein Leben, unterbrochen von den Fragen der Königin. Es entsteht ein Wechselgespräch zwischen dem Priester (Baß), dem Feldherrn (Tenor), der Königin und dem Knaben. Diese Nummer schien vor-

zugsweise die Aufmerksamkeit des Hagern zu erregen, vermuthlich ihrer Originalität wegen. In der That, es war die interessanteste, die der Komponist bis jetzt geboten hatte; ein Quartett so voll Leben und Charakteristik, daß man beim Anhören desselben mit Recht ausrufen konnte: „Der Ton ist Wort, das Wort ist Ton.“ Die Erzählung, die ihm zu Grunde lag, kam mit einer Steigerung zur Anschauung, mit einer Charakteristik der verschiedenen Personen, die daran Theil nahmen, wie wir sie bis jetzt nur im Schauspiel sanktionirt haben. Die Spannung war demnach auch eine ähnliche, um so mehr, als die Scene von allen Seiten vortrefflich gesungen und gespielt wurde. Namentlich zeichnete sich Sophie aus; während sie im zweiten Akt die lyrische Seite ihres Wesens, wußte sie jetzt die dramatische zur Anschauung zu bringen, und wie dort so auch hier jauchzte ihr das Volk entgegen und erhob sie in den Himmel.

Karoline kämpfte vergebens gegen das Talent der jungen Sängerin an, sie mußte unterliegen. Dies trug nicht wenig dazu bei, den Haß zu nähren, den sie bereits gegen Sophie empfand. Jeder Wettkampf, den die Menschen unternehmen, wird, wenn auch nicht immer thatsächlich, doch in ihrem innersten Innern Wünsche und Hoffnungen erregen, die sich mit Lauterkeit der Gesinnung nicht vertragen. Ganz besonders ist dies aber der Fall, wenn der Wettkampf auf der Bühne stattfindet. Einmal vor der Lampe würden die meisten weiblichen oder männlichen Sänger und Schauspieler im geeigneten Moment Vater und Mutter verläugnen, um einen Applaus zu erzielen. Das ist gerade so wie im Todeskampf; um

im rechten Moment zu leben, verschrieben wir Alle mehr oder weniger unsere Seele dem Teufel. Auch in Karolinen ging ein ähnlicher Prozeß vor, als fast jeder Ton ihrer Nachbarin mit einem donnernden Bravo aufgenommen, und sie trotz aller Anstrengung kaum beachtet wurde: Und als sie nun gar die Verzückung Adolph's sah, da tauchten vor ihrer Seele Empfindungen und Gedanken auf, die die moderne Gesellschaft zu den nicht gesetzlichen zählt. Sie hätte auf ihre Rivalin zustürzen und sie erdrosseln können, ihr dunkles Auge strahlte Haß und Verderben, ihr ganzes Wesen ein zurückgedrängtes Aufbrausen des tiefsten Hasses, den die Liebe und die menschliche Eitelkeit hervorrufen können. Würde die Masse sich weniger mit Sophie beschäftigt haben, so hätte sie einen großartigen Eindruck hervorrufen müssen, da eben Alles das, was sie zur Schau trug, vollkommen mit dem Sinn der Worte und der Musik übereinstimmte, welche sie zu singen hatte. Die Königin ersah nämlich aus der Erzählung des Tscherkessenknaben, daß dieser der ursprüngliche Thronerbe war, der vor mehrern Jahren auf eine unerklärliche Weise verschwunden, und in Folge dessen sie zur Königin erhoben wurde. Wenn aber auch fast Alle nur für die jugendliche Sängerin Augen hatten, so war doch Einer im Saale, der nichts Anderes als Karoline sah, der jede ihrer Bewegungen mit ängstlich spannendem Blick verfolgte. Dieser Eine war der hagere Mann, der mysteriöse Fremde in der Prosceniumsloge. Und als der Vorhang schon längst gefallen war, starrte er doch noch immer auf jene Stelle, die Karoline eingenommen hatte. Hätte es unsere Primadonna gewußt, wer weiß,

ob sie nicht dieses seltene Zeichen der Theilnahme und Verehrung beruhigt hätte.

Drei Akte der Oper waren vorüber, und da nur noch ein einziger bevorstand, so konnte man den Erfolg schon so gut wie entschieden nennen. Adolph wurde beglückwünscht, die Directoren reichten ihm die Hand. Er lehnte natürlich jedes Lob ab, er schien verstimmt zu sein. In der That, die Gleichgültigkeit des Publikums in Betreff seiner war befremdend. Drei Akte mit dem größten Beifall vorübergegangen und noch immer nicht gerufen, unerhört! Doch plötzlich sollte das sehnlich Gewünschte in Erfüllung gehen, es entstand im Saal ein Getöse, „der Komponist", „Stein", „der Komponist", schrie man durcheinander. Der Inspicient stürzte herbei; „Sie werden gerufen!" — „Ich höre nichts", antwortete Adolph lakonisch. „Doch, doch", meinte der alte Director mit lächelnd pfiffiger Miene, „gehen Sie nur."

Adolph ließ sich heraus ziehen, ein Jubel begrüßte ihn, o wie süß klang das in die Ohren unsers Freundes. Er verbeugte sich mehrere Male, mit sichtlichem Behagen sog er den Beifall der Menge ein. Als er wieder hinter der Scene war, sank er erschöpft auf einen Stuhl, die Aufregung, die er bis jetzt zu bemeistern gewußt hatte, brach hervor und machte ihn blaß und besinnungslos. Nicht weit von ihm stand Sophie, sie trat besorgt heran, ergriff seine Hand und rief: „Mein Gott! Sie sind krank?" Adolph schlug die Augen auf, das Blut schoß ihm plötzlich in die Wangen, er drückte die Hand Sophiens und führte sie an seine Lippen, er verschlang sie mit seinen Augen, er vergaß Ort und Zeit, und murmelte mit

einer Stimme, welche die höchste Seligkeit barg: „O, mir ist unbeschreiblich wohl!“

Und oben an dem Geländer der Treppe, welche zur Damengarderobe führte, stand Karoline und sah hinab auf das liebende Paar, und hörte die Worte Adolphs. — Ein kalter Schauer überlief sie, sie klammerte sich an das Geländer, dann plötzlich richtete sie sich stolz und fest auf, und eben so stolz und fest schritt sie die Treppe herab auf die Scene, um den vierten Akt zu beginnen.

Der Vorhang rauschte auf, die Scene stellte ein Zimmer mit einem Alkoven vor. Der letztere befand sich auf der linken Seite der Bühne, dem Zuschauerraume ziemlich nahe gerückt. Die Vorhänge waren zurückgeschlagen und ließen den Tscherkessenknaben gewahren. Er lag auf einem Ruhebette, seine Augen waren geschlossen, er mußte schlafen. Das Zimmer war durch eine Lampe erhellt, welche auf einem Tischchen neben dem Alkoven stand, und deren Strahlen in den letzteren hineinfielen. Im Hintergrunde Fenster mit Gitter, durch welche ein leiser Schimmer der erwachenden Morgenröthe drang. Das Orchester hatte eine Art Introduction zu spielen, welche die Scene gleichsam erläutern sollte. Sie mochte schon einige Sekunden gedauert haben, als die Königin eintrat im weißen Nachtgewande, mit aufgelöstem Haar. Karoline sah geisterhaft aus, ein unheimliches Lächeln schwebte über ihrem blassen Antlitz, und wie sie so langsam mit leisem Fuß heranschritt an den Alkoven, und sich über Sophie beugte, ging ein Schauder durch den Saal.

Das letztere Gefühl mußte noch durch die charakteristische Musik erhöhet werden, welche fortwährend im Orchester ertönte.

Die Königin trat zurück, und zog aus ihrem Gürtel einen Dolch. Sie betrachtete ihn, sie wiegte ihn in ihrer Hand, immer lächelnd. Jetzt trat sie näher, das Orchester hielt einen Quartseptakkord aus, und erläuterte die Situation auf eine so charakteristische Weise, daß das ganze Auditorium wie von einem Alp gedrückt erschien. Es war wie an einem gewitterschwülen Abend, kein Luftzug regte sich, Alles ängstliche Erwartung, Alles fürchtete den ersten Blitzstrahl, den Einschlag. Und wiederum war es der Hagere, der am meisten ergriffen schien. Ein feiner Beobachter hätte ihn zittern und auf seiner hohen Denkerstirne Schweißtropfen perlen sehen können. Die gläsernen Augen schienen aus ihren Höhlen treten zu wollen, die Lippen bewegten sich, als murmelten sie ein Gebet. Plötzlich drang ein Schrei durch den Saal, er drang aus der Brust des Knaben. „Allmächtiger Gott!“ stöhnte der Hagere, sich ganz aus der Loge lehnend. Der Knabe richtete sich auf, und schleppte sich auf die Scene. Er mußte getroffen sein; denn er drückte die Hand an seine Brust, als wollte er die Wunde verdecken. — „Was ist das?“ fragten sich die Leute. „Nichts, nichts,“ meinten die habitués. „es gehört zum Stück.“ In der That, das Orchester spielte weiter, und leitete ein Duett ein.

„Man will mich morden?“ schreit der Knabe. Plötzlich gewahrt er die Königin. „Was that ich Dir?“ stöhnt er ihr entgegen.

„Du willst mich verdrängen," antwortet sie ihm, indem sie auf ihn zuspringt, und ihn bei den Haaren faßt.

„O, o, ich kann nicht mehr," murmelt der Knabe.

„Welch ein **mezza voce**!" schreien die Kenner. „Bravo, bravo!"

„Du mußt sterben," ruft die Königin.

„Sie blutet, sie blutet," heißt es im Parquet. In der That, so sehr auch der Knabe die Hand auf's Herz pressen mochte, sie wurde vom Blute überrieselt.

Doch Karoline hörte nichts — sie sieht nichts — sie schwingt den Stahl; schon will sie den zweiten Stoß vollführen, da tönt aus der Loge des Fremden: „Unglückliche! Du hast Dein Kind gemordet!"

Karoline richtet den Blick nach der Loge. Sie gewahrt den Fremden, der wie ein aus dem Grabe Erstandener zu ihr hinüberstarrt, und mit dem Schrei „Albert!" stürzt sie zu Boden. —

Der Vorhang mußte fallen — die Komödie war aus. —

7.

Café Bury.

Tisch der Journalisten.

Alphons. Ihr könnt Euch darauf verlassen, es ist so.

Carl. Also abgereis't?

Feodor. Man hat sie auf dem Bahnhof gesehen.

Bernhard. Wen?

Alphons. Sophie Bader mit dem Fremden, der ihr Vater sein soll.

Bernhard. Und Karoline?

Alphons. Soll noch immer im Fieber liegen und von entsetzlichen Phantasiegebilden verfolgt werden. Sie schreit ein über das andere Mal: „Kindesmörderin"; trotzdem ihr vielfach versichert worden ist, daß es mit der Verwundung der jungen Sängerin durchaus nichts auf sich habe. Sie muß schrecklich leiden.

Bernhard. Ist es aber auch wirklich ihre Tochter?

Goldheim. O, über die Zweifler! Habt Ihr denn nicht das lange Gespenst in der Prosceniumsloge ausrufen hören: „Du hast Dein Kind gemordet!"

Bernhard. Das beweis't noch nichts, der Mensch

kann in dem Augenblick verrückt geworden sein, oder war es schon.

Goldheim. Ihr habt ihn dazu gemacht. Ich kenne ihn. Es ist Albert Schäfer, der vor mehreren Jahren durch seine originellen Orchester-Compositionen Aufsehen machte. Später war er so gut wie verschollen, und zwar, wie ich jetzt bestimmt weiß, in Folge seines Bruches mit der Reichmann, dessen erste Liebe er gewesen sein und die ihn trotzdem cocu gemacht haben soll.

Feodor. Also jener Componist, von dem es damals in den Zeitungen hieß, daß er plötzlich mit einem Kinde verschwunden wäre, während die Mutter des letzteren im Theater die Norma sang, war dieser Albert Schäfer?

Bernhard. Es soll übrigens von jeher ein bizarrer Mensch gewesen sein.

Goldheim. Genial, Freund, das beweis't schon die Art und Weise, wie er seine Tochter erzogen, wie er sie hier eingeführt hat.

Bernhard. Aber er muß doch Zwecke dabei gehabt haben, daß er sie gerade an unserm Theater —

Goldheim. Versteht sich, Bester, „alte Liebe rostet nicht," sagt das Sprichwort, er wollte seiner Tochter die Mutter wiedergeben, Andere meinen freilich, er habe sich dadurch zu rächen gesucht, daß er die Tochter bestimmte, der Mutter ihren Liebhaber abspenstig zu machen, 's ist auch möglich.

Carl. Apropos, was macht denn Stein?

Goldheim. Der ist seit drei Tagen fort. Der Ka-

pellmeister meinte, er würde schon unterwegs mit seiner Sophie zusammentreffen.

Bernhard. Er soll sie wirklich lieben.

Goldheim. Gewiß, ist dies doch das einzige Mittel, seine Oper in Gang zu bringen.

Feodor. Er mag sich nicht schlecht über die fatale Unterbrechung geärgert haben.

Alphons. Zum Glück ist er vorher noch gerufen worden.

Goldheim. Uebrigens, Kinder, aus der Geschichte läßt sich ein pikanter Feuilletonartikel machen.

Alle (mit Ausnahme Bernhard's). Ja wohl!

Tisch, an dem nichts als Publikum sitzt.

Commerzienrath. Also es ist noch zweifelhaft, ob sie wieder besser wird oder nicht! — Kellner, eine Cigarre!

Theaterabonnent. Mehr als zweifelhaft, sie soll fürchterliche Qualen ausstehen.

Ein Ehrenmann. Gerechte Strafe.

Fabrikant. Pfui Herr, ist das Ihr Christenthum?

Commerzienrath. Ach was, er hat Recht, wer weiß, ob sie's nicht gewußt hat, daß es ihr Kind war.

Theaterabonnent. Eine so liederliche Person! Hatte sie doch den kleinen Stein ganz in ihre Netze gezogen! Man kann mit Recht sagen, daß sie ihn auch auf ihrem Gewissen hat.

Ein Ehrenmann. Diese Personen haben kein Gewissen.

Commerzienrath. Kommt da nicht der Theatersekretair? Guten Abend Herr Reinhold, wollen Sie sich nicht ein wenig zu uns setzen? —

Reinhold. Ich danke Ihnen, meine Herren, ich muß gleich wieder fort.

Theaterabonnent. Wie geht's denn der Reichmann?

Reinhold (im Abgehen). Schlecht, sie hat heute das Abendmahl genommen.

Alle. — Das arme Kind!

Tisch der Bühnenmitglieder.

Tenor. Es war doch eine merkwürdige Situation. Die Direction empört und aus Verzweiflung über die Störung sich gegenseitig mit Schimpfwörtern regalirend, die Reichmann halb wahnsinnig, die Bader mit blassen Lippen und doch lächelndem Munde „Mutter!" rufend, der Vater mit verschränkten Armen wie ein Galgen dastehend, das Stück von Tante, das alle Leute prügeln wollte, dabei im Saal der Tumult, das Pochen des Publikums, das vor Neugierde Miene machte zu uns heraufzukommen — bei Gott, so etwas kommt „nicht alle Tage vor"! —

Baß. Wißt Ihr, was mich gerührt, erschüttert hat? Wie die Reichmann dem Hagern die Füße umklammerte und

mit flehender Stimme sprach, indem sie ihm das Messer reichte: „Stoß' mich nieder, Albert, stoß' mich nieder, da"; doch wie der, nachdem er sie lange angesehen, sie aufhob und mit einer so rührenden Stimme ausrief, daß mir die Augen überliefen: „Armes, unglückliches Weib!"

Buffo. Und wie dann die kleine Bader sich zu ihnen hinanschleppen wollte und, die Arme ausbreitend, rief: „Mutter! Vater!" Bei Gott, ich hab' das Taschentuch an die Augen drücken müssen.

Intriguant. Aber wenn sie sich ausgesöhnt haben, wie man sagt, warum sind denn Vater und Tochter abgereis't?"

Tenor. Das soll verabredet sein, um das Gerede zu unterdrücken. Ihr sollt sehen, die Reichmann wird auch gehen, wenn sie wieder besser ist.

Dritter Liebhaber (eilig herankommend). Wissen Sie schon?

Alle. Was? —

Dritter Liebhaber. Die Reichmann ist todt.

Alle. Ah!

Dritter Liebhaber. Ich war eben da, es ist leider wahr. Das Fieber soll auf's Gehirn geschlagen sein, der Arzt meinte, so wäre es besser!

Alle. Hm!

Kellner. Poule, meine Herren! —

Sämmtliche Tischgenossen stehen auf, und spielen Poule.

Der Dorfmusikant.

Ein Häuschen stand am Abhange eines Hügels; zu dessen Füßen lag ein Dorf in weiter Ebene, nahe den Fluthen der Ostsee. Im Häuschen wohnte der Pfarrer, ein alter Mann mit Silberlocken, die unter einem Sammetkäppchen hervorquellten. Er war ein gar frommer Mann, der Pfarrer, der jeden Abend seiner Frau und seinen beiden Kindern aus der Bibel vorlas. So auch heute. Im Dorfe war's schon still; denn die Sonne war schon seit einer Stunde untergegangen. Nur das Meer warf dann und wann eine Welle auf den weichen Sand des Strandes, und brach so das Schweigen eines schönen Herbstabends. Im Dorfe war's dunkel, nur das Häuschen stand hell umgossen von den Strahlen des Vollmondes. Und so hell schien der Mond, daß im Innern der Lampendocht nur halb hinaufgeschoben war, aus weiser Oekonomie und Dankbarkeit für die Gottesgabe. In dem einzigen Lehnsessel saß der alte Herr des Hauses, vor ihm auf dem Tische lag die Bibel, aus der er heute schon vorgelesen haben mochte; denn seine Brille lag in dem aufgeschlagenen Buche. Dem Pfarrer gegen-

über am Kachelofen saß seine Frau, eine alte Matrone, auf deren mildem Antlitz so ganz das Himmelslicht ergossen war. Im Schooße hielt sie eine Katze, ein garstig Thier dem Anscheine nach, und dem dennoch dann und wann die Liebkosung der Herrin zu Theil ward. Vor dem Fenster stand ein altes Klavier, an ihm saß ein junges Mädchen, Mathilde, die Tochter des Pfarrers. Auch sie schien das Mondlicht mit inniger Liebe zu umschließen, sie gab sich ihm ganz hin und wiegte mit melancholischem Lächeln ihr Köpfchen in seinen Strahlen. Dann und wann warf sie den Blick auf den Bruder, der, an's Fenster gelehnt, auf das Meer hinausschaute und wohl nichts von dem liebenden Blicke der Schwester ahnte. Es war ein starker Bursche im reifen Alter schon. Er schien so ganz in sich versunken, ein Schatten gleichsam, und dieses um so mehr, da er dem Reiche des Mondlichtes ferne stand, gleich jenem Christusbilde, das über'm Vorhang hing, der Thüre gegenüber. Durch das offene Fenster drang der Zephyr des Abends, und spielte in den Locken der jungen Leute. Leise fuhr die Hand Mathilden's über die Tasten des Instruments, wie wenn der Abendwind sie geleitet hätte. Dann ruhte die Hand auf den Tasten und diesen entglitt ein Accord. Der fieberte wieder in den Herzen der Alten, und der Vater forderte von dem Mädchen sein Abendlied. Doch dieses schien sich zu bedenken, dann sagte sie zu dem Bruder: „Fritz, willst Du mir's begleiten? Du bist ja Meister auf dem Instrumente.“ Fritz fuhr auf, sein Blick war träumend, schweigend nahm er der Schwester Platz ein und griff mit mächtiger Hand die Tasten des alten Instruments an, daß

dessen Seiten zitterten und um so schnarrender den Ton wiedergaben. Die Schwester hatte fromm die Hände gefaltet, so auch die Mutter, welche auf dem Kindespaare den Blick der heitern, innern Lust ruhen ließ. Alle harrten des Zeichens, daß Fritz seine Präludien beendigt habe, um das Abendlied zu singen. Aber Fritz hatte schon mehrere Minuten gespielt, ohne daß dieses Zeichen erfolgt war. Nur aus den heftigen Accorden, mit denen er begonnen hatte, waren bald sanfte, zart verklingende, bald nur noch heftigere entsprungen. Bald nahm sein Spiel den Charakter einer freien Phantasie an, so wie ihn selbst auch bald sein träumendes Wesen verließ und dieses eine mehr und mehr sich steigernde Spannung verrieth. Sehr fern schien Fritz vom Abendliede zu sein, schon blickten Tochter und Mutter fragend auf den Vater, schon zogen sich auf des Letzteren Stirne Wolken der Unruhe zusammen, als plötzlich Fritz so leise wie möglich in den Grundaccord des Liedes überging und mit noch leiserer Stimme dessen Melodie hinsummte. Darauf fiel die Schwester ein, anfangs zitternd in der Stimme, doch bald sich mehr und mehr erkräftigend, bis endlich gegen den Schluß der Strophe sie hell und rein mit keuschem Blicke die Töne dem Himmelsdome zusandte. Und immer freier drang aus des Mädchens Brust das Lied und immer leiser hauchte Fritz die Töne hin, obgleich in reichen, wenn auch einfachen Harmonieen die Begleitung sich erging. Nach und nach sank auch des Mädchens Stimme in ein musikalisches Flüstern, bis am Ende in dem Schlußaccorde die Herzen Aller sich zusammenfanden.

Beendet war Gesang und Spiel, Schweigen umfaßte

Alle, nur des Mondes Strahlen ergossen sich beredt über das traute Leben, das im Zimmer herrschte.

„Ein schönes Lied", begann die alte Pfarrerin nach einigen Minuten, indem sie sanft den Rücken der Katze streichelte, „ein schönes Lied, das so ganz Glauben und Gottseligkeit athmet. Ja, ja, darin liegt ein gläubiges Gemüth, ein kindlich Herz. Wie muß der Bruder droben sich freuen, einen Sohn hinterlassen zu haben, der so schöne Lieder macht. Zwar sagt man, daß unser Neffe Karl mit sich, Gott und der Welt in Unfrieden lebt, aber ich kann's nicht glauben, nein, nein, wer solche Lieder machen kann, der muß zufrieden sein, der muß ein gutes unverdorbenes Herz besitzen; denn könnte er sonst wohl die Herzen Anderer rühren und ergreifen? Es ist nun mancher Abend verflossen, seitdem uns Fritz das Lied zum ersten Male sang, und haben wir nicht jedesmal beim Anhören an Gott gedacht und irdisch Wesen vergessen? Nein, nein, Karl ist kein schlechter Mensch. Wo er wohl stecken mag?" fügte sie nach einer Pause hinzu.

„Der reis't in alle Welt, Mutter," antwortete Fritz mit einem leisen Seufzer.

„Wie wäre ich froh, ihn wieder zu sehen," begann die Alte von Neuem. „Ein schöner Bube war's; 's sind nun schon Jahre her. Jetzt muß er groß und stark sein wie der Bruder, als er den Dreißigern nahe stand. O wie gern schlösse ich den Neffen wieder in meine Arme!"

„Er hat unserer wohl schon vergessen," bemerkte Fritz, immer gleich nachdenkend.

„Behüte der Himmel das," warf rasch die Alte ein. „Weil er einen großen Namen trägt und fremde Länder sieht, darum sollte er Onkel und Tante und Euch, seine früheren Gespielen, vergessen haben? Fritz, Fritz, das ist nicht recht von Dir, Karl solcher Missethat fähig zu halten. Stammt er doch von unserm Blute, ist er doch meines Bruders Sohn? Freilich war er schon als Bube schweigsam und finster, aber wie oft hat er sich an meinen Hals gehängt und seine lieben Augen auf mir ruhen lassen. Und hat er Euch nicht geschrieben?"

„Das ist schon lange her, Mutter."

„Vergiß doch nicht, daß Karl eine berühmte Person geworden ist, deren Zeit doch wohl kostbarer sein muß. Wenn er auch nicht schreibt, darum denkt er doch an uns, dessen bin ich gewiß."

„Du magst Recht haben, Mutter!"

Während dieses Gesprächs hatte sich Mathilde an's Fenster begeben und schaute sinnend, wie früher der Bruder, in's Freie hinaus. Den Kopf gestützt, schien sie ganz in den Anblick versunken zu sein, den die vor ihr ausgebreitete Landschaft bot, obgleich sie jedes Wort des Gesprächs in sich aufnahm und dieses sie in der That beschäftigte. Nur der Pfarrer war mit seinem Geiste nicht gegenwärtig; denn in seinem Stuhl zurückgelehnt, war er in einen sanften Schlaf gefallen. Nur auf ihn fielen noch die letzten Strahlen der verlöschenden Lampe und drückten seinem Antlitze noch größere Milde und patriarchalische Würde auf, als jenes in der Regel zeigte.

„Der Vater schläft, ist es schon spät?" fragte die Alte,

indem sie ihren Hals vorstreckte, um sich zu überzeugen, ob Fritz, dessen Stirne in seiner Hand ruhte, auch schon schlafe.

„Es schlägt so eben neun Uhr, Mutter," antwortete der Sohn, ohne seine Stellung zu verlassen.

„Neun Uhr schon," antwortete die Alte, indem sie auf ihren Gatten blickte und zugleich ihr Ohr dem Schlagen der Dorfglocke hinhielt. Wiederum entstand eine Pause, in welcher die Alte bald auf diesen, bald auf jenen der ihr Angehörigen ihre Augen richtete, bald dem Thiere auf ihrem Schooße einige Worte zumurmelte. Dann fragte sie plötzlich: „Hörtest Du nichts, Fritz?" indem sie ängstlich nach der Thür schaute. Tochter und Sohn folgten ihrer Bewegung.

„Glaubst Du etwas gehört zu haben, Mutter?" begann der Letztere, indem er Miene machte aufzustehen.

„O, meine Ohren haben mich wohl getäuscht. Bleib' nur sitzen, Fritz," antwortete die Alte.

Eine neue Pause trat ein, die dieses Mal von Mathilde, welche leise ihren Kopf gewendet hatte, um in den stillen Frieden des Zimmers zu schauen, plötzlich mit dem Ausrufe: „Mein Gott!" unterbrochen wurde. Dabei bedeckte sie ihr Gesicht mit beiden Händen.

„Was ist's?" fragten Mutter und Sohn zugleich, indem dieser von seinem Sitze aufsprang und jene die Katze vom Schooße gleiten ließ. Jedoch Beider Unruhe und Ungewißheit dauerte nicht lange, denn der Vater, der ebenfalls erwacht war, und mit der Hand über die Augen fuhr, sagte plötzlich: „Da ist ja unser Neffe Karl, wenn mich meine Augen nicht täuschen."

Aller Augen richteten sich auf die Thüre, in welcher ein junger Mann stand, in einem weiten Mantel gehüllt und von Mondesstrahlen umflossen. Er trat rasch in's Zimmer, warf den Mantel zu Boden, drückte den beiden Alten herzlich die Hand und Fritz heftig in seine Arme, indem er sagte: „Ich bin ein später Gast, der sich eben nicht mit vielem Anstande ankündigt und, wenn ich nicht irre, Schrecken in's Haus gebracht hat."

Bei diesen Worten wendete er sich zu Mathilde, deren glühende Wangen und schüchterne Stellung sattsam verriethen, daß sie sich ihrer früheren Aufwallung schämte.

„Ich habe Ihnen wohl Furcht eingeflößt, Fräulein," fuhr Karl fort, indem er einen forschenden Blick auf Mathilde warf, vor dem diese die Augen senken mußte. „Hätte ich das geahnt, so würde ich meinen Plan der Ueberraschung nicht ausgeführt haben. Ja, ich wollte Euch überraschen, ich wollte wo möglich ungesehen an dem stillen gemüthlichen Leben theilnehmen, das in diesem Zimmer herrschen muß, sobald dessen Bewohner noch die Alten sind. Aus diesem Grunde habe ich meinen Wagen am Eingange des Dorfes halten lassen und mich herangeschlichen an dieses Zimmer, fast wie der heimkehrende Sohn, der sich in des Vaters Haus stiehlt, um nicht von ihm gesehen zu werden. Wohl mehrere Minuten konnte ich Euer trauliches Beisammensein betrachten, wie auch alle jene Gegenstände dieses Zimmers, die, obgleich todt, dennoch Leben für mich athmen und ein freundliches Willkommen mir entgegen zu winken scheinen. Freilich konnte ich nicht lange dieser stillen Betrachtung genügen,

ohne den Schmerz herauf zu beschwören," fügte er finster hinzu. „Noch einmal verzeiht," fuhr er milder fort, „ich hätte eigentlich zu einer früheren Stunde des Tages kommen sollen, aber theils hielten mich äußere Umstände davon ab, theils glaubte ich Euch zu einer andern Zeit nicht Alle beisammen zu treffen. Jetzt lebt wohl, für heute nur, Tante. Ich werde in der so nahen Stadt ein Quartier suchen und Euch für die nächsten Wochen wohl täglich mit einem Besuche behelligen."

Vergebens waren die Bitten der Pfarrersfrau, vergebens die Liebkosungen Fritzens, die alle darauf hinausliefen, Karl, wenn auch nicht für die Nacht, doch mindestens für den Abend noch länger zu fesseln. Karl blieb unerschütterlich fest bei seinem Vorsatze, drückte Allen warm die Hand, lehnte freundlich das Anerbieten Fritzens, der sich zum Begleiter erbot, ab und entfernte sich rasch aus dem Hause des Pfarrers.

„Wer hätte das gedacht?" begann die Alte nach einigen Minuten, indem sie fragend im Kreise herumschaute. „Stelle Dir vor, Vater," redete sie zu ihrem Gatten, „eben sprachen wir noch von dem Neffen und flugs — da ist er schon. Wer sollte da nicht an eine Fügung Gottes denken. Und was hattest denn Du?" fuhr sie geschwätzig fort, indem sie auf ihre Tochter blickte. Diese antwortete nicht und schien fast die Frage nicht gehört zu haben. „Freilich, sie konnte ihn nicht erkennen," fuhr die Alte fort, „sie war noch viel zu klein, als Karl das Dorf verließ. Und überdies hat er sich so verändert. Er trägt einen Schnurrbart — hab' ich doch Mühe gehabt, aus dem bärtigen Gesichte die früheren Züge

herauszulesen. Aber wie war es Dir nur möglich und noch dazu ohne Brille sogleich unsern Neffen zu erkennen?" fragte sie dann ihren Gatten.

Dieser hatte schon mehrmals Miene gemacht, die Gesprächigkeit seiner Frau zu unterbrechen, mochte sich hierzu aber wohl aus Gutmüthigkeit oder Gewohnheit nicht entschließen können. Jetzt ergriff er aber schnell die Gelegenheit, den Redefluß seiner Frau für einige Zeit zu hemmen.

„Die Zeit der Wunder soll vorüber sein," hob er an, aber wie kurzsichtig sind Solche, die das behaupten. Noch immer spricht Gott zu den Menschen in allerlei Fügungen, die den Wundern nahe kommen. So hat er auch heute zu mir, zu uns Allen gesprochen."

„Zu Dir?" schien die Alte fragen zu wollen.

„Ja, zu mir," fuhr der Pfarrer fort; „denn wie sich heut' Abend meine Augen, angestrengt von dem Lesen der heilgen Schrift, zu einem sanften Schlummer schlossen, träumte mir, daß unser Neffe Karl mitten unter uns träte, in der Hand die Fackel der Vernichtung tragend, die er hoch empor schwang. Da erwachte ich und sah plötzlich mein Traumbild vor mir, zwar nicht mit der Fackel, aber mit demselben ernsten Gesichte, das jetzt noch etwas Ueberirdisches hatte. Du siehst mich ängstlich an," fuhr er zu seiner Frau gewendet fort. „Laß Dich das Traumbild nicht beunruhigen, laßt uns in ihm sehen, daß Karl uns zu einem besondern Zwecke gesandt ist, der nur gut sein kann, da Gott uns darauf aufmerksam gemacht hat. Wer weiß, ob uns der Höchste nicht bestimmt hat, den Schmerz aus der Seele Karl's

zu bannen und ihn auf dem Wege des Glaubens zum Ursprung alles Guten und Erhabenen zurückzuführen."

„Aber ist Karl denn unglücklich?" fragte die Alte, leidet er?"

„Ich weiß es nicht," erwiederte der Pfarrer, „da wir von ihm als einem Verirrten gehört haben, da er mir im Traume wie auch in der Wirklichkeit mit dem Ausdrucke des Schmerzes im Gesichte erschienen ist, so glaube ich, daß er unglücklich ist, so glaube ich auch, daß Gott ihn uns gesandt hat, um ihn auf den rechten Weg zu führen. Darum laßt uns freundig den Willen des Höchsten aufnehmen und ihm folgen. Vielleicht gelingt es uns schon morgen, Karl an's Haus zu fesseln. Fritz, möchtest Du wohl dem Neffen Deine Stube abtreten?"

„Gewiß, Vater," antwortete Fritz. „Wenn Karl einige Tage bei uns zubringen will, so steht ihm mein Stübchen zu Gebote. Ich kann ja oben in der Kammer schlafen. Mein Stübchen hat die Aussicht auf's Meer; wenn ich mich recht erinnere, so liebt Karl das Meer, oder liebte er es," fügte er leise hinzu.

„Möge Gott geben," hob der Alte an, „daß Karl morgen so früh kömmt, um dem Gottesdienst beizuwohnen. Dann würde sein Aufenthalt hier um so würdiger beginnen."

„Versäume nicht, Mathilde," fuhr die Alte fort, „morgen in der Frühe in's Dorf hinunter zu gehen, um die besten Fische zu kaufen. Karl ist Freund von Fischen, ja richtig, der Karpfen ist sein Lieblingsgericht; das wird ihn freuen, mal wieder eine Karpfenmahlzeit mit uns zu halten. Dann sorg'

auch, daß einige Weintrauben auf den Tisch kommen, ich glaube, im Garten sind noch einige Sträuche. Wie bin ich froh, endlich Euch Alle wieder beisammen zu haben."

Es wurde noch Manches gesprochen, das Meiste von der Pfarrerin, die bald dieses, bald jenes für das Beste hielt, um Karl zu empfangen. Der Alte lächelte sanft dazu, Mathilde sah träumerisch in's Freie hinaus und Fritz durchschritt bald das Zimmer, bald setzte er sich und brütete vor sich hin. So dauerte es einige Minuten, bis dann Alle, ein Jeder mit andern Gefühlen und Gedanken, sich zur Ruhe begaben.

Ein tiefblauer Himmel, geschmückt von einer heitern Herbstsonne, würde auch ohne Kalender den folgenden Tag zu einem Sonntage gemacht haben, wäre es auch nur, um das alte Wort: „ein wahres Sonntagswetter" nicht zu Schanden zu machen. Dorf und See athmeten Frieden und Ruhe, die nur von dem einförmigen Geläute der Kirchglocke unterbrochen wurde, welche die Bewohner am See herauf in's Gotteshaus rief. Und die Fischer mit ihren Frauen und Kindern, alle sonntäglich gekleidet, folgten dem bekannten Rufe wie die Heerde dem Hirten, theils aus Gewohnheit, theils aus Andacht, theils um das schöne Orgelspiel vom Sohn des Pfarrers zu hören. In der That war das letztere wohl eins der Hauptstücke der Andacht, welche die Gemeinde

sonntäglich zur Schau legte, es geschah recht oft, daß man die Predigt über jenes, den Vater über den Sohn vergaß. Die Ursache lag wohl weniger in dem Orgelspiel selbst als in dem Bewußtsein und in dem Gefühl des Stolzes, den besten Orgelspieler in der ganzen Umgegend zu besitzen. Fritz verdiente übrigens diesen Ruf mit Recht, denn er war dergestalt Meister seines schwierigen Instruments, daß er die Gemüther der Gemeinde durch seine Präludien und Zwischenspiele anregen konnte, ohne daß diese den gewöhnlichen und gewohnten Ideen früherer Componisten angehörten. Dazu kam noch, daß Fritz, begabt mit einer sonoren Baßstimme, den Gesang leitete und eine mächtige Stütze bildete, an welche sich die zitternden Stimmen der Frauen und die rauhen Naturlaute der Männer mit gläubigem Vertrauen anlehnten. Ja, es fiel sogar nicht selten vor, daß unter dem Schutze dieser hellen, reinen Stimme des Organisten die Gemeinde mit einer solchen Schwungkraft der Begeisterung ihre Andacht gen Himmel schallen ließ, daß das Gemüth des Zuhörers mächtig ergriffen und dem Gotteshause selbst ein eigenthümliches Interesse verliehen wurde. Auch heute wurde dieses beansprucht. Das Kirchlein lag so freundlich da, von den Sonnenstrahlen umspielt und gleichsam erwärmt, diese drangen so belebend auf die Menge drinnen hinein, der Pfarrer übte mit so viel Wärme und rührender Begeisterung seinen Beruf aus, Fritz spielte so schön die Orgel, sang so kräftig hinein, daß es wohl eine Lust sein mochte, drinnen zu sein, oder auch nur einen Blick auf diesen harmonischen Lichtfleck zu werfen. Die Pfarrerin und ihre Tochter

nahmen den Ehrenplatz ein, neben ihnen saß der Schulmeister, der heute nicht umhin konnte, dann und wann einen Seitenblick auf seine Nachbarinnen zu werfen, vermuthlich weil diese ihm anders erschienen als gewöhnlich. Namentlich nahm die Pfarrerin nicht nur seine, sondern auch der ganzen Gemeinde Aufmerksamkeit in Anspruch, hauptsächlich dadurch, daß sie ihre zitternde, welke Stimme stärker denn gewöhnlich in die Luft schnellte und während der Predigt jeden Augenblick nach der Eingangspforte wie auch rechts und links blickte, als ob sie Jemanden suche, wohingegen die Tochter, mit den besten Kleidern geschmückt, kindlich keusch und sittsam die Augen niederschlug und die Lippen kaum zu bewegen schien. Dann und wann nur blickte sie auf, wenn die Mutter sie am Kleide zupfte und ihr zuflüsterte: „Karl ist noch nicht da, wenn er nur käme." Diese Worte waren zwar leise gesprochen, aber, wie es schien, doch nicht leise genug, um dem scharfen Gehör des Herrn Schulmeisters zu entgehen, der verwundert an seine Brille griff, seinen Nachbar, den langen Küster, ansah und diesem die Worte der Pfarrerin mittheilte. Der Küster zog zwar ein sehr ernsthaftes Gesicht, konnte aber doch nicht umhin, einen Blick um sich zu werfen, so wie auch seinem Nachbar dasselbe Räthsel mit so viel Anstand und Form wie möglich beizubringen. So dauerte es nicht lange, bis die ganze Gemeinde mehr mit den Worten der Pfarrerin als denen ihres Gemahls beschäftigt war, mehr auf die Kirchthür, als auf die Kanzel blickte. Zum Glück war die Predigt ihrem Ende nahe, einige Minuten verstrichen noch und die Orgel ertönte zum Schlußgesang,

den Fritz, als wisse er was unten vorging, mit besonders kräftiger, leitender Stimme begann. Gar bald beherrschte er wieder die Gemüther, die sich nur für einen Augenblick zertheilt zu haben schienen. Man hatte schon zwei Strophen des Kirchengesanges zu Ende gesungen und Fritz wollte eben in die dritte einleiten, als man die Stimme der Pfarrerin vernahm, welche zwar leise aber doch vernehmlich ausrief: „Da ist er!“

Aller Augen richteten sich auf die Alte, die zwar ihrem Neffen freundlich entgegen nickte, aber dann, gleichsam erschrocken, auf ihr Gesangbuch blickte und zu singen versuchte. Die Gemeinde war mit den Augen der Richtung des Nickens gefolgt, so daß sich Karl, der so eben eingetreten war, den Blicken Aller preisgegeben fand. Nicht wissend, was dies zu bedeuten habe, sah er zur Pfarrerin und deren Tochter hinüber, welche erstere noch immer auf ihr Gesangbuch blickte und letztere gleichfalls dieselbe Stellung beobachtete, mit dem Unterschiede, daß Mathilden die Wangen besonders zu glühen schienen. Durch dieses Alles war dem Gesange seine Weihe genommen, zwar war er nicht unterbrochen, aber es trat nur zu deutlich hervor, daß man das Ende wünschte. Dieses erfolgte. Alle Welt strömte in's Freie und sah mit staunenden Augen, wie der junge Fremdling an den Armen der Pfarrerin und deren Sohn der Pastorenwohnung zuwandelte. Man fragte, man forschte, rieb sich die Köpfe und erfuhr dann endlich von denen, welche im Pfarrershause bekannter waren, was man wünschte, worauf man freudig in's Dorf hinunterstieg, um den Daheimgebliebenen zu verkündigen, daß der fin-

stere, mürrische Neffe des Pastors zurückgekehrt sei. Einige setzten hinzu, um die Tochter zu heirathen, Andere zweifelten daran, weil der Neffe viel zu bärtig sei, und zu fremdländisch aussehe. Während dieses im Dorfe vorging, war die Pfarrersfamilie ebenfalls heimgekehrt, wo ihrer freilich größeres Erstaunen wartete, als solches von den Leuten im Dorfe beim Anhören der Neuigkeit empfunden sein mochte. Unten auf dem Dielenraum der Wohnung standen mehrere Kisten mit Büchern, Mobilien, Kostbarkeiten, weniger dem Luxus als der Nützlichkeit angehörend, und für die Glieder der Familie bestimmt. Jedoch als man nun die Treppe hinaufgestiegen war und in's Wohnzimmer trat, da erreichte das Erstaunen Aller die höchste Stufe, denn an der Stelle des alten Klaviers stand ein schönes Pianoforte, auf dem Beethoven's, Mozart's und Franz Schubert's Kompositionen ihren Platz gefunden hatten. In dem Auge Mathilden's perlte eine Thräne, sie lächelte hold dem Vetter entgegen und Fritz drückte diesem liebevoll die Hand, während die Pfarrerin bald hier bald dorthin trippelte und ein über das andere Mal ausrief: „Ist's möglich?" Und Karl selbst? — Er schien in Gedanken verloren. Ueber seinem bleichen, jungen und dennoch gefurchten Gesichte flogen die Engel des milden, versöhnlichen Schmerzes; denn es giebt einen Schmerz, der wohlthut.

Karl hatte schon mehrere Tage in des Pfarrers Hause zugebracht, ohne daß er den Bitten der Familie gefolgt war, dasselbe zu bewohnen. Man fand sich nach und nach in sein fremdartiges Wesen hinein, um so mehr, da diesem die edelsten Eigenschaften der Seele zu Grunde lagen. Karl sprach wenig, hörte Allen aufmerksam und freundlich zu, warf nie ein, ließ nie einen Schatten des Zweifels auf seinem Gesichte wahrnehmen, so daß die Pfarrerin mit Stolz ihren Angehörigen zurief: „Hatte ich nicht Recht, als ich meinen Karl in Schutz nahm?“ Aber der Pfarrer schien noch immer seines Traumes zu gedenken. Er ließ oft unbemerkt seinen Blick auf den Gesichtszügen Karl's ruhen, konnte aber nichts herauslesen, was auf einen leidenden Zustand der Seele deutete. Nur wenn Karl plötzlich aufstand und Beschäftigungen vorgab, welche ein längeres Verweilen für den Tag ihm unmöglich machten, erwachten Zweifel in der fast schon beruhigten Seele des Pfarrers und er sah bedeutungsvoll seinen Sohn an, wie wenn er bei diesem ein tieferes Eindringen in das Wesen Karl's vermuthete. Dann nahm er sich wohl vor, Karl in einem gelegentlichen Momente zur Seite zu nehmen und ihn väterlich zu ersuchen, sich ihm vertrauungsvoll zu nähern und ihm sein Inneres vorzulegen. Aber glaubte er diesen Moment gekommen, so erschien ihm Karl so ernst, so würdevoll, daß er sich gestehen mußte: dieser Charakter könnte und würde eher aus sich selbst eine Hülfe schöpfen als aus einem Andern. Er vertraute dann wohl dem mildernden Einflusse der Zeit, der sich auch an seinem Neffen bewähren würde. Deshalb wünschte er den Aufenthalt Karl's

bei ihm so lange wie möglich, und war nicht wenig beunruhigt, als jener eines Tags ganz ausblieb. Seine Unruhe theilte sich seiner Familie mit, namentlich schien Fritz ängstlich bewegt zu sein und Mathilde blickte träumerisch in eine Beethoven'sche Sonate hinein, über die sich Karl kürzlich warm ausgesprochen hatte. Sie war mit sich beschäftigt, auf ihrem Gesichte lag weniger Unruhe als auf dem des Bruders, obgleich ihr Herz heftig schlug, so daß sie leise ihre Hand daran legte, wie wenn sie es beschwichtigen wollte.

Fritz folgte, als am folgenden Morgen Karl zum Frühstück nicht gekommen war, der Aufforderung seines Vaters, in die Stadt zu gehen und sich nach dem Neffen zu erkundigen. Aber auf der Hälfte des Weges begegnete ihm dieser.

„Ihr habt mich doch gestern nicht erwartet?" rief er seinem Freunde entgegen.

„Allerdings," erwiederte dieser.

Karl's Stirn furchte sich ein wenig, dann sagte er: „Es giebt Tage, an denen ich liebe, allein zu sein. Ich vergaß Euch dieses zu sagen." Dann nahm er gelassen Fritzens Arm und schritt schweigend neben ihm her.

„Nun, Fritz," hob er von Neuem an, „wie ich bemerkt habe, bist Du mit Leib' und Seele ein Musiker geworden. Das ist recht von Dir, treib's eifrig fort, fülle Deinen Beruf

mit Würde und Kenntniß aus und Du" — bei diesen Worten sah er seinen Vetter scharf an — „wirst vielleicht glücklich sein."

„Vielleicht?" fragte Fritz.

„Nun, mit Gewißheit läßt sich in diesem Leben Nichts bestimmen," erwiederte Karl. „Ist doch das Leben selbst, die ganze Welt ein Vielleicht. Jedoch laß uns von etwas Anderm sprechen."

Bei diesen Worten machte Karl eine Bewegung, als wollte er seinem augenblicklichen Gedankenzuge mit Gewalt Einhalt thun, als hätte ihn dieser überhaupt zu einer ungelegenen Zeit überrascht.

„Wie hast Du denn während der langen Zeit unserer Trennung gelebt, Fritz?" begann Karl wieder, indem er den Arm seines Freundes leise an sich drückte.

„Wie damals, als Du noch unter uns warst," antwortete Fritz. „Ich bin ja nicht über unser Dorf hinausgekommen," fügte er bitter hinzu.

„Und Du sehnst Dich gewiß oft darüber hinaus," bemerkte Karl.

„O gewiß," entgegnete Fritz. „Wenn ich ein Buch las oder an Dich dachte, von Dir hörte, fielen mir das Dorf, unsere Wohnung, die Menschen hier schwer auf's Herz. Nur die gebietende Rücksicht gegen meine Eltern, welche meiner nicht zu entbehren vermögen, konnte mir Kraft geben, die Sehnsucht nach der Fremde in mir zu bewältigen."

Karl schwieg, Fritz fuhr fort, indem er dann und wann

ein noch nicht vom Herbstwinde berührtes Blatt von den Bäumen riß, die am Wege standen: „Wenn auch das Gefühl, der Kindespflicht genügt zu haben, für mich beruhigend sein kann, so empfinde ich darum doch den Verlust, welchen jenes Genügen hervorruft, nicht minder schmerzlich. Kann ich mir wohl ein Urtheil erlauben über Dinge, welche ein solches bei jedem Menschen von meinem Alter voraussetzen? Habe ich ein Recht zu klagen, wenn ich eine Leere in mir fühle, sobald ich keinen Schritt gethan habe, um jene auszufüllen? Denn ich muß Dir nur gestehen, daß mir das Bibel- und Gesangbuchlesen, die Musikmacherei nicht zu jeder Stunde genügt und mich noch weniger befriedigt, daß mir das häusliche Leben, wie auch die Predigten meines Vaters zu kopiren, sehr monoton erscheint. Ich bin zwar nicht gelehrt, aber ich habe mir doch einige Ideen über den Menschen und sein Verhältniß zum Weltall gebildet, die mit meiner Umgebung nicht immer im Einklang sind."

Als Fritz die letzten Worte sprach, sah Karl ihm scharf in's Auge: „Also habe ich mich doch nicht getäuscht," murmelte er vor sich hin.

„Hätte ich nur immer neue Bücher gehabt," fuhr Fritz fort, „die nicht bloß der Geographie und den Naturwissenschaften angehörten, so würde mir das Leben auch wohl weniger langweilig vorgekommen sein. Jetzt freilich ändert sich das. Du hast mir Bücher mitgebracht, Du bist selbst da, jetzt werde ich mindestens von dem hören können, was mir zu sehen und kennen zu lernen bis jetzt nicht vergönnt war.

Aber Du bist so schweigsam, lieber Karl," fügte er treuherzig hinzu, „wer Dich nicht kennte, würde glauben, Du seiest zu stolz, um uns zu erzählen, was Du Alles gesehen hast."

„Da Ihr mich kennt, so werdet Ihr Alle das nicht glauben, nicht wahr?" bemerkte Karl lächelnd.

„O gewiß nicht," versetzte Fritz.

„Sieh' mal, lieber Fritz," begann Karl, „was meine Schweigsamkeit anbetrifft, so ist sie eine natürliche Folge dessen, was ich gesehen habe. Wer Zeit und Menschen erkannt hat, wer darnach urtheilt, der weiß, daß in den meisten Fällen die höchste Würde für ihn darin besteht, zu schweigen. Jedoch würde es vielleicht, was mich anbetrifft, gut sein, gegen Dich etwas von dem auszusprechen, was ich erfahren habe. Sieh', ich habe gefunden, daß man Unrecht hat auf dieser Erde einen Schritt zu thun; denn man findet überall dasselbe: Steine, Menschen, Thiere. Man zieht mit Empfänglichkeit aus, man kömmt mit Unempfänglichkeit wieder. Da jene aber das Leben angenehmer machen kann, als diese, so hat man Unrecht, den Tausch zu begehen, d. h. auszuziehen. Ich habe mehrere Menschen gekannt, deren höchster Wunsch darin bestand, einen Kamin, der nicht raucht, ein gutes Buch und guten Tabak zum Rauchen zu haben. Diese Menschen gehörten zu denen, welche wissen, was das Leben zu bedeuten hat und die dennoch Muth und Kraft genug besitzen, dasselbe durch den Genuß jener drei Dinge zu Ende zu bringen. Zu einer gewissen Zeit wußte ich nicht, wozu diese Leute bei ihrer materialistischen Tendenz noch Bücher lesen. Aber später wurde es mir klar, daß es geschah, um sich an

den Lügen zu ergötzen, welche man darin auftischt. Bücher sind in der That sehr gut, denn der Eine nimmt sie für Wahrheit, der Andere für Lüge, und Beide sind zufrieden gestellt. Ich möchte Dir rathen, in dem Dein Heil zu suchen, was Dir nahe liegt. Ich würde Dir dieses nicht rathen, wärst Du im Jünglingsalter, denn dann wüßte ich, daß mein Rath doch vergeblich sein würde. Du langweilst Dich jetzt, aber Du findest doch noch Vergnügen daran, Sonntags die Orgel zu spielen oder die Schwester in der Musik zu unterrichten. Das ist sehr viel, glaube es mir. Das laß Dir nicht verloren gehen, denn dadurch werden Dir doch manche Freuden bereitet, die dem nicht gegeben sind, welchem der Schaffungsquell eben durch die Verallgemeinerung seines Ichs verschüttet ist. Du bist Musiker, darum hast Du mehr denn jeder Andere nöthig, Dir selbst und Deinem Dorfe zu leben. Es mag schlecht klingen, wenn ich Dir rathe, ein Dorfmusiker zu bleiben, aber dieser steht höher in meinen Augen da, als die sogenannten Künstler, eben weil diese in den meisten Fällen in der Ausübung ihrer Kunst unwahr sind und jener nicht."

Die Freunde befanden sich am Abhange des Hügels, auf welchem das Pfarrhäuschen stand. An den Fenstern des letzteren war ein junges Mädchen bemerkbar, das plötzlich zusammenzusinken schien. Karl erkannte Mathilde. Fritz war in Gedanken verloren, sein Blick streifte die Erde. Darum mochte er wohl verwundert um sich schauen, als er am Häuschen stand. Beim Eintritt in's Familienzimmer bot sich den Freunden ein überraschender Anblick dar. Die Pfarrerin hielt

ihre Tochter in den Armen und sprach: „Was hat Dich aber so fallen machen, Mathilde?“ Der Pfarrer blickte besorgt auf das blasse Mädchen, das sich sanft den Armen der Mutter entzog, indem sie dieser antwortete: „Nichts, Mutter, es war wohl ein Schwindel.“ Dabei überflog eine leise Röthe ihre Wangen, die jedoch stark anschwoll, als sie Karl und Fritz vor sich sah. Dieser wandte sich besorgt zu seiner Schwester, während der Pfarrer Karl freudig die Hand drückte und seine Gattin zu ihm sprach: „Da bist Du ja. Wir waren schon in Aengsten um Dich, Dir ist doch nichts Böses zugestoßen? — Du hast schönes Wetter getroffen. Seitdem Du hier bist, scheint der Sommer zurückgekehrt zu sein. Es ist so warm, daß man die Fenster öffnen kann. Setze Dich, lieber Karl. Was nur Mathilde hat?“ Dabei wandte sich sich wieder zu ihrer Tochter, ohne auf das schmerzliche Lächeln Karl's Rücksicht genommen zu haben. Dieser wandte sich zum Pfarrer und knüpfte eins jener Gespräche an, die man hält, wenn man mit Leuten zusammen ist, bei denen ein Schweigen Aengstlichkeit und Besorgniß erregt. Die Zeit verstrich. Nach dem Mittagsessen, wahrscheinlich in Rücksicht des am Morgen gehaltenen Gesprächs, welches Karl und Fritz zum ersten Male seit ihres Zusammenseins näher gebracht hatte, äußerte dieser den Wunsch, jenen spielen zu hören. Karl genügte schweigend der Aufforderung; seinen Mienen hatte er den Ausdruck der Wärme gegeben, sein Inneres war kalt. Er spielte mit Widerwillen. Ob's Mathilde wahrnahm? Ich weiß nicht, genug, sie wandte ihr Auge, das sich anfänglich in dem Karl's gespiegelt hatte, fort. Eine Thräne glänzte in

ihm. Karl hatte bald geendet. Die Pfarrerin brach in Lobeserhöhungen aus, der Alte und Fritz sprachen kein Wort.

„Ich möchte in's Dorf hinabgehen," fuhr Karl plötzlich auf. „Es ist geraume Zeit her, daß ich nicht mit den Kieselsteinen am Strande gespielt habe."

„Das meine ich auch," bemerkte die Alte.

Sie wollte eben fortfahren, als Fritz versetzte: „Wenn Du willst, begleite ich Dich."

Die Freunde gingen in's Dorf. Wenn die Pfarrerin meinte, daß der Sommer zurückgekehrt sei, so schien die Natur dieser Meinung mindestens für den Moment Lügen zu strafen. Die Freunde wurden beim Heraustreten aus der Wohnung von einer schneidenden Herbstluft getroffen. Am fernen Horizont, dort wo er das Meer berührt, hatten sich Wolken aufgethürmt, gleichsam vom Meere entlassen. Die Landschaft hatte die Tinten des Fröstelns, des Unbehaglichen angenommen. Fritz achtete dessen nicht. Plötzlich fragte er Karl:

„Liebst Du die Musik?"

Dieser warf einen langen Blick auf seinen Nachbar, dann antwortete er mit Betonung:

„Wie ein Bruder seine Schwester, wie der verheirathete Mann seine Frau — aus Gewohnheit."

„Kann man auch aus Gewohnheit lieben?" fragte Fritz furchtsam.

Nach einer Pause antwortete Karl, mehr vor sich hinmurmelnd, als an Fritz gerichtet: „Ja, ja, ich muß Dir wohl

sagen, daß alle Liebe eine Gewohnheit ist oder mit Napoleon zu reden — ein Vorurtheil.

„Demnach wäre die Liebe zur Musik auch ein Vorurtheil?“ meinte Fritz.

„Wenn sie es auch nicht war, so ist sie's doch. Glaube mir, die Mehrheit treibt heute Musik, weil diese von den Vorfahren gepflegt worden ist, die Mehrzahl beschäftigt sich mit ihr, weil diese ihr gerade unter die Hände kommt.“

„Und so auch Du?“

„Allerdings.“

„Wie, alle Deine Kompositionen, welche Kenner und Publikum erfreuen, hätten ihre Quellen in der Gewohnheit?“

„Gewiß.“

„Du glaubst demnach an keinen Beruf in Dir?“

„So wenig als ich an den Beruf der Mehrzahl unserer heutigen Komponisten glaube.“

„Und die Ursache von diesem Allen?“

„Ach, das ist lang zu erzählen. Sieh' wir sind vor der Zeit alt geworden, dies mußte aber nothwendigerweise die wesentliche Substanz der musikalischen Natur, die Naivetät, in uns ersticken. Wir sind zu civilisirt und zu gleicher Zeit zu degoutirt, um noch musikalisch sein zu können.“

„Demnach müßte sich der Musiker vor der Civilisation hüten?“

„O nein, er hüte sich nur vor dem Verlieren der Naivetät, welche die Civilisation bekanntlich nicht ausschließt. Er begnüge sich so viel wie möglich mit seiner Musik und frage

nicht nach Dingen, durch deren Kenntniß die Quelle der Musik versiegt."

„Und was für Dinge sind das?"

„Sicher würde ich sie Dir nicht nennen, wenn ich nicht wüßte, daß auch Du sie kennst, wenn auch nur in schwachen Umrissen. Ich war in meinem siebzehnten Jahre. An einem schönen Sommerabende, als der Mond schien und mich mit seinen Strahlen umfloß, entspann sich in mir eine musikalische Phrase, die mich bald ganz anfüllte und mich meine Umgebung, die Erde, vergessen ließ. Ich durchflog die Welten, sie glitten alle unter meinem irrenden Fuße fort und verschwanden in Nichts. Da gelangte ich zum Ziele meines Fluges, zu dem Urquell alles Bestehenden, und ich warf mich nieder an seinem Ufer, um aus ihm meinen Durst zu löschen. Aber der Urquell versiegte, wie alles Andere versiegt war. Und ich schwamm in einem Nichts. Das Phantom hatte bald ein Ende. Ein sanftes Windspielen um meine brennende Stirn brachte mich zu mir selbst. Ich sah den Mond, die Sterne, meine Erde, mich selbst und ich fragte mich: Wozu ist Etwas? Ich fühlte eine Leere in mir; vergebens suchte ich nach jener Musikphrase, welche mein Inneres angefüllt hatte, dieses war leer und kalt wie eine Winterlandschaft. Seit jener Zeit ist es Winter in mir. Vergebens stürzte ich mich in das Leben, vergebens durchfurchte ich den Boden der menschlichen Gesellschaft nach allen Seiten hin, vergebens grub ich mich in die Menschheit hinein, in Kunst und Natur: für mich gab es überall kein Leben, sondern Tod, keine Antwort auf meine Frage: wozu ist Etwas? als das grausige,

tausendfache Echo: Nichts. O dieses Echo war keine Musik. Du siehst mich fragend an? Sieh', das was ich Dir so eben mitgetheilt habe, ist eins von jenen Dingen, welche der Musiker nie kennen sollte."

„Also der Schriftsteller hat wohl Recht," bemerkte Fritz mit einem eigenen Accent von Schmerz und Unbefangenheit, der da sagt, daß der Künstler sich nicht viel mit jenen Dingen beschäftigen soll, die außer dem Bereiche der Musik liegen."

„Ja, ja, er hat Recht," fuhr Karl düster fort. „Jedoch willst Du nun die andern Dinge wissen, vor deren Kenntniß ich gewarnt habe? Sieh' mich an, alle Furchen auf meiner Stirn, die hohlen Augen, die blassen Wangen, dies Alles sind so viele Fragen, als ich deren an das Leben gerichtet habe. Der Musiker hüte sich vor diesen Fragen."

„Aber wie kommt es," sagte Fritz, „daß Du noch immer Kompositionen erscheinen läßt, welche Beifall erregen? Deine Quelle der Musik ist demnach nicht versiegt?"

„Sie ist's," sagte Karl schmerzlich lächelnd. „Ich schreibe schon lange keine Musik mehr, sondern Noten. Du wunderst Dich, daß diese Beifall finden? Solltest Du einmal Gelegenheit haben, Zeit und Menschen auch im weiteren Kreise als bisher zu prüfen, so wird es Dir schon klar werden. Aber so wie dies geschieht, wirst Du Dich Deiner musikalischen Natur entäußert haben und dann nicht, wie heute, als ich Dir ein Stück vorspielte, die musikalische Leere desselben gleich herausfühlen.

Fritz konnte nicht umhin, seinen Nachbar starr anzu-

sehen, so sehr hatte dieser seine Gedanken und Empfindungen während seines Vortrages errathen.

Die Freunde waren während dessen das Dorf durchzogen, hatten dann und wann das gewohnte „guten Tag" so freundlich wie möglich gewünscht und befanden sich jetzt im Angesichte der weiten Ostsee. Fritz hatte auf dem Wege dann und wann ein Zittern Karl's empfunden, als wäre dieser vom Fieberfroste gerüttelt. „Fühlst Du Dich nicht wohl?" fragte er jetzt besorgt.

„Nicht ganz," erwiederte Karl, „es ist etwas lange her, daß ich diese Luft eingeathmet habe, deshalb packt sie mich wie einen Fremdling. Mich fröstelt ein wenig."

„Die See ist bewegt, wir werden Sturm bekommen," bemerkte Fritz, „die Fischer kehren heim; wenn Dir die Luft nicht gut thut, können wir ja wieder hinaufgehen."

„Nein, Fritz, wer wollte gleich bei jedem kleinen Uebel die Flucht ergreifen? Laß uns einige Zeit auf und ab gehen".

„Wie die Wellen den Schaum in die Höhe spritzen, wie sie daher tanzen in ihren dunkelgrünen Gewändern!" rief Fritz aus, indem er mit Wohlbehagen die frische Seeluft einathmete. „Es ist eigen mit der See," fuhr er fort, „so gewohnt wir uns Beide sind, wird sie mir dennoch nie monoton oder gar zuwider, selbst wenn sie mir in ihrem Uebermuthe, wie jetzt, die Füße durchnäßt." Bei diesen Worten sah er lächelnd auf seine aufgeweichten Schuhe, hatte jedoch die Vorsicht, sich einige Schritte mehr vom Meere zu entfernen.

Karl folgte ihm; einige Zeit blickte er dem Schauspiel der Wellen zu, ohne darüber ein Wort verlauten zu lassen.

Dann äußerte er mit der Miene des Unbefriedigtseins den Wunsch wieder heimzukehren. Es geschah. Als die Freunde bei der Pfarrerwohnung angelangt waren, tönte ihnen aus derselben eine Stimme entgegen. Es war Mathilde, welche das Abendlied sang.

Dieses Lied habe ich schon mal gehört," murmelte Karl vor sich hin, indem er aufmerksam dem Gesange zuhörte.

In's Familienzimmer zurückgekehrt, fragte Karl, nachdem er um Wiederholung des so eben gesungenen Liedes gebeten hatte und sie beendet war: „Von wem ist diese Komposition?"

Mathilde sah betroffen ihren Bruder an. Der Pfarrer las in einem Buche und schien den Uebrigen wenig Aufmerksamkeit zu schenken, die Mutter war in der Küche.

„Von wem?" wiederholte Fritz staunend.

„Von Ihnen, Herr Vetter," lispelte Mathilde hervor, indem sie hochroth wurde.

Karl, der sich während seiner Frage erhoben hatte und an's Pianoforte hinangetreten war, drückte sich krampfhaft an letzteres hinan. Sein Antlitz überzog eine Todtenblässe, seine Lippe bebte. Jedoch dauerte diese Veränderung eine so kurze Zeit und überdies war schon das Abenddunkel hereingebrochen, so daß keiner der Anwesenden jene bemerkte.

„Ich erinnere mich", sagte Karl mit bewegter Stimme, die sich nach und nach befestigte, „ja wohl, das Lied ist von mir. Es ist geraume Zeit verflossen, seitdem ich dieses Lied componirt habe."

In diesem Augenblicke trat die Mutter mit der Lampe

herein. Mathilde erhob sich und ordnete den Tisch zum Abendessen an. Dieses erfolgte. Karl sprach während desselben ungemein viel, so daß Jeder den Andern verwundert ansah und die Alte sich unterm Tische vergnügt die Hände rieb. Nach dem Abendessen nahm er Abschied, indem er Allen die Hand drückte, nur nicht Mathilden, und freundlich das Anerbieten der Alten, während des gräulichen Wetters draußen bei ihnen zu übernachten, ablehnte.

„Karl sah heute Abend recht vergnügt aus," meinte die Pfarrerin. „Und was er schön gesprochen hat; Ihr sollt nur sehen, in kurzer Zeit werden wir aus ihm einen ganz vergnügten Menschen gemacht haben."

Am andern Morgen empfing der Pfarrer einen Brief folgenden Inhalts:

„Gestern Abend in meine Wohnung zurückgekehrt, fand ich einen Brief vor, der meine schleunige Abreise nöthig machte. Empfangen Sie, lieber Onkel, wie auch die übrigen Glieder Ihrer Familie, meinen innigsten Dank für die warme Theilnahme, welche Sie Alle mir während meines Aufenthaltes bei Ihnen geäußert haben. Ich entziehe mich derselben nur mit dem Gefühle des Schmerzes und werde mich doppelt freuen, wenn ich in Ihren [illegible]

lichen Kreis zurückkehren kann. Den innigsten Gruß an Alle von Ihrem Neffen

Karl."

„Schreibt er denn nicht, wann er wiederkommen will," bemerkte die Alte, indem sie auf's Papier blickte.

„Nein, Mutter," entgegnete Fritz düster.

„O, er wird gewiß bald zurück sein," fuhr die Alte fort, „es hat ihm hier ja gefallen."

Monate vergingen, ohne daß Karl von sich hören ließ. Kam dann und wann ein Zeitungsblatt in die Pfarrerswohnung, so wurde es von Allen vergebens befragt, es blieb in Bezug auf Karl stumm. Mathilde hatte oft verweinte Augen, ihre Wangen verloren die Frische und Röthe, ihr Blick wurde matt und starb ab. Die Mutter sah's und wagte kaum noch an Karl zu denken, viel weniger von ihm zu sprechen. So auch der Pfarrer und Fritz. Dieser hatte in sein Inneres gesehen und fand, daß die Abwesenheit Karl's wenig an demselben verändert hatte. Wäre seine Schwester nicht gewesen, so würde er vielleicht Karl's nur dann und wann noch als eines Dahingeschiedenen gedacht haben. Er hatte einige Wochen in der nicht entfernten Hauptstadt zugebracht und war schnell in sein Dorf zurückgekehrt, sich ganz der Musik und seinen Angehörigen hingebend. Ein Jahr war verstrichen und schon fing die alte harmonische Ordnung und Ruhe an, in die Pfarrerswohnung wieder einzuziehen, indem die Zeit, die Alles heilt, heilen muß, weil sie es in der Regel ist, welche die Wunde schlägt, auch die Mathildens zu heilen begann, als dem Pfarrer ein Brief zukam, in welchem ihm

der Tod Karl's angekündigt wurde, so wie auch, die ihm und seiner Familie zugewiesene Erbschaft anzutreten. Der Brief war aus Paris. Fritz sah sich plötzlich veranlaßt, ein ziemliches Stück von der Welt zu sehen. Hatte ihn bei seinem Besuche in der Hauptstadt seines Vaterlandes die Sehnsucht nach seinem Dorfe überrascht, so war dieses noch mehr der Fall, als er Paris sah; denn Fritz war dreißig Jahre alt, eine im Ganzen noch unverdorbene künstlerische Natur, also eine, welche außerhalb der Gesellschaft leben und von deren schädlichen Einflüssen nicht berührt werden kann, und fühlte, daß Karl recht haben konnte. Darum kehrte er, nachdem er den Zweck seiner Reise erfüllt hatte, rasch Paris den Rücken und in sein Dorf zurück. Er fand eine kranke Schwester, eine weinende Mutter, einen betrübten Vater. Er sah dann gelassen mit der Hoffnung des Besserwerdens zu. Dieses erfolgte. Die gesunde Natur Mathilden's vernarbte die Wunde, welche ihr die Gesellschaft in der Gestalt eines jungen Mannes geschlagen hatte. Mathilde starb nicht, weil sie Karl nicht mehr sehen konnte und sie für diesen eine Zuneigung empfunden hatte oder noch empfand, sie starb um so weniger, weil im Grunde jeder andere Fremdling dasselbe auf sie bewirkt haben würde. Nein, Mathilde war noch zu wenig civilisirt, darum rötheten sich wieder ihre Wangen, belebte sich ihr Blick, führte sie still und schmucklos wie früher die Wirthschaft im Hause fort, und als der Vater starb, ein junger Prediger ihm nachfolgte und die Zeit des Trauerns vorüber war, zog sie von Neuem als Frau in die alte Wohnung mit der Mutter ein, welche jetzt den altenLehnsessel ihres verstor-

benen Mannes ausfüllte und ihre treue Gefährtin, die Katze, nicht von ihrem Schooße ließ. Mathilde gebar ihrem Manne Kinder, erzog sie und erfüllte so den Zweck ihres Daseins.

Und Fritz? Er blieb ein Dorfmusiker, spielte sonntäglich die Orgel, jagte, fischte, las und gestand sich, daß er der glücklichste Mensch auf Gottes Erdboden sei, und wenn er dann und wann die Kleinen seiner Schwester auf den Armen wiegte und die Alte fragte, ob er sich schon nach einer Frau umgesehen habe, antwortete er lachend: „O Mutter, wir haben noch Zeit. Ueberdies bin ich ja schon mit meiner Musik verheirathet.“

Das ist die Geschichte vom Dorfmusikanten.

Die

Oper auf dem Kirchhofe.

Es war an einem düstern Herbsttage, als ich nach A. kam. Das Städtchen, zwischen steile Bergwände geklemmt, sah trüb und finster aus, als fühlte es so recht seine verlassene Lage. Der Himmel hing voll Wolken, die wie flüchtende Kriegsschaaren über die Stadt wegzogen. Es mochte wohl ein Uhr des Nachmittags sein, als ich im Gasthofe anlangte.

„Haben Sie ein Zimmer für mich?“ fragte ich den Wirth.

„Das ganze Haus, wenn sie wollen,“ antwortete er mir mit einer weinerlichen Stimme.

Im Hotel fand ich dieselbe Betrübniß, wie in den Straßen, es war, als hätte die Stadt ein großes Unglück betroffen, das Jeder fühlte und Jeden bekümmerte. Mit einem Seufzer trat ich in mein Zimmer, mit einem Seufzer sah ich auf meine Uhr, und mit einem Seufzer dachte ich daran, daß ich gezwungen war, in diesem Jammerthal (man konnte es mit Recht so nennen) fast einen ganzen Tag zuzubringen.

Nachdem ich etwas Toilette gemacht, fragte ich mich, was zu thun sei? Ich beschloß, zu Mittag zu essen, und

zwar so lange, wie nur irgend möglich, und was später erfolgen sollte, dem Zufall zu überlassen, der, wie ich schon vorher wußte, nichts weiter als das Bett sein würde.

In der Wirthsstube herrschte Todtenstille, nur durch das Ticktack einer großen Wanduhr unterbrochen. Von Gästen, Kellner und Wirth keine Spur, ich hätte denn eine graue Katze dazu rechnen müssen, die auf einem Stuhl lag, und sich die Pfoten putzte. Verzweiflungsvoll nahm ich die Klingel zur Hand, und läutete damit, daß die Fenster bebten. Es dauerte auch nicht lange, so schlich der Wirth herein.

„Was wünschen Sie?"

„Zu essen und zu trinken, viel und gut."

Er verbeugte sich, und schlich ebenso von dannen wie er gekommen war.

In Erwartung des Essens nahm ich das Intelligenzblatt zur Hand. Es giebt Augenblicke, wo wir uns sogar für die Annoncen der Schuhwichse und grünen Seife interessiren können. Im Postwagen, in der Gaststube, in der Antichambre nehmen wir mit Allem vorlieb, wenn es nur die Zeit zu tödten vermag. So ging es auch mir, als ich in der Stadt A. im Gasthof zum Jägerhorn auf ein Mittagsessen wartete. Ich las vom Titel bis zum Namen des Druckers, Alles interessirte mich, sogar die Naivetät der „Intelligenz"-Poeten. Ganz besonders aber fesselte mich eine Annonce und gab meinen Gedanken einen großen Spielraum, nämlich diese: „Unser Theater wird binnen acht Tagen wieder eröffnet werden. Dem Vernehmen nach sind die bedeutendsten Opern-

kräfte gewonnen, um den schmerzlichen Verlust zu ersetzen, der unserer Stadt zu Theil geworden ist."

Also ein Theater und noch dazu eine Oper in A.! Und diese Traurigkeit der ganzen Stadt kommt von der Oper her? Diese und ähnliche Gedanken beschäftigten mich dermaßen, daß ich gar nicht das Eintreten eines Herrn bemerkt hatte, der plötzlich mir gegenüber stand und mich neugierig betrachtete.

Es war ein blasser, junger Mann mit hohlen Wangen und umflorten Augen. Die Beine schlotterten aneinander, als wenn sie vom Fieberfrost geschüttelt wurden. Die Hände und Arme lieferten ein vortreffliches Bild des menschlichen Knochensystems, und die Haare hingen um den Kopf wie Todtenhaare.

Ich muß gestehen, daß mich die plötzliche Erscheinung dieses Mannes etwas erschreckte, um so mehr, als seine Blicke etwas unheimlich Grauenhaftes hatten. Jedoch sammelte ich mich schnell, und sah ihm beherzt in die Augen. Dies bewirkte auch sogleich, daß er sich von mir entfernte und an einem andern Tische Platz nahm. Es dauerte nicht lange, so zog er aus der Seitentasche eine Flasche, und nachdem er einen ängstlichen Blick nach der Thür geworfen hatte, setzte er sie an den Mund, that einen tiefen Zug daraus und steckte sie dann wieder ein. Gleich darauf erschien der Wirth mit dem Essen.

„Sie haben den Wein vergessen," rief ich ihm nach, nachdem er sich eben wieder fortmachen wollte.

„Wein wollen Sie auch haben?" fragte er mich mit einer jämmerlichen Miene.

„Versteht sich, und vom besten," erwiederte ich lachend.

Kopfschüttelnd verließ der Wirth das Zimmer, der fremde Gast lächelte mir zu, aber auf eine Weise, daß mir angst und bange wurde.

„Der alte Zisick hat ein Haar darin gefunden — im Weinausschenken," sagte er greinend, unterbrochen von einem trocknen, sich oft wiederholenden Husten.

„Wie so das?" fragte ich weiter, theils weil mich der Mann zu interessiren anfing, theils um die Zeit zu tödten.

„'s ist eine schnurrige Geschichte," meinte er immer greinend und hustend. Plötzlich hielt er inne, riß seine Augen weit auf und fragte mich: „Gehören Sie zur Oper oder zum Schauspiel?"

„Zu Beiden," erwiederte ich lächelnd.

„Also **mixtum compositum**. Ist nicht meine Sache, was man ist, muß man ganz sein, entweder Sänger oder Schauspieler oder Souffleur oder Lampenputzer, aber ganz — ganz — hihi."

„Was sind Sie?" fragte ich mit verbissenem Lachen.

„Souffleur."

Die Art und Weise, wie dieses Wort aus der Brust des Mannes heraustönte, machte mich schaudern. Ich glaubte das Pfeifen eines Luftzuges durch einen Schornstein zu hören. Das Wort Souf—fleur klang wie ein gespanntes Haar, das man vibriren läßt. Es schnitt mir durch Mark und Bein.

„Der Wein kommt nicht," sagte der Fremde. Ja, ja, Papa Zisick hat ein Haar darin gefunden."

In der That, der Wein war noch immer nicht da, ungeduldig klingelte ich; bald darauf erschien der Wirth mit einer halben Flasche, die er mit zitternder Hand mir vorsetzte.

„Darf ich Ihnen ein Glas anbieten?“ fragte ich, ihn scharf beobachtend.

Die einzige Antwort, die er darauf ertheilte, war, ein Kreuz zu machen und so schnell wie möglich aus der Thür zu verschwinden.

Der Fremde hustete. „Ja, ja,“ murmelte er, „der alte Zisick mag keinen Wein.“ Dabei holte er wieder seine Flasche hervor und trank daraus.

„Sie scheinen nicht seine Ansicht zu theilen,“ fragte ich lächelnd.

„Gewohnheit,“ meinte er, „Gewohnheit. — „Verdammter Husten.“ —

„Ja, Sie müssen sich stark erkältet haben“, warf ich leicht hin.

„Erkältet — hihi — nein — nein — hihi — das kommt vom — Souf — stiren — hihi. Aber Sie trinken ja nicht,“ fuhr er nach einer Pause fort.

Ich schenkte mir ein. Es war ein gelblicher Wein von angenehmem Geschmack, ich leerte mein Glas in einem Zuge.

„Der Wein ist leicht und gut,“ sagte ich.

„Ja wohl, leicht und gut“, wiederholte er immer hustend.

Und wieder nahm er seine Flasche zur Hand und setzte sie an den Mund. „Verdammt, nichts mehr darin — ich bin

so trocken." Dabei schielte er nach dem Wein, der vor mir stand.

Ich klingelte. Der Wirth erschien. „Eine Flasche Wein und ein Glas," rief ich ihm zu. Kopfschüttelnd verließ er das Zimmer.

„Nicht wahr, Sie trinken mit mir?" fragte ich den blassen Fremden.

Er nickte mit dem Kopfe und setzte sich zu mir. „Sie kommen wohl aus dem Norden?" fragte er.

„Ja, und Sie?"

„Ich bin von hier."

„Ach, dann können Sie mir vielleicht sagen, wie es hier im Theater aussieht?" —

Der Fremde schielte erst nach dem Wein, dann nach der Thür. Ich mußte wieder klingeln. Gleich darauf kam ein Mädchen herein und brachte das Verlangte.

„Bravo, Betty," schrie ihr der Souffleur entgegen. „Du gleichst Deinem Vater, wie die Sonne dem Talglicht — hihi." — Ein anhaltender Husten unterbrach ihn.

Das Mädchen sah ihn mit einem schmerzlichen Blicke an: „Karl, Du solltest nicht mehr trinken," sagte sie.

„Laß doch, es ist ja Alles eins", greinte Karl, doch plötzlich wurden seine Züge ernst. Ein Lichtstrahl der Liebe zuckte in ihnen, und verklärte das ursprünglich schöne Gesicht.

„Komm, Betty, gieb mir Deine Hand", sagte er mit Rührung.

Sie reichte sie ihm. Er hielt sie eine Minute in der seinigen, und betrachtete sie sinnend. „Eine schöne Hand",

murmelte er, „vergiß nicht, Betty, was wir verabredet haben. Diese Hand soll mir die Augen zudrücken."

„Nein, nein," schluchzte das Mädchen und stürzte aus dem Zimmer.

„Ein Prachtmädel," murmelte Karl ihr nach, „sie singt das dreigestrichene f. Ja, ja," wandte er sich zu mir, „sie singt die Königin der Nacht, wie sie geschrieben steht."

„Gehört sie auch zum Theater?" fragte ich.

„Nein, nein," antwortete er wild. „Um Gotteswillen nicht!"

„Warum denn nicht?"

„Schenken Sie ein, rasch, rasch."

Ich zögerte; aber ehe ich es verhindern konnte, hatte er schon das Glas gefüllt und geleert. „Sehen Sie, mein Herr," hob er an, indem er sich das Haar aus dem Gesichte strich, bei welcher Berührung mehrere Büschel in seiner Hand blieben. „Sie kennen doch die Hölle von Dante?" (Ich nickte mit dem Kopfe.) „Nun, sehen Sie, Alles, was die Phantasie dieses Poeten Schreckliches heraufbeschworen hat, ist nichts, nichts gegen die Tantalusqualen des Theater-Lebens. O ich kenne das. Noch ist Betty frisch und gesund, aber beim Theater würde sie bald zu den Uebrigen gehen."

„Zu den Uebrigen?"

„Da draußen", antwortete er mit jenem unheimlichen Lächeln, das ihn während der ganzen Zeit unsers Beisammenseins nur einmal verlassen hatte.

In demselben Augenblicke ertönte über uns ein Gesang.

Es war ein Steyrischer, eine jener melancholisch-heiteren Nationalweisen, wie man sie nur in Steyermark antrifft.

„Das ist ja eine Prachtstimme," rief ich entzückt aus.

„Nicht wahr? Ich sagt' es Ihnen ja, o Betty, Betty!"

In der That, noch nie hatte ich so viel Schmelz, so viel Klang und dabei so viel Höhe in einem Sopran vereinigt gefunden. Ich wurde wunderbar bewegt. Es ist eben das Eigenthümliche der Nationalweisen, daß sie in uns dasselbe Gefühl der Naivetät zu wecken vermögen, durch welches sie hervorgerufen wurden.

Karl nickte während des Gesanges fast immer mit dem Kopf. „Ja, ja," sagte er, „das Bärbel hatte vor einem Jahre noch eben solche Stimme, und jetzt —"

„Nun?" —

„Da draußen — hihi — da draußen."

Mich schauderte. Es entstand eine Pause, die Karl mit Trinken ausfüllte.

„Wie es scheint", begann ich nach einer Weile, „sind hier die schönen Stimmen zu Hause?"

„Sie waren es, mein Herr — aber leider starben sie aus — hihi. — Wenn ich noch daran denke, vor zwei, drei Jahren — welch ein Ensemble! Man konnte nichts Besseres hören! Da war der Richard, so ein Baß ist noch nicht da gewesen, er hatte das contra h, so fest, so prächtig, daß es ordentlich lächerlich wurde. Nun, er hat sich noch am längsten gehalten, freilich — hihi — am Ende mußte er doch hinaus. Und dann der Tenor, der arme Junge, er hat's nicht lange gemacht, das mag auch wohl der Bärbel den

letzten Stoß gegeben haben. Am leid'sten hat's mir um den Bariton gethan. Es war ein so gutes Schaf, er hätte hundert Jahre leben können, und dabei eine Stimme — armsdick kam sie heraus."

„Und all' diese Leute haben den Ort verlassen?"

„Ja wohl — verlassen."

„Gewiß haben sie im Auslande vortheilhafte Engagements gefunden?" —

„O gewiß — sehr vortheilhafte — da draußen."

Ich weiß nicht, woher es kam; aber mir wurde plötzlich sehr schwül. Ich mußte aufspringen und an's Fenster treten. Draußen rückte bereits das Abenddunkel heran. Mein Kopf that mir weh, es war, als wenn sich schlechte Dünste darin gesammelt hatten. Es hielt mich nicht länger im Zimmer.

„Wenn es Ihnen recht ist, so machen wir einen Spaziergang in's Freie," sagte ich zu meinem Gefährten.

„Mir ist Alles recht," erwiederte dieser — „nur nicht die Trockenheit." Dabei steckte er den Rest Wein ein.

Als wir auf die Straße traten, empfing uns ein frischer Abendwind, der mir unendlich wohl that. Die Wolken brauf'ten noch immer über den Himmel hin, als wollten sie dem aufsteigenden Monde seinen Platz verwehren.

„Hui, das geht ja recht lebhaft in der Luft zu," schrie mein Gefährte, indem er seine Mütze schwenkte. Dabei stellte er sich mitten in die Gasse und holte recht tief Athem.

„Die Luft ist gut," fuhr er fort, „beinah so gut, wie der Croatier." —

Wir gingen einige Minuten schweigend neben einander her.

„Was wollen Sie bei uns?“ fragte mich plötzlich mein Gefährte, indem er mich starr ansah.

Ein Anderer würde vielleicht geantwortet haben: „Das geht Sie nichts an“; allein das paßte nicht in meinen Plan, darum erwiederte ich lächelnd: „Ich höre gern schöne Stimmen.“

„Das ist nicht der Fall“, warf mir Karl rasch ein. „Sie suchen ein Engagement bei uns, ich weiß es. Nun“, fuhr er nach einer Pause fort, „des Menschen Wille ist sein Himmelreich.“

Der Unglaube meines Gefährten kam mir ganz gelegen, und ich hatte wenig Lust ihm denselben zu nehmen, im Gegentheil, ich suchte ihn darin zu bestärken. Darum fragte ich ihn auch:

„Was meinen Sie, hab' ich Aussicht dazu oder nicht?“

„Aussicht?“ wiederholte er greinend. Plötzlich hielt er inne, und sich um sich selbst drehend, sagte er: „O ja, die Aussicht ist sehr schön.

Wir befanden uns bereits außerhalb der Stadt. Ein Stück Ebene dehnte sich vor uns aus, begränzt durch Bergwände. So weit die Dunkelheit des Abends und mein schwaches Auge es zuließen, konnte ich schwarze Punkte darauf erkennen, bald größere, bald kleinere. Die Gegend hatte etwas Phantastisches, das noch durch den momentanen Reflex des heranziehenden Mondlichtes, welches die dahin-

brausenden Wolken nur streifenweise über die Erde gleiten ließ, gehoben wurde.

„Wo sind wir?“ fragte ich.

„Auf dem Kirchhofe“, antwortete mein Gefährte, indem er sich auf einen Erdhügel warf, der ihm zu Füßen lag. Wie es mir schien, war sein Benehmen ruhiger, nüchterner geworden, auch ihm mochte die Frische der Luft wohlgethan haben.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen?“ fragte er nach einer Weile.

„Ich danke Ihnen, ich werde ein wenig auf und ab gehen.“

„Wie Sie wollen.“

Ich ging langsam, ganz mit dem beschäftigt, was mir seit dem Nachmittag begegnet war. Vor Allem wollte mir die Stimme des Mädchens, Betty genannt, nicht aus dem Ohr oder vielmehr aus der Seele Wie mancher Impressario könnte damit beglückt werden, dachte ich. Ich sah dasselbe Mädchen schon als Primadonna in Paris oder London, mit bleichem Gesicht und in den kostbarsten Stoffen, zu ihren Füßen die reichen Banquiersöhne, die Prinzen und Barone, ich durchlief im Geiste die Carrière des Mädchens, und wie eigen, plötzlich fiel mein Blick auf einen Stein — es war ein Leichenstein. Das Mondlicht war eben in seiner ganzen Fülle aus den Wolken hervorgetreten, und brachte mir plötzlich wieder den Kirchhof, unheimlich beleuchtet, vor die Augen. Ich blickte langsam um mich — endlich wieder auf den Stein zu meinen Füßen. Er trug folgende Inschrift: „Bärbel, im 21. Jahre ihres Lebens gestorben.“ Eine an-

dere Hand hatte in kleiner Schrift zugefügt — „durch den Croatier und die Kunst.“ Ich erinnerte mich, daß bereits der Souffleur von dem Croatier gesprochen hatte. Das Wort blieb mir räthselhaft. Also im 21. Jahre, dachte ich, und auch durch die Kunst gestorben! Eine innere Stimme sagte mir, daß die Kunst hier das Theater bedeuten solle. O ja, das Theater tödtet gar schnell, moralisch wie physisch, aber in den meisten Fällen hat die Kunst keinen Theil daran; denn die ächte Kunst macht sich die Natur unterthan, wenn auch in der Dramatik weniger, als bei den Künsten, denen der ganze Körper nicht zur Disposition gestellt werden muß.

Langsam kehrte ich um und fand mich in einigen Minuten wieder bei meinem Gefährten ein. Der lag noch immer auf dem Erdhügel, nur daß er jetzt ein Kreuz von schwarzem Holz, welches darauf gepflanzt war, umschlungen hielt und in den Himmel starrte. Die Wolken am letzteren hatten sich nach und nach zusammengezogen und der Mond konnte ungestört sein blasses Licht auf das Antlitz meines Gefährten senden. Je mehr ich hinsah, desto mehr wurde ich von den Zügen dieses Souffleurs, wie er sich selbst betitelte, angeregt. Es lag darin so viel dichterische Kraft, wenn auch zerstört, so viel Seelisches und zwar der höchsten Art, und doch dabei wieder so viel Hoffnungsloses, Aufgelöst'es, daß sich unwillkürlich ein Zeichen des Mitleids aus meiner Brust rang. Er wendete sich zu mir. „Es ist wunderbar, welch einen beseligenden Eindruck das Mondlicht auf mich macht“, sagte er. „Es ist, als wenn alle Wunden meines Wesens mit einem Male geschlossen würden. Wahrlich, „fuhr er mit einem

schmerzlichen Lächeln fort, „wenn ich sterbe, glaube ich, komm' ich in den Mond. Ob da oben auch wohl Komödie gespielt wird?" begann er nach einer Pause wieder. „Gewiß, sie werden einen gedienten Souffleur gebrauchen können."

„Ich weiß nicht ob ich Recht habe," sagte ich nach einem Momente; „aber es will mir scheinen, als waren Sie nicht immer Souffleur."

Er sah mich einen Augenblick an, in seinem Auge glänzte eine Thräne. „Nein", murmelte er mit weicher Stimme, „ich war nicht immer Souffleur. Auch ich hatt' einst eine schöne Stimme, auch ich stand auf den Brettern, und empfand die Schauer der Begeisterung, die Wollust des Beifalls, auch ich war ein Künstler. Gewiß, ich war's. Wenn ich den Don Juan sang, fühlte ich mich einen Gott. In dem Augenblicke hätte ich mit allen Königen der Erde nicht getauscht. O ja die Kunst macht groß, macht stark. Wenn ich auf den Brettern stand, spürte ich sehr oft Lust in mir, es mit allen himmlischen und höllischen Mächten aufzunehmen. — Das ist nun vorbei," fuhr er nach einer Pause fort, indem er leicht hustete. „Ich bin ein willenloses Ding geworden, ein schwankend Rohr, ein jammervolles Geschöpf, das der Wind ausblasen wird."

Ein tiefer Seufzer begleitete diese Worte, er ließ mich fühlen, das hier jeder Trost übel angebracht war.

In diesem Augenblick tönte die Thurmuhr zu uns herüber, sie schlug eilf. Man konnte mit Recht sagen, daß eine Todtenstille um uns herrschte, nur die Sterne und der Mond schienen lebendig zu sein. Dann und wann rauschte

es in den Wipfeln der Bäume und ein welkes Herbstblatt fiel auf die Erde. Das klang wie ein Todesseufzer.

Mich fröstelte, die Luft wurde schneidend und rauh. Mein Gefährte schien nichts davon zu merken, er blickte unverwandt in das Sternenzelt.

„Wie das flimmert und glitzert", sprach er vor sich hin, „unsere Erde scheint eben so herrlich, so freundlich und mild, und doch ist sie inwendig faul und verdorben. Ja", fuhr er kopfschüttelnd fort, „auch das Himmelszelt gleicht unsern Theaterdekorationen, man muß es nur von Weitem sehen."

Je mehr mein Gefährte träumte und sprach, desto deutlicher wurde mir, daß in ihm eine seltene Künstlernatur zu Grunde gegangen sei, und desto mehr empfand ich das Bedürfniß, ihn näher kennen zu lernen. Aber so oft ich ihm hierzu auch Gelegenheit gab, ging er dennoch immer nur theilweise darauf ein. Schon wollte ich einen nochmaligen Versuch auf den folgenden Tag verschieben, als er aufsprang, meinen Arm ergriff und mit leidenschaftlich bewegter Stimme ausrief: „Sie wollten ja unsere Oper kennen lernen? Wohlan denn, so kommen Sie!" —

Er führte mich den Weg, den ich bereits gegangen war. Es war eine Cypressen-Allee. Am Ende derselben traten wir in eine Rotunde, begränzt durch Trauerweiden. In der Mitte derselben lag der weiße Leichenstein, an dem sich mein Fuß schon gestoßen hatte. Um ihn herum waren ebenfalls solche Steine gruppirt (ich zählte deren fünf), nur sahen sie nicht weiß, sondern schwarz aus.

Der Soufleur führte mich im Kreise herum, als wollte

er meine besondere Aufmerksamkeit auf das lenken, was vor mir lag. Dann sagte er mit jenem unheimlichen Lächeln, das im Anfang unsers Beisammenseins so oft sein Gesicht beschlich: „Sehen Sie, hier liegt unsere Oper!“

„Todt!“ schrie ich auf.

„Todt, mausetodt“, wiederholte er lachend. „Da ist die Primadonna,“ fuhr er fort, indem er auf den weißen Leichenstein wies. „Sie war die Krone von Allen, darum liegt sie auch in der Mitte, die Sonne, die uns Allen Licht und Wärme gab. O das war ein Mädchen! Eine ächte Künstlerin, nicht wie unsere Theaterprinzessinnen, die besser in die Küche paßten als auf's Theater, nein das Genie von Gottes Gnaden, die geborne Primadonna, das große sinnliche Weib! Ihre Norma, ihre Desdemona, ihre Antonina oder gar Lucrezia Borgia — das waren Gestalten, so voll Lebenskraft, so voll Wärme und Poesie, daß sie dem Zuhörer noch im Traume umschwebten, gleichwie die Kinder nicht schlafen können, wenn ihnen schöne Mährchen erzählt werden. Es war ein innerliches Talent, eine schöpferische Kraft, nicht die auf unserer Bühne sanktionirte Drahtpuppe, die verloren ist, wenn der Führer fehlt, nein, der Stern, der sich selbst seine Bahn bricht. — Er ist untergegangen, noch ehe er im Zenith stand“, fuhr er mit einem schmerzlichen Lächeln fort, untergegangen in dem Schlamm und Koth der Erde. O pfui!“

„Aber wie ist denn das gekommen?“ fragte ich schüchtern.

Er hörte nicht auf mich. „Da liegt unser Tenor, träumte er weiter, indem er auf die verschiedenen schwarzen Leichensteine deutete, „da unser Baß, da unser Bariton, da

unsere Soubrette und hier wird unser Souffleur seine Stelle finden. Der arme Teufel lebt noch, das Geschick hat ihn weniger begünstigt als seine Collegen, er durfte nicht einmal in seiner Kunsterfüllung sterben, er mußte Souffleur werden. Ja, Souffleur, die Stimme war fort, und er konnte nicht vom Theater lassen, was blieb da übrig als der Souffleur? Und dann kitzelte es ihn, mit seinem Pesthauche den Andern gleichsam noch den letzten Funken Leben auszublasen. Er hat's redlich gethan, wie die Kerzen, eine nach der andern hat er sie ausgelöscht und hierher getragen. Da liegen sie, sie scheinen noch, wenn auch nur für ihn. O ja, sie brennen und glühen durch die steinerne Hülle hindurch. Die Flamme leckt, als wolle sie ihn herabziehen. Herr des Himmels, warum fesselst Du ihn noch an die Erde? Laß ihn doch hinab zu seinen Kameraden, was soll er noch hier oben bei den Todten, laß ihn hinunter zu den Lebendigen!"

Mein Gefährte sank bei diesen Worten in die Kniee und hob die Hände gen Himmel. Auf seiner Stirn perlten Schweißtropfen, und in seinen Augen Thränen. Doch plötzlich richtete er sich wieder auf, trocknete Stirn und Auge und murmelte mit ironischem Lächeln: „Der Herr läßt sich nicht beschwören, wenn man den Teufel im Leibe hat." Nach einer Pause sagte er weiter: „Fürwahr, ich glaube, das Beste ist noch, sich an den Teufel zu halten." Dabei zog er aus der Tasche die Flasche und setzte sie an den Mund. „Ja, ja," fuhr er fort, „der ist ein Lügner, der den Croatier nicht für meinen besten Freund erklärt. Er meint's gut mit mir, denn er bringt mich zu meinen Collegen."

„Der Croatier, wer ist denn das?“ fragte ich endlich auf's Höchste gespannt.

„Hihi,“ erwiderte der Souffleur, „hihi — der Croatier. — Seht hinein in die Flasche, da findet ihr ihn.“

„Allmächtiger Gott, dieser Wein!“

„Seht wie er glänzt und schillert, er sonnt sich in dem Mond — hihi — wie er unschuldig aussieht, wie das goldige Meerweib, das so hübsch den Liebsten in die Fluthen hinabzusingen weiß. Oho, er macht's ihr nach, glaubt's nur, seht,“ fuhr er fort, indem er auf die Gräber zu seinen Füßen deutete, „dies waren Alle seine Liebsten.“

„Unmöglich!“ rief ich voll Entsetzen aus.

„Unmöglich!“ greinte er mir nach. „Was ist beim Theater unmöglich? Hört, die Uhr schlägt Mitternacht — zehn — eilf — zwölf. Brrrr wie gespenstisch das klingt. Und doch ist's möglich, o nein, nicht bloß möglich, sondern wahr. O junger Mann, junger Mann!“

In der That, der letzte Schlag der die Mitternacht ankündenden Thurmuhr dröhnte durch die Stille der Nacht, wie die feierliche Bestätigung dessen, was der Souffleur gesprochen hatte.

„Laßt uns nach Hause gehen“, sagte ich nach einer Pause.

„Geht nur, geht, ich bin zu Hause“, murmelte mein Gefährte. „Hier finde ich Ruhe, hier kann ich schlafen. Gute Nacht — gute Nacht.“ Dabei sank er an dem weißen Leichensteine nieder und legte seinen Kopf darauf.

Vergebens waren mein Zureden, meine Bemühungen,

ihn mit mir zurückzuführen, er wollte nicht, er lächelte mir zu und sagte fortwährend: „gute Nacht", bis er am Ende wirklich einschlief.

Ich kehrte allein in die Stadt zurück, ungefähr mit denselben Gefühlen und Gedanken, die wir haben, wenn wir von dem Lager eines schwer Erkrankten kommen. Noch war Alles unstät in mir, Zweifel, Mißtrauen an der Wahrheit der Erscheinung dieses Souffleurs ließen kein eigentliches Urtheil in mir aufkommen. Bei meinem Gasthofe angelangt, sah ich aus einem Fenster des zweiten Stockes ein Frauengesicht, in dem ich das Mädchen mit der schönen Stimme zu erkennen glaubte. Ich klingelte, gleich darauf wurde mir von demselben Mädchen geöffnet. Es schien mir, als wollte sie mich etwas fragen, darum redete ich sie an.

„Es sollte mir leid thun, wenn Sie meinetwegen so lange gewacht haben," sagte ich, indem ich die Treppe zu meinem Zimmer hinaufstieg.

„Ach, ich bin das Wachen gewohnt," antwortete sie mit einem Seufzer. „Er —"

Sie hielt inne und sah mich mit einem thränenfeuchten Blicke fragend an.

„Sie wünschen mir etwas zu sagen, nicht wahr?" fragte ich, ihre Hand ergreifend.

„Ach — Sie gingen — mit ihm aus."

Ich nickte mit dem Kopf.

„Warum ist er denn —"

„Nicht wieder zurückgekehrt?" setzte ich theilnehmend fort. „Er wollte nicht, trotz all' meiner Bitten."

„Ist er — da — draußen?“ fragte sie mit ängstlichem Blick.

Ich nickte wieder mit dem Kopf. Wir waren bei meinem Zimmer angelangt. Sie drückte mir das Licht in die Hand und stürzte fort. Bald darauf hörte ich die Hausthüre klingeln. Ich eilte an's Fenster und sah das Mädchen rasch über den Markt dem Kirchhofe zu schreiten. —

Am andern Morgen wurde mir von verschiedenen Seiten bestätigt, was mir der Souffleur mitgetheilt hatte. In Zeitraum von einem Jahre hatte man wirklich die Hauptmitglieder der Oper in Folge einer durch übermäßigen Genuß des Landweines erzeugten Schwindsucht auf den Kirchhof hinaus tragen sehen. Die Leute hätten eine Art Kolonie gebildet, sagte man mir, in welcher eine anfänglich veredelte, später aber entartete Sinnlichkeit zur Lebensaufgabe gemacht worden war. Die durch die theatralische Wirksamkeit bedingte Aufregung wäre hinzugetreten, um nach und nach ein Zurückführen in die naturgemäßen Gränzen ganz unmöglich zu machen. Am meisten wurde die Primadonna betrauert, sie sei eine in jeder Beziehung außergewöhnliche Erscheinung gewesen, eine jener künstlerischen Naturen, die fortwährend bedroht sind von der ihnen innewohnenden vollen Lebenskraft überströmt zu werden, eine jener Frauen, die die gesellschaftlichen Fesseln, welche ihrem Geschlechte angelegt sind, nun einmal nicht tragen können und wollen, und für die jene auch nicht erfunden sind. Wie es mir schien, wollte man sie

in der Stadt zu einem Opfer ihrer Umgebung machen. Man schob alle Schuld auf den Tenor, den sie geliebt haben sollte, und der die Veranlassung wäre, daß sie sich „ihrer Natur hingegeben hätte.“ Wie immer in solchen Fällen ließ man so wenig an ihm als an den Uebrigen ein gutes Haar. Es seien Taugenichtse gewesen, die auf ihr Talent gepocht hätten, um sich die größten Unarten zu erlauben. Jetzt sei noch Einer von ihnen übrig, der Schlimmste von Allen, der verdammt sein müsse, für alle Zeiten als warnendes Beispiel durch die Welt zu schleichen. In der That schien man nach Allem, was ich hörte, meinem armen Souffleur nicht sehr hold zu sein. Es wurde wacker auf ihn geschimpft. Die Einen meinten, man sollte ihn einsperren, die Andern sagten. „Nein er muß zu sehen sein, damit seine Collegen ein Exempel an ihm nehmen können.“ Alle verdammten ihn, nur Betty nicht. Liebte sie ihn doch! Sie weinte um ihn, sie sorgte für ihn, und hatte, wie ich später erfuhr, sogar so viel Liebe, ihn nach einigen Monaten die Augen zuzudrücken. Jetzt wandelt sie schweigend im Hause ihres Vaters umher. Der Gesang ist aus, kein Steyrischer ertönt mehr, die Leute meinen, sie habe die Stimme verloren. Dem ist aber nicht so; denn wenn Alles schläft um Mitternacht und der Mond sein Silberlicht über die Erde sendet, dann schreitet sie hinaus auf den Friedhof in die uns wohlbekannte Rotunde und singt, d. h. betet am Grabe ihres Geliebten. —

Aus

der Pariser Gesellschaft.

Erstes Kapitel.

An einem heißen Julitage des Jahres 1837, ungefähr eine Stunde nach Mittag, wurde aus dem noblen Quartier der Chaussée d'Antin ein Kabriolet auf den Boulevart des Italiens gelenkt. Der letztere hatte schon die feine Welt des männlichen Geschlechts aufgenommen. In der That, vor den Caffée's, überall wo nur ein Schatten zu erhaschen, gruppirten sich die Fashionablen von Paris, in die duftenden Wölkchen ihrer Havanna-Cigarren gehüllt, jenen Blick auf die Vorübergehenden werfend, der dem dolce far niente eigen ist. Dann und wann wurden von dieser Seite her dem Inhaber des Kabriolets ein Gruß zugeworfen, den dieser graziös erwiderte. Die Frische und Eleganz, welche die Toilette wie auch Gestalt des jungen Mannes athmete, und welche erstere wahrscheinlich vor einigen Minuten erst beendet worden war, bildeten einen sonderbaren Contrast mit den durch die Hitze und den Staub entkräftigten Gestalten der vorübergehenden Fußgänger, deren matte Blicke keineswegs ein Wohlbehagen ausdrückten. Die Boulevarts, auf welche die Sonne im Sommer ihre heißesten Strahlen sendet, bieten dann einen

fahlen Anblick dar. Alles ist trocken, fast leblos, die Spaziergänger oder Geschäftsleute erinnern mehr an ein künstliches als natürliches Leben. Freilich kann man auch ohne Sonnenhitze ein Erstaunen nicht unterdrücken über den Gang und die Bewegungen dessen, dem man den Namen Mensch gegeben hat. Es ist mir oft ergangen, daß ich mit staunenden Blicken die Vorübergehenden fragen mußte: „Seid ihr Menschen oder Maschinen? Lebt ihr oder seid ihr todt?“ Jedoch ich verirre mich, wie Byron sagt, und noch dazu ohne Grund; denn heute, obgleich wir in den glorreichen Tagen des Julimonats sind, friert mich ungemein, und ich frage mich vergebens, wie viel Grad Hitze haben wir? Das macht der Wind und der Regen. Damals war kein Wind und kein Regen, damals, als ein Kabriolet mit seinem ambraduftenden Besitzer über die Boulevarts rollte, damals zeigte der edle Reaumur einen höchst noblen Zorn, nämlich zweiunddreißig Grad, welche die Köpfe der Makler, Artistes, Rentiers und sonstigen habitués der Boulevarts des Italiens sanft niederbeugten und dadurch eine höchst unvortheilhafte Stellung für den Seitenblick vorüberwandelnder Damen bildeten. Doch nicht allein für diese, sondern auch für alle niedlichen Ladeninhaberinnen, welche dann und wann vor die Thüre gehen, um sich nach den Kunden umzusehen, so wie für die allerliebsten Arbeiterinnen, welche von Zeit zu Zeit einen Blick durch die mit Kunst und Geschmack garnirten Läden werfen — ist ein heißer Julitag ein sehr trauriger Tag; denn Keiner sieht in die Läden hinein oder tritt an dieselben hinan, um die Arbeiten drinnen zu mustern, Keiner kauft, die Börse ruht

für alle Industrie, sie wird nur für Eis und Limonade geöffnet. Wenn nun das schöne Geschlecht seine edle Wißbegierde an einem solchen Tage in seiner unmittelbaren Umgebung wenig befriedigen kann, so weiß es einigen Ersatz in den vorüberrollenden Wagen zu finden, oder vielmehr in dem, was sie enthalten. So wurde auch unser Kabriolet und dessen Besitzer von mehr als einem prüfenden Blick des Geschlechts verfolgt, das für eine gewisse Kritik geboren zu sein scheint. Uebrigens schien der Gegenstand dieser Blicke seit einiger Zeit wenig auf seine Umgebung zu achten. Um seinen Mund spielte ein sehr bezeichnendes Lächeln, nämlich das der Zufriedenheit. Er war augenscheinlich in die Erinnerung eines ihm gewordenen Glückes versunkenen oder auch sein Lächeln suchte sich mit der Zukunft in Verbindung zu setzen, was Poeten und Prosaisten mit jener stereotypen Phrase bezeichnet haben: „die Zukunft schien ihm entgegen zu lächeln." — Während das muntere Pferd ihn dem Boulevart de la Bastille zuführt, während die umgebenden Häuser und Menschen nach und nach jedes Interesse verlieren, wollen wir uns mit diesem Kabrioletinhaber etwas intimer beschäftigen.

Es war ein hagerer Mann, der die dreißiger Jahre schon überschritten zu haben schien. Starker Haarwuchs, dessen absichtlich nachlässige Coiffüre nur um so entschiedener die Hand des Haarkräuslers wahrnehmen ließ, in's Gräuliche spielende Augen, die früher einen besonderen Reiz gehabt haben mochten, aber im Verlaufe der Jahre jeden Glanz, jeden Ausdruck verloren hatten, ein hübscher fast weiblicher Mund, etwas hohle Wangen, an den Augenwinkeln von klei-

nen schwarzbläulichen Linien beschattet, die man gewöhnlich Runzeln nennt, die ganze Physiognomie den Charakter dieser Runzeln athmend — dies bildete ungefähr ein menschliches Antlitz, das man im Ganzen nicht schön nennen konnte. Ich habe nicht von der Farbe der Haare gesprochen, sie war nicht roth, auch nicht von den Bestandtheilen seiner Toilette. Die letztere war der Abdruck der neuesten Mode. Da ich mir nicht das Modejournal des Jahres 1837 habe verschaffen können, so bin ich gezwungen, den Leser über die Details der Toilette unsers ersten Helden in Ignoranz zu lassen. Jedoch biete ich zum Ersatz etwas Wichtigeres als Lumpenbeschreibung, nämlich den Namen dieses Mannes. Es könnte Leute geben, welche dem Namen keine größere Wichtigkeit als den Kleidern beilegen. Diese Leute irren sich; der Name ist das bedeutendste Element unserer Gesellschaft; wer keinen Namen hat, ist als echter Bastard ausgeschlossen von den Privilegien und Wohlthaten jener, und geht direct dem Hungertode entgegen. Ich bin also im guten Rechte, wenn ich darauf bestehe, den Namen dessen zu nennen, der in diesem Buche eine bedeutende Stellung einnehmen wird. Er nennt sich Edmund von Flamen. „Adliger", höre ich mit Indignation ausrufen. Beruhigen Sie sich; zwar würde die Eigenschaft des Adels dem Herrn Edmund noch ein größeres Recht geben, sich so nennen zu lassen, denn der Adel hat ja nichts als seinen Namen; allein Herr Edmund ist kein Adliger, sondern der Sohn respectabler Schweinehirten im Städtchen Flamen und nur aus Anhänglichkeit an seinen Eltern, wie an seiner Geburtsstadt, nennt er sich „Edmund von Flamen." Uebrigens

würde er auch ohne seine extravagante Aeltern- und Vaterlandsliebe den schönen Namen Edmund von Flamen tragen, und wenn er sich selbst nicht so nennte, so würden Andere ihn so nennen, Alles dies, weil Edmund zu seiner Zeit ein musikalisches Wunderkind war, das die staunende Menge vorzugsweise den blonden Edmund von Flamen nannte, um zugleich ihre Erkenntlichkeit gegen diese Stadt auszudrücken. Hierdurch erhielt Flamen einen bis dahin unbekannten Glanz, der sich noch nicht verloren hat; denn Flamen, das vor Edmund nur in einer Branche glänzte, glänzt jetzt in zweien, nämlich in seinen Schweinen und Virtuosen. Es ist natürlich, daß durch diese Procedur unser Held in das Lüstre eines vermeinten Adels gestellt wurde, welches die Zeit nicht verlöscht, sondern gleichsam bestätigt hat, denn alle Welt erinnert sich weder der Schweine, noch ihres Lieblingsaufenthaltes, des Städtchens Flamen, und nennt Edmund von Flamen mit demselben Respekt, wie man ein Mitglied der Montmorency'schen Familie nennen würde. Selbst Edmund scheint in gewissen Cirkeln die Wundergeschichte zu vergessen. Dies möge nicht befremden; man vergißt sehr leicht den Traum, und Edmund's Kindheit war nichts als ein Traum gewesen. Ein in seiner Vaterstadt lebender Musiker hatte in ihm Anlagen für seine Kunst entdeckt und ihn im Klavierspiel unterrichtet. Im zehnten Jahre erregte Edmund durch seine Fertigkeit, durch seine Improvisationen auf dem Pianoforte Staunen, und das Wunderkind wurde proklamirt. Sogenannte Kunst-Protektoren, überhaupt höher stehende Per-

sonen als Schweinehirten, fanden sich ein, um für die Carrière Edmund's zu sorgen. Er wurde nach Paris geschickt, wo er mehrere Jahre hindurch Gegenstand der Bewunderung und Verhätschelung fast aller Stände war. Paris wurde über Flamen vergessen. Man erzählt sich sogar, daß mehrere Menschenfreunde aus Philanthropie nach Flamen reis'ten, um einige Wunderkinder der Vergessenheit zu entreißen; aber Flamen war in zu tiefe Trauer gestürzt, als daß man an das Brüten solcher Kinder hätte denken können und den Philanthropen wurde statt der melodischen Klänge jener nur das zarte Grunzen einiger neugebornen Ferkel geboten. Sie nahmen Anstand, die letzteren in die Salons des Faubourg St. Germain einzuführen, trotzdem daß die Flamenser sie von dem musikalischen Genie ihrer Zöglinge überzeugen wollten.

Mithin hatte Edmund keine Rivalität von außen her zu fürchten, wohl aber von innen, nämlich von sich selbst. Nachdem er zwei Jahre lang höchst artig gewesen war, bekamen seine Sehnen plötzlich eine solche Ausdehnung, d. h. er schoß dermaßen in die Höhe, daß keine Dame seinen Lockenkopf mehr auf ihrem Schooße ruhen lassen wollte, mindestens nicht im Salon. Obgleich die Damen ihn noch immer sehr interessant fanden (einige gestanden sich sogar, daß er an Interesse zugenommen habe) fingen die Herren an, ihn etwas lästig zu finden und nach Verlauf einiger Monate sah sich Edmund plötzlich aus den Salons in ein sogenanntes Musikinstitut geschoben. Einige wohlmeinende Freunde hatten ihn versichert, daß ihm Studien sehr gut thun würden. Edmund fühlte sich verletzt, schwur Rache und studirte. Aber dies

wurde ihm schwerer als er und Andere geglaubt hatten. Die bedeutenden musikalischen Anlagen, welche er in Flamen gezeigt hatte, waren zum Theil verschwunden, zum Theil verdrängt. Die noble Pariser Erziehung trug im Wesentlichen dazu bei.

Obgleich noch von vielen Freunden, Verehrern und Verehrerinnen umgeben, fühlte sich Edmund alleinstehend. Er glaubte sich unglücklich, erinnerte sich seiner Vaterstadt und gelobte, auf diesen Sitz der Musen alle Liebe, alle Zuneigung, welche er für Paris empfunden hatte, zu übertragen. Er wollte es groß, geschätzt wissen und glaubte dies nicht besser erreichen zu können, als wenn er die Natur- und sonstigen Schönheiten dieser Stadt in einer Ode verherrlichte. Diese Ode fand ungeheuern Beifall in Flamen, aber sehr wenigen in Paris. Edmund war gerührt und erbittert zu gleicher Zeit, gerührt über die theilnehmenden, wenn auch etwas schnarrenden Lobeserhebungen seiner Kindesgenossen in Flamen, erbittert über den Mangel an Schönheitsgefühl, an Verständniß der Poesie, den die Pariser bei dieser Gelegenheit gezeigt hatten. Er glaubte sich mehr denn je verkannt und brachte schlaflose Nächte in dem Sinnen nach einer möglichen Aussöhnung zwischen ihm und dem zürnenden Paris zu. Endlich leuchtete ihm ein Ausweg. Die schöne Spröde Paris zürnt, sagte er sich. Was kann ihren Zorn besänftigen? Begeisterung. Ich will mich für Paris begeistern. Und wie geschieht dies am würdigsten? Dadurch, daß ich dieselben Mittel anwende, durch welche ich die Schöne schon einmal gefesselt habe. Und mit diesen Worten setzte er sich an's

Pianoforte und verließ es während mehrerer Jahre nur, um zu essen, zu trinken und etwas zu schlafen.

Endlich glaubte er den Moment gekommen, einen neuen Angriff auf seine Schöne zu wagen. Da sagte ihm die innere Stimme der Klugheit, welche ihm die Natur in ziemlicher Portion verliehen hatte, daß die Spröde nur durch gleiches Metall besiegt werden könne, daß eine gewisse Kälte, ein gegewisses Unsichtbar- und zugleich Bekanntmachen jetzt am rechten Orte sein würde. Edmund widerstand also den lockenden Stimmen gewisser Sirenen, welche das Wunderkind gern als Wunderjüngling wiedersehen mochten, er floh in's Ausland und zwar nach dem poetischen England.

Hier begann der Tag seines Ruhmes zu dämmern. England schaukelte den holden Jüngling auf den wollüstigen Wogen seiner Pfunde, Beefsteaks und poetischen Zeitungsannonçen. Edmund erging sich mit elegischem Wonnegefühl in diesem großen England; überall begegnete ihm Historie, sowohl in Politik, als auch Poesie. Er hatte von Shakspeare, Byron gehört, überall traf er auf Spuren Beider, namentlich des Letzteren. Er sah die weißen Insulanerinnen mit dem schwarzlockigem Haar, der schönen Stirn, dem lieblichen Kinn, dem weißen Halse, er sah dieses Alles und war glücklich. Dann die Staatsmänner mit dem Engelsantlitz, das Allen Liebe und Wohlwollen verspricht, er sah sie in ihrem Kabinette beten, ehe sie in's Parlament gingen, er sah die berühmten Philanthropen in den Wettrennen und staunte über so viel Tugend. Er gewann lieb diese Insulaner mit den blauen Augen und den spärlichen Backenbärten, er

beschloß, sich einen Backenbart stehen zu lassen, er begeisterte sich für die Backenbärte, für die Philanthropen, Wettrennen, für die Insulanerinnen, für ganz England. „Schweren Herzens, noch schwererer Tasche voll," nahm er Abschied.

Nach Paris zurückgekehrt waren ihm von Neuem die Salons geöffnet, die statt des holden Knaben einen etwas englischen Jüngling wiedersahen. Edmund hatte sich die Miene des Misanthropen verliehen, überhaupt ein englisches air angenommen (er brummte und spielte unaufhörlich God save the Queen). Einige fanden den siebzehnjährigen Misanthropen plaisant, Andere, namentlich die Damen, sehr interessant. Edmund fing wohl deshalb an, sich von Neuem zu begeistern, nicht für Paris, sondern für dessen weibliche Bewohner. Diese Begeisterung nahm ihn dermaßen in Anspruch, füllte dermaßen sein Inneres aus, daß dieses anfing, zu klein dafür zu werden. Darüber litt Edmund oder vielmehr seine Gesundheit. Er sah elend aus, die Pariser Aerzte bemerkten es und schickten ihn in ein deutsches Bad.

Edmund sah Deutschland und wurde gesund. In der That, die deutsche Luft wirkt so wohlthuend auf alle Kranke, daß vielleicht dadurch zu erklären ist, warum sie so verderblich auf alle Gesunden wirkt. Nicht das Bad allein übte einen so günstigen Einfluß auf Edmund aus, sondern seine Umgebung, die blauäugigen blonden Menschen, in deren Antlitz sich eine so erhabene Langmuth abspiegelt. Edmund war blond und hatte Augen, die man in günstigen Momenten für blau halten konnte; was Wunder, daß er Sympathie für dieses Volk fühlte. — Im Bade machte er die Bekanntschaft

einiger Damen, welche ihm die tiefen Mysterien eines sogenannten Stilllebens offenbarten. Er begeisterte sich für das Stillleben, er war voll Enthusiasmus für dieses Beisammensein ohne Worte, für diese stumme Conversation, für dieses gegenseitige Sichversenken in den Gegenstand, der gemeinschaftlich besprochen, ich wollte sagen, bedacht wird. Es überliefen ihn die warmen Schauer des Schamgefühls, als ihm einmal begegnete, an Nichts zu denken. Er warf schüchtern einen Seitenblick auf seine Gefährtin, die ihrem Munde eine gewisse Oeffnung verlieh, was man in Frankreich gähnen heißt, die jedoch flugs ihrem Gesichte die nöthige poetische Physiognomie zu geben wußte. Beim Abschiede von diesen holden Lehrerinnen der Poesie des Lebens wollte er sie nach Pariser Art umarmen, d. h. küssen, aber eine Wolke lagerte sich über ihrem Antlitz und zürnend sprachen sie: „Man küßt sich nicht vor Leuten," woraus Edmund schloß, daß es anderswo geschähe.

Der Name Edmund von Flamen lief bald, wenn auch nicht so schnell wie in England und Frankreich, durch Deutschland. Hier, wo ein Beethoven, ein Mozart, ja selbst ein Haydn residirt hatte, welcher letztere dem Verdienste eines guten Komponisten noch dasjenige beigesellte, ein achtungswerther Bediente zu sein, wie so viele seiner geehrten Landsleute, hier mußte auch Edmund von Flamen Anerkennung finden. Er fand sie nicht nur in den Herzen der wortthätigen Jünglinge mit dem flaumigen Schnurrbarte und dem kräftigen Ziegenhainer, nicht bloß bei den großen Schauspielern des dänischen Prinzen Hamlet, nicht bloß in den schwär-

merischen Blicken holder Leonoren, welche ihm unbegreiflich machten, daß in der edlen Sprache der Deutschen Himmel männlich und Hölle weiblich ist, nicht allein bei den Journalisten ohne Journal, bei den Kritikern ohne Kritik, sondern es gelang ihm sogar, die Aufmerksamkeit der Weltschmerzler auf sich zu ziehen, jener Praktiker, welche die Freiheit im Großen treiben wollen, mag auch das Kleine, Nahe darüber zu Grunde gehen. Edmund war in Preußen, in Berlin, dem Sitze Hegel'scher und Schelling'scher Lions. Er sah diese und bekam Furcht vor der Philosophie. Er sah den König von Preußen, er hörte ihn reden und dachte an die Größe deutscher Redekunst. Er war in Baiern und wurde Poet. „O Deutschland", rief er aus, so viel Größe, Poesie und liberales Blut glaubte ich nicht in den Adern Deiner Söhne fließen. Jesus war ein Lamm, das kleinste, zierlichste, das je gelebt hat, wie die Geschichte sagt, aber Baiern hat noch zierlichere Lämmer, die um so weniger an das geschichtliche erinnern, weil sie sich Jesuiten nennen. Edmund wurde, wie gesagt, Poet, da hatte er eine Unterredung mit dem Poeten-Könige oder König-Poeten und er begeisterte sich für die Prosa, denn jener hatte ihm in Prosa gesprochen. Welche Prosa!

Er kam nach Oesterreich, nach Wien. Hier wurde er einen Tag eingesteckt und zwar aus Versehen. Edmund staunte über so viel Gemüth, er wurde gerührt darüber und begeisterte sich für Oesterreichs Nationalcharakter. Er wurde in den Gemächern des guten Kaisers empfangen. In dem einen Salon waren zwei Wesen, er stürzte sich vor ersterem

nieder und stammelte: „Majestät", die übrigen Worte konnte man nicht hören. Aber dieses hob ihn auf und flüsterte ihm zu: „Ich heiße Metternich." Und der Kaiser lächelte.

In Wien regte sich in Edmund die Sehnsucht nach dem Vaterlande, er beschloß, über Hamburg nach Paris zurückzukehren. Er kam durch Koburg und ahnte die Bestimmung dieses Fürstenhauses, den Königinnen kräftige Gatten zu geben. Er kam durch Hannover und fragte sich: „Wie ist es möglich, daß Napoleon Spanien, Polen lieben konnte und nicht Deutschland?"

Endlich sah er die Grenzstadt seiner deutschen Reise, Hamburg. Edmund's Ruhm wurde in der Hansastadt auf die höchste Spitze getrieben. Die poetische, vollwichtige Jugend Hamburgs begrüßte unsern Virtuosen mit dem größten Enthusiasmus, der so groß war, daß er eben nicht hervorbrechen konnte. Edmund fand die Hamburger Cigarren ausgezeichnet, das Rauchfleisch noch besser, Peter Ahrens und die Kunst sublim. Er besuchte die üppigen Felder und Rasen des Dammthorwalles und gestand sich, daß die Hamburger Civilisation bedeutend vorgeschritten sei, er hörte von den Verhandlungen des Magistrats und staunte über dessen Activität. Am Ende dankte er Gott, daß er Havre mit leerem Magen erreicht hatte und am folgenden Tage Paris wiedersah. Daß Edmund sich für Deutschland begeistert habe, möchte wohl außer allem Zweifel sein, versichern kann ich's jedoch nicht.

Edmund durchlief in den folgenden Jahren, die er theils auf Reisen, theils in Paris zubrachte, alle Phasen der Be-

geisterung oder vielmehr diese stellte er Allem gegenüber, was ihm unter die Hände kam. Er hatte sich nach und nach für Philosophie, St. Simon, Fourier, ja sogar für Rußland und Sibirien begeistert. Er gehörte zu jenen Menschen, die von Anfang an in eine falsche Stellung getrieben für alle Erscheinungen des Lebens gleichen Blick bewahren, den Blick der Kindheit. Edmund war im Grunde Wunderkind geblieben, wenn auch nicht für Andere, doch für sich selbst. Er war in der That das Kind, das an Allem tastet, ohne sich eine klare Vorstellung von dem machen zu können, was es berührt. Seine dreißig Jahre hatten ihm in nichts die Illusionen des zarten Jünglingsalters geraubt; obgleich er so ziemlich alle Phasen des Lebens durchlaufen hatte, kannte er jene eben so wenig wie dieses. Er mochte an eine lebende Wachsfigur erinnern, an welcher von Allem, was mit ihr in Berührung kommt, etwas haften bleibt, ohne daß das Leben in ihr davon erreicht wird. So mag es denn nicht Wunder nehmen, daß er jetzt, nachdem er Alles gesehen, auf demselben Punkte stand, wie damals, als er noch Nichts gesehen hatte, daß er in diesem Augenblick noch in die duftigen Wolken der Begeisterung gehüllt war. Obgleich früher eifriger Simonist, schwärmte er jetzt für die Ehe, wie so viele Liberale für den Absolutismus. In der Regel haben letztere einen sehr *gewichtigen* Grund für den Wechsel ihrer Prinzipien. Auch Edmund hatte diesen. Man fing an in Paris von dem enfant gâté wenig Notiz zu nehmen. Edmund war in derselben Lage wie damals, als man das Wunderkind nicht mehr gelten lassen wollte. Damals wußte er seine Schöne durch

den Reiz der Neuheit und zwar in der Gestalt eines wohlgeformten Jünglings zu besiegen; jetzt da das Neue alt geworden war, mußte er auch auf jede Wiedererlangung verlorner Rechte Verzicht leisten. Er flüchtete sich in die Regionen seiner Phantasie, die ihn diesmal die schönen innigen Freuden der Häuslichkeit ausmalten. Er suchte in diesen ein Asyl für den dornigen Pfad, welchen er durchlaufen zu haben glaubte. Ihm, dem dreißigjährigen Manne, erschien Hymen als die liebevolle Trösterin der Vergangenheit und Zukunft, als Beschützerin einer edleren Ausübung seiner Kunst.

Wir können wohl mit Gewißheit annehmen, daß das Lächeln, welches in diesem Augenblick als Reflex eines innern Glückes um seinen Mund schwebte, jener neuen Göttin galt. Sich mit Wohlbehagen in den Strahlen dieses Glückes sonnend, hatte er ebensowenig auf den Gang seines Kabriolets, wie darauf geachtet, daß er schon seit einigen Minuten am Orte seiner Bestimmung war. Er sah deshalb mit einigen Erstaunen seinen Groom (die genialste Erscheinung im Lakaiengebiete) an, der obgleich ächt französisches Blut, mit englischem Accent die Worte ausstieß: „Arrivé, Sir." — Ein „Ah!" war Alles, was dem Rosenmunde Edmunds entschlüpfte. Dieses Ah konnte eben so gut seiner neuen Umgebung, wie seinem Groom gelten.

Edmund befand sich in einer Straße, die wohl selten ein Pianist der Chaussée d'Antin betritt, vor einem Hause, dessen schwarze verfallene Mauern gewiß nicht das Glück ahnten, den großen Flamenser aufzunehmen. Nachdem er einen Blick

der Ueberraschung auf die Blousenmänner und Grisetten der Straße geworfen hatte, trat er zum Portier des Hauses: „Monsieur Théodore Kayser?“ „Au troisième!“ brummte ihm ein Schuhflicker entgegen.

Edmund stieg die drei Treppen hinan, holte tief Athem und klopfte an eine Thür, welche man sich nicht die Mühe gegeben hatte, völlig zu schließen. Unser Flamenser war etwas überrascht keine Antwort zu erhalten. Er klopfte noch einmal ohne größeren Erfolg. Ueber diesen ihm ungewohnten Empfang verstimmt, öffnete er die Thür, wurde jedoch an seinem Platz gebannt durch den Anblick, welcher sich ihm darbot. Er sah in ein Zimmer hinein, das der Schauplatz einer ungeheuern Verwüstung zu sein schien. Auf dem Sopha, den Sesseln, unter ihnen lagen mehrere Leichname, wie ihm anfänglich schien. Jedoch wurde er bald aus seinem Irrthum gerissen und zwar durch ein sehr vernehmbares Schnarchen, das von einem Individuum herrührte, welches sich quer über ein Pianoforte gelagert hatte. Edmund hatte noch nie sein Instrument so schnarchen gehört. — Die Ruinen einer ungeheuern Pastete, wie eine noch größere Menge von Champagnerflaschen überzeugten ihn bald, daß er in ein Zimmer getreten war, in welchem man nicht gemordet, sondern sehr gut gefrühstückt hatte. Schon wollte er sich zurückziehen, als sein Blick auf einen jungen Mann fiel, der sich über einen schönen Jüngling beugte und diesem die braunen Locken aus dem Gesicht strich. Edmund erkannte in dem jungen Mann denjenigen, welchem seine Visite galt, Herrn Theodor Kayser. Er konnte sich nicht enthalten, auf dieses Paar einen langen

Blick der Verwunderung und Theilnahme zu werfen. Während Herr Kayser in seiner äußern Erscheinung durchaus nichts von jener Verwüstung offenbarte, welche in diesem Zimmer stattgefunden hatte, schien sie den liegenden Jüngling um so stärker getroffen zu haben. Sein Gesicht deckte Todtenblässe; die Augen halb geschlossen, den rechten Arm um den Hals Theodor's geschlungen und dessen linke Hand auf sein Herz pressend, als wenn er ihm sagen wollte „hörst Du", mochte er an jenes Bild erinnern, auf welchem die Mutter dem Todeskampfe ihres Kindes zusieht. Er öffnete nach einigen Minuten völlig seine Augen, die in jenen Thränen erglänzten, von denen die Neger sagen, daß sie feurig sind. Seinen Arm fester um Theodor pressend und diesen gleichsam zu sich herabziehend, um ihn zu umarmen, lieferte er das Bild einer Zärtlichkeit, wie sie nur Pasteten und Champagner hervorbringen können.

„Pasteten und Champagner waren deliciös, nicht wahr?" lallte der Jüngling. Theodor entwand sich den Armen seines Freundes und trug ihn in's Nebenzimmer. Dann sagte er ihm:

„Nicht für Dich, lieber Karl."

„Warum nicht?"

„Weil Dir der Champagner das Gefühl des Genusses geraubt hat. Du trankst zu viel, Karl."

„Der Champagner mußte doch geleert werden."

„So sprecht ihr jungen Leute immer. Ihr legt Euch eine Verpflichtung auf, indem ihr trinkt. Ihr begeht den Act des Sichberauschens nicht als ein Vergnügen, sondern als

ein Geschäft. Natürlich daß es jene Folgen hat, welche ich an Dir wahrnehme. Besser wäre gewesen, Du hättest mir nicht so viel Champagner geschickt," fügte er sanft hinzu.

„Du liebst ihn ja so sehr."

„Ist dies ein Grund, mir den Genuß abzukürzen?" antwortete Theodor lächelnd. „Glaube mir, das Meiste in diesem Leben ist eine Wissenschaft und dieser Satz findet vor Allem Anwendung auf den Genuß von Speise und Trank."

„Du magst Recht haben", entgegnete Karl mit gähnender Stimme, wodurch er ankündigte, daß er die letzte Phase des Rausches erreicht hatte.

In's Entrézimmer zurückkommend fielen Theodor's Blicke auf die graziöse Gestalt Edmund's, dessen unbewegliche Haltung nur zu gut das Erstaunen ausdrückte, welches er über das so eben Gesehene empfand. —

„Guten Morgen, Herr Edmund", rief er diesem mit einer Leichtigkeit im Tone zu, welche auf ein Vertrautsein mit der französischen Conversation schließen ließ. „Sie finden mich in einer etwas sonderbaren Lage, die Ihnen jedoch nicht neu sein wird, wenn Sie schon einmal mit Künstlern gefrühstückt haben. — Treten Sie gütigst hier in's Nebenzimmer, man athmet hier eine reinere Luft."

Edmund von Flamen folgte mechanisch der Aufforderung und ließ sich auf einen Stuhl Angesicht Karl's nieder, der, auf's Bett hingestreckt, für Manchen den Anblick eines schlafenden Engels haben mochte.

„Leider wurde mir neulich das Glück nicht zu Theil, Sie persönlich bei mir zu sehen," hob endlich Edmund an, nach-

dem er einen neuen Blick auf Theodor geworfen hatte. Dieser hatte sich zu einer Zeit bei Edmund eingestellt, wo er sicher war, ihn nicht anzutreffen, eine Procedur, die in vielen Kreisen unsers gesellschaftlichen Lebens zum Gesetz erhoben worden ist.

Nachdem man gegenseitig einige Gemeinplätze gewechselt hatte, fuhr Edmund fort:

„Wenn ich nicht irre, so schläft dort der junge Valmy?"

„Ganz recht", entgegnete Theodor. „Sie kennen ihn?"

„Nur obenhin. Ich wurde auf meine Bemerkung durch die Aehnlichkeit geführt, welche der junge Mann mit dem Fräulein Valmy hat." Bei diesen Worte richtete er seinen Blick auf Theodor, wie Jemand, der in weiter Ferne einen Gegenstand sieht und sich alle mögliche Mühe giebt, ihn zu erkennen. Jedoch gelang ihm dies nicht. Theodor antwortete einfach, lässig: „Allerdings, die Aehnlichkeit ist sehr groß."

„Sie kommen wohl oft mit Herrn Valmy zusammen?"

„Sehr oft."

„Es soll ein liebenswürdiger junger Mann sein, wie man mir gesagt hat."

„O gewiß", entgegnete Theodor, einen Blick der Liebe auf Karl werfend. „Eine schöne Seele, in welcher die Keime alles Großen und Reinen unserer Kunst ruhen."

„Wie, Herr Valmy ist Künstler? Das giebt dem Interesse, welches ich schon für ihn empfinde, einen neuen Reiz. — Ist er Komponist, Executant?"

„Mehr jenes, als dieses. Er liebt die Musik wie seine

Mutter. Er bringt seine schönsten Stunden in ihrem Schooße zu. — Karl befindet sich in jener Periode des Lebens, in welcher die menschliche Natur wirklich musikalisch genannt werden kann."

„Sie mögen Recht haben", entgegnete Edmund. In seinem Alter hat man noch Originalität, fließende Melodieen. Man kann noch neu sein, während man im späteren Alter, wenn man auf dem Höhepunkt des musikalischen Wissens steht, Melodie und Originalität verliert."

Theodor mußte lächeln über die Deutung, welche Edmund seiner Ansicht gab.

Dieser fuhr lebhaft fort: „Nun, da ich weiß, daß der junge Mann ein Künstler ist, tadle ich durchaus nicht die Theilnahme an solchen Scenen, von denen heute eine bei Ihnen gespielt sein mag; der Künstler bedarf des Weins, der Liebe, er findet in Beiden Anregung zur Inspiration, ohne die namentlich der Musiker verloren ist."

Theodor warf noch einen Blick auf den schlafenden Karl, dessen Züge in diesem Augenblick Ermattung, Abspannung und wenig Spirituelles verriethen. Sich zu Edmund wendend, erwiderte er mit einem Anflug von Ironie: „Sie glauben? Ich bin nicht Ihrer Meinung. Der Künstler sollte so wenig wie möglich den Wein wie die Liebe kennen lernen, wenn er nicht die Kraft in sich fühlt, Beides zur rechten Zeit zu genießen und im Genusse zur rechten Zeit aufzuhören. Ich glaube nicht, daß Karl heute und morgen besonders inspirirt sein wird."

„Wie, Herr Kayser, Sie wollten den kalten Maaßstab des Verstandes, der Reflexion an das legen, was einzig und allein dem Herzen gilt? und dessen Priester seit undenklicher Zeit um so mehr Fanatismus, wie ich sagen möchte, zeigten, je mehr sie der Kunst angehörten?"

„Ach, Herr Edmund", erwiderte Theodor lächelnd, „der Fanatismus hat bekanntlich zu allen Zeiten großen Schaden angerichtet; vielleicht deshalb", fügte er ernst hinzu, „weil er eben dem Herzen angehört. Uebrigens bietet das Privatleben solcher Künstler, welche Werke der Größe hinterlassen haben, nichts von jenem Fanatismus, dessen Sie erwähnten. Daß der Wein und die Liebe inspiriren, gehört zu jenen Gewohnheitsphrasen, deren eigentlichen Gehalt man noch nicht untersucht hat. Sowohl der Wein als auch die Liebe können nicht inspiriren, weil beide im Grunde der Materie angehören. Die Mehrzahl versucht sich im Genusse dieser Dinge, jenem Napoleonischen Satze gemäß: „La plupart des sentiments n'appartiennent, qu'à la tradition, qu'aux préjugés", obgleich sie den Wein sauer, die Liebe langweilig findet. Die Phantasie, Gewohnheit tritt herzu und giebt jenem Geschmack diesen Reiz."

„Also gestehen Sie doch, daß die Liebe einen Reiz hat."

„Einen materiellen für die Jugend, welche der Illusion lebt. Man giebt für Liebe aus, was in den meisten Fällen nur Sinnenreiz ist. Wer noch Illusion hat, der sollte sich gerade vor diesem hüten, denn je mehr er dem Sinnenreiz genügt, desto mehr wird er die Illusion verlieren."

Edmund schien von dem so eben Gehörten überrascht zu sein. Vielleicht mochte er zum ersten Male Jemandem gegenüber stehen, der die menschliche Natur in ihrer Wahrheit und Nacktheit erfaßte. Kurz, der Illusion anheimgefallen, glaubte er die tiefe Kluft, welche sich plötzlich zwischen ihm und Theodor gebildet hatte, nicht besser auszufüllen, als indem er mit einem komischen Accente ausrief: „Aber wenn Sie den Wein und die Liebe auf die Materie zurückführen, wo bleibt dann die Poesie?"

„In der Illusion", entgegnete Theodor mit demselben komischen Accent. „Weder der Wein noch die Liebe machen poetisch, sobald beide genossen sind. Man weiß sich vor dem Genusse, wenn man noch die Illusion besitzt, eben durch diese zur Poesie zu stimmen."

„Allein das Reich der Poesie ist die Illusion," bemerkte Edmund mit besonderer Zufriedenheit.

„Man müßte mit größerem Rechte sagen: „die Illusion ist zum Reiche der Poesie gemacht worden, wodurch eben die ungeheure Verwirrung in den Ideen entstanden ist, wodurch eben die Lüge eine so große Macht erlangt hat. Besser wäre gewesen, man hätte die Poesie vom Anfang an in der Realität gesucht. Regnier, Voltaire, Byron scheinen übrigens dies gefühlt zu haben."

„Ist dies in der That Ihre Meinung?" fragte Edmund, der anfing zu glauben, daß Theodor noch an den Folgen des Frühstücks litt.

„Ich habe die Gewohnheit angenommen, in meinen

Worten der getreue Abdruck meiner Fühl- und Denkweise zu sein", erwiederte Theodor sehr ernst.

In diesem Augenblicke tönten vom Entreezimmer her einige Accorde, welche Edmund vom Stuhle aufschnellten und selbst auf Theodor einigen Eindruck zu machen schienen. Derjenige, welcher die Tasten in Bewegung setzte, mußte vom Höllengeiste besessen sein; denn er machte einen höllischen Spektakel. Edmund folgte Theodor in's andere Zimmer. Hier erhielten sie dann den Schlüssel zu der räthselhaften Musik. Derjenige von den Zechbrüdern, welcher sich auf das Pianoforte geworfen hatte, war vor dasselbe auf einen Stuhl gefallen und setzte, einem lichten Momente in seinem angebrannten Gehirne folgend, nicht nur die Tasten, sondern das ganze Pianoforte in Bewegung. Das Pedal behandelte er mit einer solchen Delikatesse, daß es dieser nicht länger widerstehen konnte. Es brach zusammen. Die capriziösen Passagen, welche er weniger mit seinen Fingern, als mit seinen Armen auf den Tasten herunter und hinauf rutschte, erhielten noch ein erhöhtes Interesse durch die Acclamationen des Beifalls, welche dann und wann von den am Boden liegenden Artistes gebrüllt wurden.

„Welche Inspiration," murmelte Theodor, einen Seitenblick auf Edmund werfend. Dann fuhr er laut fort: „Es thut mir leid, daß ich Sie unter einer Umgebung empfangen muß, die Sie nur unangenehm berühren kann."

„Durchaus nicht," unterbrach Edmund, „das was ich hier sehe, erinnert mich an eine frühere Zeit, in der ich oft gezwungen und nicht gezwungen solchen Scenen beiwohnte.

Man muß nicht zu strenge gegen diese sein, lieber Herr Kayser."

„O gewiß nicht", entgegnete Theodor, „zumal wenn man weiß, daß sie stattfinden, um zu vergessen."

Edmund schien den Sinn der letzten Worte nicht verstanden zu haben und zu gleicher Zeit sich wenig Mühe geben zu wollen, denselben zu entziffern. Er war zu der Ueberzeugung gelangt, daß auch Theodor noch unter dem schweren Alp des Rausches lag, weshalb er auch seinen Besuch abzukürzen suchte. Er verfehlte demnach nicht, seine Uhr herauszuziehen, eine Miene des Erstaunens anzunehmen, daß die Zeit so vorgerückt sei und dann sich zu entschuldigen, daß ein Rendezvous ihn nöthigte schon Abschied zu nehmen. Dies geschah denn auch mit der ihm eigenthümlichen Grazie und Freundlichkeit. Bei der Ausgangsthüre angelangt, wendete er sich noch einmal zu Theodor mit den Worten: „Apropos, Herr Kayser, Sie werden doch die Antritts-Soirée bei Valmy's nicht verfehlen?"

„Wahrscheinlich nicht", entgegnete Theodor und Edmund verschwand. Allein mit sich und seinen Genossen warf er diesen einen Blick zu, in welchem sich Mitleid und Verachtung paarte. Dann in's Nebenzimmer tretend, setzte er sich an einen Secretair und begann mit zufriedener Miene ein Buch durchzublättern, ohne sich vorher nach seinem Freunde Karl umgesehen zu haben.

In diesem Augenblicke bemerke ich, daß meine Feder sehr schwer über's Papier fährt. Wer ist Schuld daran? Kein anderer als mein Freund Theodor Kayser, der sich mit Ge-

walt portraitiren lassen will, erstens, weil kein Champagner mehr da ist, und zweitens, weil gerade die Sonne so schön ins Zimmer scheint und ihn in ein vortheilhaftes Licht stellt. Wenn es denn sein muß — an's Werk. Siehst Du, lieber Leser, dieser junge Mann, den ich Theodor Kayser genannt habe, obgleich ich ihm jeden andern Namen hätte geben können, ist ein eigener Kauz mit einem ungeheuren Kopfe, für den die edle Kaste der Hutmacher eine besondere, wesentlich erweiterte Hutform erfinden mußte und den man auch wohl dem Mirabeau's verglichen hat. In der That, wer die Büste des Letzteren gesehen hat, dieses joviale Gesicht mit der dicken, verbogenen Nase, mit dem Grübchen im Kinn, mit den geschwollnen Wangen, mit der Physiognomie des **bonvivant**, wird sich ungefähr eine Vorstellung machen können von Theodor Kayser, wenn dieser bei Tische ist und guten Wein trinkt. Dann ist Theodor der ganze Mirabeau, aber auch nur dann; am Morgen oder am Abend, wenn er sich in's Bett legen will und vorher sein Zimmer mit großen Schritten mißt, erscheint er als ein ganz anderer. Dann ist sein Blick finster, dann heften sich seine grauen Augen mit Verachtung auf Alles, was ihn umgiebt; dann steigen die Schatten des Todes auf sein Antlitz, dann ist er ein Todter, wie Manche ihn nannten, die ihm auf der Promenade oder im gesellschaftlichen Leben begegneten. Ich halte es jedoch für meine höchste Pflicht, vor einer Verwechselung dieses Todten mit dem Verstorbenen zu warnen. Uebrigens dürfte eine solche kaum zu befürchten sein; denn Jeder wird sich leicht sagen

können, daß jener im Tode lebt, während dieser todt im Leben ist.

Fünf und zwanzig Frühlinge, oder vielmehr fünf und zwanzig Spätherbste hatte Theodor gesehen; denn sein ganzes Leben gehört mehr diesem als jenem an. Schon früh aus dem Familien- in's Menschenleben getrieben und dies mehr aus eigenem, denn fremdem Willen, mußte er auch früh jener Täuschung anheimfallen, die das Leben für Jeden hat, der sich ihm mit Intelligenz und Reflexion hingiebt. Theodor hatte sehr bald in seinem Innern eine Leere empfunden. Im fünfzehnten Jahre glaubte er sie am besten durch die Ausübung einer Kunst ausfüllen zu können. Er widmete sich der Musik mit einem Eifer, mit einer Ergebung, wie man Beides nur im fünfzehnten Jahre haben kann. Obgleich man ihm wenig Anlagen für seine Kunst zuschrieb, so wußte er doch nach einigen Jahren durch seine Kompositionen die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Aber es dauerte nicht lange Zeit, daß Theodor vergebens auf ein leeres Blatt starrte, um es zu beschreiben, vergebens nach Musik in seinem Innern suchte — er hatte keine mehr. — Hatte er im Moment der Resignation eine Musikphrase gefunde, so verschwand diese bald vor dem Lächeln, das er unwillkürlich äußern mußte, indem er sie aufschreiben wollte. Er kam sich lächerlich in der Ausübung seiner Kunst vor. Und warum dies? Weil er die Naivetät der Empfindungen und Ideen verloren hatte, jene Naivetät, die das Wesen aller Kunst ist. Sein junges Leben war nichts als eine Reihe von Fragen gewesen,

deren Beantwortung ihm keinen Trost gab. Ueberall erschien ihm dieselbe Leere, welche in seinem Innern lag. Im zwanzigsten Jahre hatte er von Allem genossen, was das Leben bieten kann, er hatte sich in Alles gestürzt, was nur einen Schein von Leben äußerte, jedoch ohne genügendes Resultat. Wohin er sich auch wandte, nirgends wurde er von den weichen Armen des Seins umfangen, er hatte sich immer in ein Nichtsein gestürzt. Im zwanzigsten Jahre gelangte er zu der Ueberzeugung, daß die Mehrzahl der Menschen in ihrer Fühl- und Denkweise sich selbst täuscht, daß der Mensch anders fühlt und denkt, als er spricht, und daß dieser Konflikt kein absichtlicher, sondern ein durch den Lauf der Zeit natürlicher geworden ist.

Sich selbst einer scharfen Prüfung unterwerfend, wurde er entsetzt über das, was ihm begegnete. Er sah in sich eine gänzliche Theilnahmlosigkeit für alles Bestehende, sich selbst nicht ausgenommen; er empfand nur Eins, das Bedürfniß der Unabhängigkeit, nicht bloß von den Menschen, sondern von einer höheren Macht. Auch ihn hatte die Liebe, die Freundschaft, die Ruhmsucht und wie dergleichen Gefühle sonst noch heißen mögen, überrascht, aber als er gegen sich wahr sein wollte, nachdem er seine Natur in ihrer Nacktheit kennen gelernt hatte, konnte es ihm nicht schwer werden, das Falsche, Unwahre jener Gefühle zu erkennen. Seine zwanzig Jahre hatten ihm keinen Moment der Freude gegeben, er hatte auf diesen gehofft, von nun an hoffte er nicht mehr. Er wußte jetzt, daß der civilisirte Mensch sich vom Thiere nur durch das Bewußtsein seiner Vegetation unterscheidet. —

Oho, lieber Theodor, Sie schießen einen Bock. Daß Sie vegetiren, glaube ich Ihnen auf's Wort, daß Sie's aber wissen, kann wohl nicht sein, indem hierdurch der Begriff der Vegetation aufgehoben würde. — Mit Nichten, höre ich ihn ausrufen, es giebt auch eine geistige Vegetation und zwar die menschliche. — Offen gesagt, er hat nicht so ganz Unrecht, mindestens kenne ich genug Leute, die in ihrem Ideenkreise fortleben, wie das Thier in seinen Organen. Theodor kam nach Paris, einer Stadt, die ihn in seinen Ideen über das Leben nur bestärken, aber auch zugleich ihm Linderung für jene Wunden liefern konnte, welche das Leben ihm geschlagen hatte. Er lernte als berühmter Komponist die bedeutendsten Erscheinungen der literarischen, künstlerischen und socialen Welt kennen und sah, daß Viele unter ihnen das Uebel, an dem er litt, als ein so natürliches, menschliches betrachteten, daß sie es kaum der Mühe werth hielten, davon zu sprechen. Er beobachtete sie genau und fand, daß sie so glücklich erschienen, wie es ihr Naturell nur zulassen konnte. Er forschte nach der Ursache und hörte mit einiger Ueberraschung, daß diese Leidensgefährten Trost und Heil im Essen, Trinken, im Schlaf und in der Arbeit fanden. Das Letztere (die Arbeit) geschah jedoch nur, wenn materielles Bedürfniß sie dazu zwang. Er lernte nach und nach einsehen, daß man dieses Leben durch eine wissenschaftliche Behandlung einigermaßen erträglich machen kann. Er lernte leben. Jedoch vorher wollte er noch einmal den Kampf erneuen. Er trat in Kontakt mit den Menschen, um sie zu ergründen. Er durchfurchte das Pariser Leben nach allen Richtungen hin. Er

erntete, was er gesäet hatte. Sein Ich trat ihm in den verschiedenartigsten Formen entgegen. Was Wunder, daß keine Anziehungskraft möglich war. Er zog sich zurück und beschränkte seinen Umgang auf wenige Personen, deren Individualitäten Interesse erregten. Jetzt, in seinem fünf und zwanzigsten Jahre, war er zwar, wie früher, völlig gleichgültig gegen Alles, was ihn umgab, aber diese Gleichgültigkeit hatte nichts Schmerzliches mehr für ihn. Die Gewohnheit hatte die Leere in ihm bevölkert. — Hinlänglich reich, um der Menschen entbehren zu können, aß und trank er bei Tage, schlief in der Nacht, las dann und wann ein Buch, ohne nach dem Titel und dem Namen des Verfassers zu sehen und schrieb von Zeit zu Zeit einige seiner Ideen auf's Papier, welches er dann in die Ecke warf. Von Musik war schon lange keine Rede mehr bei ihm, die Quelle war völlig versiegt. Nur dann und wann, wenn er dem Pianoforte einige Töne entlockte, überraschte ihn eine Melodie, die aber eben so schnell sich in Nichts verlor, wie sie aus ihm gekommen war.

Obgleich Theodor nur in wenigen Kreisen sich blicken ließ, war er doch außer ihnen höchst vortheilhaft bekannt. Man hatte ihn überall, wo er noch eingetreten war, als einen höchst geistreichen, liebenswürdigen jungen Mann bezeichnet, der, wie die Mehrzahl meinte, an einem geheimen Uebel litt. — Einige schrieben das Finstere, schweigsame Wesen Theodor's in gewissen Momenten einer unglücklichen Liebe zu, Andere meinten, er brüte über großen Gedanken, Alle hatten jedoch für ihn Achtung und Zuvorkommenheit.

Man wußte sich nicht zu erklären, warum Theodor nichts mehr erscheinen ließ; Einige sahen in dieser Apathie ein gefährliches Symptom seiner Gesundheit, Andere hatten eine andere Ansicht, und so kam es, daß, obgleich der Oeffentlichkeit entrückt, Theodor dennoch mehr besprochen wurde, als wenn er eine neue Komposition hätte erscheinen lassen. Daß das Meiste von dem, was über ihn gesagt wurde, in's Blaue hineinlief, wird nicht Wunder nehmen, wenn man weiß, daß er fast nie über sich selbst sprach, sondern stets sein Ich so viel wie möglich fern hielt. Vielleicht mochte er zum ersten Male in der Unterredung mit Edmund sein Schweigen gebrochen haben und da Theodor für Alles, was er unternimmt, seine guten Gründe hat, so ist zu vermuthen, daß er jenen absichtlich aus seinen Himmeln zu reißen suchte. So war es auch. — Edmund war nämlich die Göttin Hymen in der Gestalt des Fräuleins Louise Valmy begegnet, welche indeß Theodor sehr zu begünstigen schien. Eben deshalb war er auch bei dem Letzteren gewesen und eben deshalb hatte Theodor jenen nicht besser zu beruhigen geglaubt, als wenn er gegen ihn einige seiner Ideen äußerte. Unglücklicherweise schrieb Edmund diese den Folgen des Frühstücks zu und so kam es, daß er den Entschluß Theodor's, an der nächsten großen Soirée bei Valmy's Theil zu nehmen, mit einiger Besorgniß aufnahm. In der That, Edmund würde in Theodor einen sehr gefährlichen Nebenbuhler gehabt haben, hätte der Letztere diese Rolle spielen wollen. Theodor war in dem Valmy'schen Hause sehr intim, von dem Chef desselben gern gesehen, von seiner Tochter noch mehr und von dem jungen Karl innig ge-

liebt. Vorzüglich war es das innige Freundschaftsverhältniß, mindestens von einer Seite, zwischen Karl und Theodor, welches diesen an das Valmy'sche Haus fesselte. Karl hatte sich an den finstern Theodor geschmiegt wie eine Blume an die Felswand. Er fühlte sich glücklich, wenn er Theodor glücklich sah. Seine Kunst und sein Freund, das waren die beiden Pole, um die sich sein geistiges Ich drehte. Theodor sah dem Treiben des Jünglings mit einem trüben Lächeln zu, er wußte nur zu gut, daß jene beiden Pole gar bald verschwinden, daß Karl's geistiges Ich sich in kurzer Zeit nur um sich selbst drehen würde. Und in der That, seit einigen Wochen suchte Karl weniger seinen Freund auf und war nur in einigen Momenten so hingebend, als im Anfange ihrer Bekanntschaft. Theodor dachte in diesem Augenblicke darüber nach. Er legte das Buch hin und betrachtete seinen jungen Freund. Dieser war noch immer in derselben Lage auf dem Bette, jedoch leuchteten auf seinem Antlitz die Engel eines innern Glückes. War es ein Traum, der den Jüngling den Namen „Johanna" aussprechen ließ? Theodor hörte es, er wußte nun, warum Karl nicht mehr derselbe gegen ihn war.

Zweites Kapitel.

Heute ist also eine große Abendgesellschaft in dem Valmy'schen Hause, oder noch richtiger eine sogenannte soirée musicale, was ungefähr dasselbe ist, als ein öffentlicher Platz, auf dem die Leute zusammenkommen, um frische Luft zu schöpfen, d. h. sich gegenseitig zu begaffen. Nichts ist lächerlicher als eine öffentliche Promenade, nichts burlesker, als eine soirée musicale. In beiden tritt die Affennatur der Menschen am Stärksten hervor. Nichts ist geeigneter, einen richtigen Begriff vom Menschen und dessen Geschichte zu geben, als ihn in den öffentlichen Zusammenkünften mit Seinesgleichen zu beobachten. Wie oft sind mir in den elysäischen Feldern alle Sünden eingefallen, die meinigen nicht ausgenommen. Wenn ich die Pferde der Banquiers oder diese selbst sah, sie, die das gesegnete Christenthum gerades Weges in's Heidenthum führen, wenn ich Loretten, Staatsmänner, Beamte, mouchards, endlich die Race der Begünstigten des gegenwärtigen Regime in den reichen Karossen dahin rollen sah, Einer nach dem Andern, Glied an Glied, wie eine Kette fetter Hammel, die auf die Weide geführt wird,

wenn ich dann um mich blickte, auf die ehrbaren Fußgänger, die Rentiers von 1200 Francs, die Journalisten, hommes de lettres, mit leerem Magen und weißer Weste, auf die ehrbaren Bürgerstöchter, deren keuscher Blick durch nichts getrübt werden kann, und wenn ich dann noch den Staub in der Kehle und die Sonne auf dem Rücken fühlte; dann fielen mir die ersten Menschen ein und ich dachte: „War's der Mühe werth, in einen Apfel zu beißen, der am Ende sauer ist?" Und dann blickte ich auch wohl seitwärts auf die Kunststückchen, welche die grinsende Armuth in den elysäischen Feldern zum Besten giebt. Vor Allem traf mein Blick immer einen Mann, der weder Beine noch Lenden hatte und der mit seinem Magen gerades Weges die Steine am Boden klopfte. Dieser Mann lachte und machte Bocksprünge, dies Alles für einen lumpigen Sous. Aber seine Capriolen halfen ihm wenig, nur der Plebs schrie und lärmte um ihn herum. Und darüber schien die Sonne und gab dem Ganzen einen sehr komischen Anstrich, daß man darüber weinen möchte.

Wirklich, ich begreife nicht, warum es so wenig Komödien auf den Brettern giebt. Doch nicht, weil so viele in der wirklichen Welt gespielt werden? — Wer von den Dramaturgen über Mangel an Stoff klagt, der sperrt sicher nicht die Augen auf, der schläft; übrigens in den meisten Fällen das Beste, was er thun kann. Wie wär's, wenn diese Herren mit Karl Moor ausriefen: „Dem Manne kann geholfen werden", und sich selbst dem Lustspiel darböten? Jedoch ernsthaft. Man hat mir gesagt, daß das deutsche Lustspiel brach darnieder liegt. Ich hab's kaum glauben wollen. Wie, in

unserer Zeit, wo fast Alles komisch ist, selbst die Philosophie der Fürsten, in unserer Zeit liegt das Lustspiel brach? Jedoch der Deutsche sieht mehr über sich, als vor sich, mehr in den Himmel als auf die Erde. Er träumt, selbst wenn man ihn mit Nadeln stachelt, oder er nimmt dies als bloßen Scherz hin. Glücklicher Deutscher, in der That, du bist komisch? Deshalb will ich Dich auch gleich in eine soirée musicale einführen, von der ich gesagt habe, daß sie ungemein burlesk ist.

Es mag wohl neun ein halb Uhr Abends sein; ob es schon geschlagen hat, ob nicht, das kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen, nur Eins weiß ich, daß sich seit einigen Minuten mehrere Wagen nach dem Place royale dirigiren. Dieser königliche Platz ist seit einer Stunde schon von allen Kindern und Kinderwärterinnen geräumt. Victor Hugo schläft und die Natur athmet wollüstig auf. Und die Pferde wiehern und die Glieder der Valmy'schen Familie rüsten sich, zu empfangen. Aber sie brauchen sich nicht zu übereilen, sie können mit Ruhe ihrem Körper die Stellung geben, welche ein graziöser Empfang erfordet. Denn obgleich die Damen schnell ihrem Wagen zu entschlüpfen und eben so rasch manchmal ihrem Bedienten die Hand zu drücken wissen, so geht's im Garderobezimmer um so langsamer her. Jedoch all' diese Bagatellen können für uns wenig Werth haben, wir wollen den Damen Zeit lassen, den Shawl auf die Schultern zu werfen, an der Taille zu ziehen, den Herren, sich zu überzeugen, ob der Lack auf den Schuhen noch glänzt, ob die Cravatte noch sitzt ꝛc. Wir wollen das Alles in Muße ge-

schehen, die Leute sich hübsch im Salon vereinigen lassen und nach einer Stunde wiederkommen. Wir wollen bei einem Restaurateur eintreten, um unsern Magen zu füllen. „Wie", höre ich ausrufen, „kann dies nicht in der Soirée geschehen?" Leider nicht; denn erstens ist es nicht bon ton etwas zu sich zu nehmen und zweitens giebt es keine Beefsteaks in diesen gesellschaftlichen Zusammenkünften, wohl aber eine Masse Süßigkeiten, lebende wie todte, die mein Magen schon seit langer Zeit nicht mehr vertragen kann. — Das schlechte Beefsteak wäre verzehrt, der noch schlechtere Wein, den man mit Recht ordinair nennt, getrunken — laßt uns eintreten.

Da sitzen sie, die männlichen und weiblichen Kinder der großen Kette, Menschheit genannt, da sitzen sie im trauten Kreise, Männchen und Weibchen, mit lächelndem Munde, mit musterndem Blicke, mit gespitzten Ohren. Letzteres aus mehrfachen Gründen, zuerst, um sich kein Wort von der geheimen und allgemeinen Conversation entgehen zu lassen und dann aus Ehrfurcht vor dem musicale der Soirée. Diese Ehrfurcht hat viel Aehnlichkeit mit jener, der man in den Kirchen begegnet. In der That, der Unterschied zwischen Kirche und Salon ist nicht groß. In beiden wird Komödie gespielt und in beiden macht man Miene, als nehme man das Gaukelspiel für Wahrheit an. Die Kirche (man vergesse nie, daß ich fortwährend von Pariser Zuständen spreche), ist das Rendezvous aller Derer, die ihrem Gotte auf dem Altare der Liebe und zwar einer echten Pariser Liebe opfern wollen. Der Kirchengott ist nichts weiter, als ein Pariser Kind im paletot-sac, ein habitué der bals Chicards, der hinter'm

Pfeiler steht und seiner Göttin einige Küsse zuwirft. Ja, ja, es giebt in unserer Zeit mehr Götter und Göttinnen als im Heidenthume. Doch all' diese Götter lassen sich auf einen einzigen zurückführen, den man seit Jahrtausenden umsonst verleugnen wollte, auf den Gott der Materie. Wohl zu keiner Zeit ist man so religiös gewesen, wie eben jetzt; denn man huldigt jenem Gotte, der in jedem Menschen ruht, man fängt an ihn zu zeigen, man fühlt, man denkt wahrer. Aus diesem Grunde wird man mir im Herzen Recht geben, wenn ich keinen erheblichen Unterschied zwischen dem Kirchen- und Salonleben finde.

In Deutschland sollen die Kirchen wenig besucht sein; kaum glaublich. Soll der Deutsche in religiösen Dingen nicht auch Furcht haben? Im Grunde wäre dies natürlich, sind doch Furcht und Mißtrauen das Wesen aller Civilisation. Den Beweis kann ich auf der Stelle liefern. Z. B. jene Dame dort mit den lebhaften Augen, dem geschnürten Leibe und dem spöttischen Mund hat in diesem Augenblicke das Ansehen, als nehme sie die Salonphrasen des dicken Herrn mit dem Bulldogsgesichte für das Geistreichste, das je dem Munde des großen Feuilletonisten entflossen ist. Laßt Euch nicht täuschen. Sie hat zwei Ohren, von denen das eine dem Kritiker, das andere einem jungen Manne gilt, der eine ältliche Dame überzeugen will, daß sie noch jung ist. Sie findet den Kritiker unausstehlich und hätte Lust, ihn auf seinen dicken Bauch zu klopfen, trotzdem lächelt sie ihm freundlich zu und weiß in Silber zu erwidern, was sie in Kupfer empfangen hat. Seht, wie die Rosenwangen des Dicken er-

glühen, er ist vergnügt, er verbeugt sich graziös, wie zu Zeiten Ludwig's des Sechszehnten und tritt in ein Nebenzimmer, wo er sich mit den beiden Newfoundlandshunden des Herrn Valmy auf den Boden herumwälzt. Der große Feuilletonist spielt mit Allem, was ihm unter die Hände kommt. Er hat für die Hunde dasselbe Interesse, wie für die Frauen, es ist ihm Alles Eins — in der That, es ist ein vernünftiger Mann!

Die Soirée wird lebhafter, man hat sich gegenseitig genug gemustert und geschätzt, man rückt näher, es bilden sich Gruppen. Schon ist die Elite der Pariser Kunstwelt vereinigt; Journalisten, Musiker, Maler, Dramatiker, Romanschriftsteller beiderlei Geschlechts, Alle dem Renommée angehörend, gucken hie und da aus der Masse hervor, theils das Wort führend, theils beobachtend, theils ihren Physiognomieen jenen Ausdruck verleihend, als dächten sie an etwas Gescheidtes, obgleich sie im Grunde an nichts denken. Dann und wann stößt der Blick auf einzelne Paare, die im Hintergrunde oder abgeschieden von den Uebrigen ein erhöhetes Interesse darbieten, sei es durch ihre äußere Erscheinung oder durch den Inhalt ihrer Aeußerungen. Von diesen Paaren ist es vorzüglich Eins, das unsere Aufmerksamkeit herausfordert.

Am äußersten Ende des Saales, nahe einem Erard'schen Flügel, sitzt eine Frau von 40 Jahren, deren Gesichtszüge, vorzüglich der obere Theil derselben, im hohen Grade edel genannt werden müssen. Die hohe Stirn, die ausdrucksvollen Augen, in deren momentaner Ruhe sich die größte Majestät, die höchste Intelligenz spiegelt — dies Alles deutet auf das

Thronen eines Genius in diesem Haupte, so wie die gebleichten Wangen, der welkende Mund, die zarten Furchen, welche sich um diesen ziehen, auf eine erfahrungsreiche Vergangenheit schließen lassen. Ueber dem Wesen dieser Frau liegt ein eigener Zauber ausgebreitet, zu dem wohl weniger ihre phantastische Toilette, als die Lebhaftigkeit beiträgt, welche sie während der Conversation äußert. Diese Frau ist eine Romanschriftstellerin, welche zu altern anfängt, nicht nur im Leben, sondern auch in ihren Büchern. Ihre Romane sind schön geschriebene Bücher, die größtentheils nicht ihr selbst, sondern denen angehören, welche sie umgeben. Nur in Eins hat diese Frau aus sich selbst geschöpft und zwar in dem, was sie als Frau betrifft. Hier hat sie nicht bloß die Oberfläche berührt, hier ist sie tiefer gegangen, vermuthlich, weil sie selbst dabei interessirt ist. Es scheint der Frauennatur nun einmal nicht gegeben zu sein, das Reich des Festgesetzten auch in dem zu durchbrechen, was nicht bloß ihr, sondern der ganzen Menschheit angehört. Deshalb erscheint diese Frau vom Anbeginn ihrer literarischen Laufbahn in den meisten Fällen als der Wiederhall dessen, was in ihrer Umgebung von hervorragenden Geistern ausgesprochen wurde, deshalb ist sie Vermittlerin der Ideen, höchst selten Schöpferin. Würde sie nicht dem weiblichen Geschlechte angehören, so müßten ihre Werke wohl das Größeste aufzeigen, das nach Byron geschrieben werden konnte, so aber wird sie sich, selbst während ihres Lebens, nicht vor der Vergessenheit bewahren können. Arme Frau, es wird eine Zeit kommen, wo man offen aussprechen wird, was man sich längst gestanden hat: „Du bist alt ge-

worden", eine Zeit, wo die Freunde schwinden werden, und mit ihnen das, was Dich stützt und aufrecht erhält, eine Zeit, in der es keine Poesie, keine Illusion, in der es nur ein Nichts giebt, dann wirst Du Dich dessen erinnern, was Du einst schriebst und Du wirst lächeln und bereuen, geschrieben zu haben. Auch wirst Du Dich dann derer erinnern, die Dir nahe standen, die Dich liebten und die Du Einen nach den Andern entließest. Unter Andern jenes jungen Mannes, dem Du so manches verdankst, mehr vielleicht als allen Uebrigen, der Dir seinen Namen lieh, Dich einführte in den zweiten Kreis des Lebens und der eben jetzt vom äußersten Ende des Saales aus seine Blicke auf Dir ruhen läßt. Dann wird Dein Auge nicht strahlen vom Feuer der Begeisterung, wie in diesem Augenblick, wo Du mit einem alten Mann sprichst, der Dir vielleicht Manches sagen mag, was Dich überraschen kann. Das Alter, wenn es mit Intelligenz erreicht ist, täuscht sich so leicht nicht und man ist ihm schon einigen Glauben schuldig, zumal, wenn es sich in so vortheilhaftem Aeußern zeugt, wie in dem des Herrn Valmy, der sich eben jetzt mit der Romanschriftstellerin unterhält.

Herr Valmy ist ein großer, robuster Mann mit greisem Haar und Backenbart, von ungefähr 60 Jahren (der Backenbart ist nicht ganz so alt). Seine blauen Augen athmen Wohlwollen und Liebe, jedoch deutet die Haltung dieses Mannes, wie hauptsächlich die Physiognomie seines Gesichts, auf eine große Willensfestigkeit und Consequenzstrenge des Charakters. Herr Valmy muß ein liebenswürdiger Familienvater sein, vor dem jedoch in manchen Augenblicken seine Angehö-

rigen zittern mögen. Man merkt es, dieser Mann verlangt Gehorsam, wo er ein Recht hat ihn zu verlangen. Auch er hat gehorchen müssen, so zeigt's das Ordensband, das er an seinem Rocke trägt. Er ist nämlich ein Revolutionsmann gewesen, hat geschwärmt für die Freiheit und den — Generalshut und letztern auch richtig nach mehreren Schlachten errungen. Er hat zwei Frauen gehabt, die eine war ein Engel, die andere ein sogenannter Satan. Jene gebar ihm eine Tochter, diese einen Sohn, den wir unter dem Namen Karl bereits kennen gelernt haben. Beide sind todt und, wie es scheint, zum Frommen des alten Herrn; denn er sieht ganz vergnügt aus. Er ist stolz darauf, in seinem Salon Alles zu vereinigen, was Paris in politischer, literarischer und künstlerischer Hinsicht umfaßt. Er fühlt sich durchaus nicht unangenehm berührt, wenn man die Valmy'schen Soiréen unter allen übrigen besonders auszeichnet. In der That, dem Namen Valmy ist in Paris eben so wohl ein Renommée beigegeben, als dem Namen Sue und Consorten, man spricht von der letzten Valmy'schen Soirée wie von dem neuesten Roman oder dem neuesten Drama Alexander Dumas', ja man geht so weit, Valmy, Victor Hugo und dessen System vorzuziehen. So darf es denn also auch nicht Wunder nehmen, daß die Bewohner des Faubourg St. Germain eigens von ihrem Landsitze, den der Sommer mit sich bringt, hereinkommen, um Herrn Valmy aufzusuchen, der das Landleben nun einmal nicht vertragen kann und lieber das ganze Jahr hindurch Soiréen giebt.

Einige Accorde, von geübter Hand auf dem Flügel an-

geschlagen, so wie ein Notenblatt in der Hand einer Dame sind hinreichende Zeichen, daß das neueste Produkt irgend eines Romanzenkomponisten unser Herz und Ohr erfreuen soll. Die Dame ist die liebenswürdige Tochter des liebenswürdigen Herrn Valmy und ihr Begleiter (ohne Calembourg) der liebenswürdige Edmund von Flamen, dessen Leben und Thaten der Leser im ersten Kapitel nachschlagen kann. So viel Liebenswürdiges kann seinen Eindruck nicht verfehlen, zumal, wenn es unter dem Schutze der noch liebenswürdigeren Musik erscheint. In der That, der Eindruck war groß, um so mehr, da man statt einer Romanze die große Arie Isabella's aus dem vierten Akte von Meyerbeer's „Robert" hörte. Während der ersten vier Töne, welche gesungen wurden, war es mäuschenstill, dann sah man sich an, setzte das unterbrochene Gespräch leise fort, wurde hierbei mehr und mehr crescendo, brach jedoch plötzlich ab; denn das zweigestrichene h, welches Fräulein Valmy zum Besten gab, packte dermaßen das Ohrgebäude, daß dieses trotz aller Indifferenz in seinen Fugen wankte und auf manche Gesichter eine Todtenblässe warf, die einige Minuten dauerte, dann einem sehr leisen Lächeln Platz machte und am Ende wieder in eine allgemeine Conversation auslief. Fräulein Valmy hatte geendet, aber nicht so das Bravorufen und Beifallklatschen. Zwar hatte die Mehrzahl nicht zugehört, aber es ging ihr wie einem gewissen deutschen Fürsten, der regelmäßig im Theater sein Schläfchen hält und trotzdem nicht versäumt, seinen königlichen Beifall zu äußern, d. h. wenn er durch den des Publikums geweckt wird.

Es thut mir jetzt leid, sagen zu müssen, daß Fräulein Valmy falsch sang. Sie griff die hohen Töne mit einer solchen gewaltsamen Detonation an, daß selbst dem armen Edmund von Flamen bange wurde. Er wechselte die Farbe und war nahe daran, die Haltung zu verlieren; denn er hatte einen Seitenblick auf seine Sängerin geworfen, deren rollende Augen, geöffneter Mund ein solches Schreckensbild lieferte, daß er schnell auf die schwarzen Punkte sah, die man Noten nennt und die ihm dies Mal weniger häßlich vorkamen. Es blieb ihm nichts Anderes übrig, als die Begleitung zu verstärken und so die unwiderstehliche Gewalt der Stimme seiner Auserwählten etwas zu mildern. Aus diesem Grunde eröffnete er die Batterieen seines Instruments, ließ die linke Hand in Octaven ergehen und mit der rechten die Melodie ebenfalls in Octaven angebend, glang es ihm, den Spektakel besser zu Ende zu führen als er im Anfang geglaubt hatte.

Fräulein Valmy bietet sich dem Leser unter ungünstigen Auspicien dar, aber, da irren menschlich ist, wird man ihr das Falschsingen nicht zu hoch anrechnen. Es ist im Grunde ein angenehmes Mädchen, das füglich sein Alter nicht mehr in Frühlingen angeben kann. Es ist eins jener Mädchen, die der Liebe bedürfen, wie die Rose des Thaues. Zwar ist Fräulein Valmy keine Rose, aber doch eine jener Pflanzen, die weniger durch die Farbe, als den Geruch ansprechen und deren Namen mir im Augenblick nicht einfällt. Fräulein Valmy könnte ein allerliebster Goldlack ohne Farbe genannt werden; denn sie ist sehr blaß, weshalb sie auch ihre Locken **à l'anglaise** trägt. Sie hat in ihrem Gesichte ein Etwas,

das unwiderstehlich wirkt, ein je ne sais quoi, dessen großer Reiz weniger in den dunkeln Augen, als in der schön geformten Nase und dem wollüstigen Munde zu suchen ist. Sie ist nicht schön und nicht häßlich, sie ist manchmal reizend, manchmal unausstehlich, manchmal göttlich, sehr oft menschlich, höchst menschlich. Sie ist häßlich, wenn sie singt oder ißt, übrigens theilt sie hierin das Loos vieler Sterblichen, sie ist interessant, wenn sie spricht und in der Conversation die Reize ihres Geistes entfaltet. Dann ist sie zum Küssen; denn sie hat einen allerliebsten Gast, mephistophelischer Abkunft, einen Geist, den man weder festhalten und untersuchen, noch weniger definiren kann, den ächten Geist, der, wenn man glaubt, ihn zu fassen, die Ueberzeugung hervorruft, daß man nichts hatte. Ich kenne Frauen, die vorzugsweise der Literatur leben, andere, die der Küche und reinen Wäsche Herz und Hand widmen, wiederum andere, die dem strengen Gotte der Häuslichkeit opfern, wiederum andere, welche im vocalen und instrumentalen Tönehacken Meisterinnen sind; aber ich kenne nicht eine einzige, die, wie Fräulein Valmy, in allem Genannten gleich vortrefflich wäre. Zwar hat sie bis jetzt weder gewaschen noch gekocht, zwar erstreckt sich ihre Kenntniß der Literatur nur auf die pucelle d'Orleans von Voltaire und die nouvelle Heloise von Rousseau, zwar hat sie nie Verse gemacht, aber ich bin überzeugt, daß sie diesem Allen mit gleicher Virtuosität, mit gleicher Liebenswürdigkeit genügen würde, wie sie heute Abend den Ansprüchen der Kunst genügt hat. Und doch ist sie keine Gelehrte, keine Berlinerin, die Antigone im Original liest, sie weiß weder,

daß ein Sophokles noch eine Antigone existirt hat, sie weiß kaum, daß ein Berlin existirt und ist dadurch der Verachtung oder des Mitleids aller Berlinerinnen sicher; aber sie weiß etwas, was die Gelehrtheit, wie so mancher Andere nicht weiß, sie weiß sich zu amüsiren. Wenn Fräulein Valmy in vielen Dingen, die ich genannt habe, nicht so ganz Meisterin erscheinen mag, als ich es ihr andichte, so hat sie's doch in der Wissenschaft, sich zu vergnügen, so weit gebracht, wie es in Paris nur möglich ist. Sie hat das schöne Prinzip angenommen, dem Momente zu leben und weiß ihm mit einem solchen Glücke zu genügen, daß man neidisch darüber werden könnte, wäre der Neid nicht gar zu häßlich. Sie ist in den bunten Kreisen, die sich in diesem Augenblick in den Salons des Herrn Valmy gebildet haben, die einzige Person, welche nicht die Langeweile im Innern und das Lächeln auf der Zunge trägt; bald zu Jenem, bald zu Diesem tretend, für Alle gleiche Grazie, gleiche Lebhaftigkeit und gleiche Farbe des Geistes entfaltend, weiß sie auch dem Leblosesten einiges Leben zu entlocken, gleicht sie dem Schmetterlinge, dem jeder Blumenkelch zum Ruhesitze gleich recht zu sein scheint, wenn er auch für einzelne eine besondere Vorliebe hegt. So hat auch der Schmetterling in dieser Soirée eine Blume, die ihn vorzugsweise anzieht, in deren Kelch er gar zu gern schlüpfen möchte, schlösse er sich nicht jedes Mal, wie vom Abendwinde berührt. Diese Blume nennt sich Theodor Kayser, ohne Farbe, ohne Geruch, wie es dem Leser aus dem ersten Kapitel klar geworden sein wird.

Die Frauen haben einen eigenen Geschmack, sie finden

oft an den Männern schön, was wir sehr häßlich finden. Theodor Kayser galt unter diesen als ein bizarrer, langweiliger Mensch, der die Auszeichnungen unbegreiflich machte, welche ihm von den Damen zu Theil wurden. In der That, Theodor wurde überall, auf der Promenade, im Concert, im Theater stark lorgnettirt, und da er dem männlichen Geschlechte angehörte, so versteht sich, daß dies nur von Damen herrühren konnte. Mochte es nun die düstere, traurige Miene oder die natürliche Noblesse sein, welche er in seinen Bewegungen und in seiner Sprache äußerte, genug, Theodor wurde in allen Damenkreisen als eine höchst interessante Erscheinung betrachtet, die sich um so liebenswürdiger darbot, je mehr sie aus den Gränzen ihrer Individualität herauszutreten und den leisesten Argwohn einer Affektation zu nichte zu machen wußte. Theodor trug in früheren Jahren sein etwas fremdartiges Ich überall mit sich herum, aber nur zu gut wissend, wie leicht jedes Fremdartige in der modernen Gesellschaft zum Gegenstande des Gelächters gemacht werden kann, bemühte er sich seit längerer Zeit, in allen Zusammenkünften mit dieser Gesellschaft so viel wie möglich die Aufmerksamkeit von sich abzulenken. So sehen wir ihn denn mit offener Stirn, munterem Auge und geläufiger Zunge an der gemeinschaftlichen oder besondern Conversation Theil nehmen, jeden Zug der Ironie oder des Selbstschmerzes aus seiner Sprache und seinem Gesichte verbannend. Aber so meisterlich er auch seine Rolle spielte, wurde er doch immer mit besondern Augen betrachtet und Theodor gestand sich, daß er für die Gesellschaft, so eng er diese auch sich gezogen hatte,

nun einmal verdorben sei. Deshalb zog er sich auch in ein Nebenzimmer zurück, wo er in stiller Gemeinschaft mit Champagner und Eis dem Treiben von ferne zusah.

Wie es in jeder Soirée Momente giebt, wo man dem Schlafe, der Langeweile nahe ist und wiederum andere, wo man durch irgend eine interessante Erscheinung, sie sei Mann, Weib, Speise oder Trank, aus seiner Apathie geweckt wird, so geschah's auch in den brillanten Kreisen des Herrn Valmy. Mitternacht nahe, nachdem schon die Romanschriftstellerin am Arme eines blassen, in seiner äußern Erscheinung den Tod athmenden Musikers den Saal verlassen hatte, wie mancher Andere mit ihr, nachdem ein Geiger aus Italien und Edmund von Flamen (Italien und Flamen sind die Geburtsstätten großer Künstler) in einem Duo gelangweilt, wollte sagen entzückt hatten und der dicke Feuilletonist weniger die Aufmerksamkeit durch seine kritischen Evolutionen erregte, war eine jener Pausen eingetreten, in welchen es der Beredsamkeit und des despotischen Willens der Wirthin bedarf, um sie abzukürzen. — Die Conversation wurde allgemein, die Gruppen hatten sich in eine einzige concentrirt, die noch groß und inhaltsreich genug war, um den Schlaf aus den Augen zu treiben. Ueberdies fing der Dicke an, sentimental zu werden, was nicht wenig die Lachmuskeln der Anwesenden in Thätigkeit erhielt.

In diesem Augenblick erschien an der Thür ein junger Mann, der sich schnell unter die Gruppe begab und dessen Bewegungen auf den ersten Blick verriethen, daß er nicht gesehen sein wollte. Aber er erreichte nur unvollkommen seinen

Zweck, denn Theodor erhob sich von seinem Platze und leise hinter den neuen Ankömmling tretend, klopfte er diesen mit den Worten auf die Schultern: „Nun Karl, Du hast lange auf Dich warten lassen.“ Karl wandte sich schnell zu seinem Freunde: „Man hat mich demnach erwartet?“ fragte er leise. — „Wenn auch nicht die Uebrigen, doch ich“, entgegnete Theodor, seinen ernsten Blick länger denn gewöhnlich auf das etwas ermattete Auge Karl's heftend. Dieser schien verwirrt zu sein, er blickte nur furchtsam zu Theodor hinauf und fragte dann plötzlich mit weggewandtem Gesichte: „War etwas Besonderes heute hier?“ Theodor hielt noch immer den Blick auf Karl gefesselt, nach einer Pause erwiderte er mit besonderer Betonung: „Nein Karl, hier war nichts Besonderes,“ worauf er den Saal verließ.

Karl blickte träumerisch seinem Freunde nach und war eben im Begriff, ihm zu folgen, als ihm die Worte in's Ohr tönten: „Mein Gott, Monsieur Charles, ich habe Sie ja während des ganzen Abends nicht gesehen?“ — Diese Worte kamen von einer wohlbeleibten Dame, die nicht mehr ganz in der Blüthe ihrer Jahre stand, weshalb sie auch wohl so gut schreien konnte. — Aller Augen richteten sich auf Karl, den dies jedoch wenig zu beunruhigen schien. Einzelne Damen und Herren begrüßend, setzte er sich an den Flügel und begann zu präludiren. Mehr denn eine der anwesenden Damen, die, wie am Schlusse einer jeden Soirée, aus den jungen Schönheiten bestanden, ließ ihren Blick auf dem schönen Jüngling ruhen, der seinerseits auf seine Umgebung durchaus nicht achtete, sondern seiner musikalischen Phantasie in den

capriciösen Figuren einer Improvisation nachhing. Ob Karl, wie so manche Pianisten, während der letzteren an nichts oder ganz Anderes dachte, als das was er spielte, will ich dahingestellt sein lassen; jedoch möchten seine gerötheten Wangen, das strahlende Auge, das Leben, das sein Antlitz bewegte, dem widersprechen. Er mochte wohl schon eine Stunde alle Phasen seiner Phantasie durchlaufen haben, als diese sich nur noch in kurzen abgebrochenen Sätzen äußerte und endlich ganz aufhörte. — Karl fühlte den Schlaf, er erhob sich und sah seinen Vater vor sich, der von allen Anwesenden noch allein im Saale war und der während der Improvisation seines Sohnes dessen theure Züge mit Schmerz, Liebe und väterlichem Stolz betrachtet hatte. Karl wollte sich entfernen, als ihm der General mit sanfter Stimme zurief: „Wo warst Du heute Abend, Karl?“ Dieser schien nicht gehört zu haben. Der General wiederholte die Frage weniger sanft. — „Bei einem kranken Freunde. Gute Nacht, Vater“, lautete die Antwort Karl's, der sich schnell aus dem Saal in sein Zimmer begab. Der General beschloß die heutige Soirée sehr ernst.

Drittes Kapitel.

Es giebt in Paris einen großen Garten, der früher den Königen insbesondere und den königlichen Tafelleckern im Allgemeinen als Promenade diente, jetzt aber vermöge zweier Kindereien, Revolutionen genannt, ein Gemeingut aller anständigen Leute geworden ist. Anständige Leute sind solche, welche keine Blousen und Kappen tragen.

Diese Bemerkung wird den Deutschen nicht neu sein; ich schrieb sie nieder, weil es sich hier um Paris handelt, wo man die Anständigkeit in der Regel unter allen Gestalten anzuerkennen pflegt. Nur dort, wo königlicher Wind weht, scheint man von dieser Regel eine Ausnahme zu machen; denn wie gesagt, jener Garten, der jardin des Tuileries, läßt weder Blousen noch Mützen ein. Ich kannte einen armen Teufel, dessen Genie ihn weder vor dem einen noch dem andern der genannten „unanständigen" Kleidungsstücke bewahren konnte, und der vor dem Gitter, welches den Garten umgiebt, mit jenem Dichterblicke vorüberstreifte, in dem sich Verachtung, Wehmuth, Stolz und der Hunger so traulich die Hand reichen. Er wird wohl im Hospitale sein Schwanengedicht

„à mon âme" schreiben, ohne im jardin des Tuileries gewesen zu sein *). Wer weiß, ob er jemals zurückgekehrt wäre, hätte er diesen Garten ein einziges Mal betreten; denn nur das, was man nicht kennt, hat bekanntlich Reiz und kann Genuß gewähren. Mit diesem Allen soll nun nicht gesagt sein, daß der jardin des Tuileries wenig Reiz in sich hat, sondern nur, daß dieser, wie jeder Reiz, giftig ist, vorzüglich für die Armuth. Da ich für alle Gifte das größte Gegengift, die Indifferenz, besitze, so ergehe ich mich ohne besondern Nachtheil in diesem Garten, der zu gewissen Stunden des Tages der Sammelplatz derer ist, welche ihre bêtes spazieren führen. In der Regel schließe ich mich diesen Spaziergängern an; so auch heute.

Die Mehrzahl der in diesem Augenblicke Versammelten hat wohl schon zu Mittag gegessen und nur einige interessante Figuren, die hie und dort auftauchten, mögen eine Ausnahme bilden. Ich will diese doch etwas näher beleuchten.

Seht dort, von den letzten Strahlen einer untergehenden Sonne beschienen, einen blassen, jungen Mann, mit allen möglichen Bärten versehen, mit abgeschabtem, grünem Rock, die rechte Hand in die rechte Rocktasche gezwängt, die linke sich mit einem weißen Handschuhe der Luft aussetzend. Die schwarzen Beinkleider, die Kravatte von gleicher Farbe,

---

*) Hegesippe Moreau, ein großes dichterisches Talent, führte Hunger und soziales Elend in's Hospital, wo er kurz vor seinem Tode „à mon âme" schrieb, eine der schönsten Poesieen, welche die französische Literatur aufzuweisen hat.

vor allen Dingen aber die weiße Weste — Alles dies in dem Zustande der Antiquitäten — verkünden den homme de lettres ohne Verleger. Er durchläuft die Baumkolonnen mit einem stolzen Blicke, der vorzugsweise auf allen corpulenten Personen ruhen bleibt und jede Magerkeit ängstlich vermeidet, jedoch sollte man fast denken, daß dieser Blick nicht umsonst aktiv ist; denn plötzlich sehen wir ihn an einem jungen Mann, dem Anschein nach Ausländer, hängen bleiben. Unser homme de lettres eilt freudig seinem Bekannten entgegen, drückt ihm die Hand, geht zwei, drei Mal auf und ab mit ihm und zieht ihn dann in eine Baumbalustrade, wo wir ihn mit zitternder Hand fünf Francs empfangen und einstecken sehen. So der homme de lettres.

Dort wo die Meisterwerke französischer Bildhauerkunst ihren Platz gefunden haben, ergehen sich mehrere junge Leute, nachlässig gekleidet, nicht à la Rodolphe mit Absicht, sondern aus dem höchst wichtigen Grunde eines gänzlichen Mangels aller Sorgfalt verkündenden Kleidungsstücke. Diese jungen Leute sind größtentheils blaß, was durchaus nicht Wunder nehmen kann, sind's doch Poeten! Ja, es sind Poeten, die noch nicht zu Mittag gegessen haben und wahrscheinlich auch für heute darauf verzichten. Sie sind theils in Betrachtung versunken von einem Prometheus, der einen eigenen Contrast mit ihnen bildet, theils verfolgen sie mit ihren matten Blicken irgend eine wollüstige Frauenerscheinung, die an ihnen vorüberschlüpft ohne Theilnahme für Poesie und Poeten. Trotzdem wird sie in einem Sonett verherrlicht werden; denn wenn der Dichter zurückgekehrt ist in sein

Dachstübchen, in dem es oft kaum ein Bett, viel weniger einen Stuhl giebt, rafft er die letzten Kräfte zusammen, um sich selbst zu täuschen. Während dessen singt vielleicht sein Nachbar, Schuster, Schneider oder sonst ein Handwerker, ein lustiges Liedchen, Beweis, daß er zu Mittag gegessen hat. Jedoch, laßt uns nicht lange in dem Kreis des Elends verweilen, laßt uns zurückkehren zu jener Frauenguirlande, welche sich von 7 bis 9 Uhr Abends im jardin des Tuileries den Blicken darbietet.

Es wäre nun nichts leichter, als diese Guirlande mit der schöner Rosen, Veilchen ꝛc. in Rapport zu bringen, aber ich glaube, dies würde zu weit führen; denn in ihr figuriren alle möglichen Sorten jener Wesen, welche man animaux raisonnables genannt hat, um so mehr, da hiezu Jeder berechtigt ist, der zwei Sous besitzt. So gering diese Ausgabe ist, so kenne ich dennoch sehr viele Damen, welche sich dieselbe oft versagen müssen. Ja, ich kenne Damen, für die es nur zwei Dinge giebt, denen sie Alles opfern. Diese Dinge sind, den Caprices der Mode huldigen und jeden Tag über zwei Stühle im Tuileriengarten verfügen zu können. Z. B. jenes Wesen dort, das sein Köpfchen auf der linken Hand ruhen läßt und die Vorübergehenden mit einer Art Ironie und bon ton ansieht, gehört zu diesen Damen. Sie ist nach der neuesten Mode gekleidet, sie läßt ihren Fuß, umschlossen von einem leichten Sammetschuh, mit aller möglichen Grazie auf der Lehne des vor ihr stehenden Sessels ruhen, sie trägt Glacéehandschuhe zu 3 Francs und ißt zu Mittag für 6 Sous. Man denke nur nicht gleich, daß diese Damen jener Klasse angehören,

deren Namen ich nicht zu nennen brauche, es sind größtentheils verheirathete Frauen, deren Männer nicht hinreichend vermögend sind, um den weiblichen Moden- und sonstigen Capricen zu genügen und die ihrem Hausstande die Devise gegeben haben: Freiheit und Gleichheit, eine Devise, über die sich Jeder seine eigenen Gedanken machen kann.

Der jardin des Tuileries ist zu jeder Stunde des Tages das Rendezvous gewisser Rentiers von 2 bis 3000 Francs und der Zeitungsleser, in gewissen Momenten auch das allerliebster Kinder und deren Wärterinnen, wie burlesker Soldaten. Diese Letzteren spielen überhaupt eine große Rolle in dem Garten. Obgleich ich für den Soldatenstand etwas empfinde, das dem Hasse ähnlich sieht, weil in ihm das Wesen der Civilisation am stärksten ausgeprägt ist, obgleich mich der Gedanke empört, daß es heutiges Tages Leute giebt, die vorzugsweise das Recht haben, einen Degen an der Seite zu tragen, so empfinde ich doch für den Helden unsers Gartens nichts als Theilnahme, vermuthlich, weil er ohne Waffen ist.

Der französische Tourlourou ist gar zu komisch, man braucht seinen Blick nur eine Minute auf dieser Erscheinung, welche ungefähr einen umgekehrten Kegel vorstellt, ruhen zu lassen, um lachen zu können, was doch gewiß viel werth ist. Dieses letztere ist aber unausbleiblich, so wie der Tourlourou am Nachmittage in seine Funktionen eintritt, d. h. weiß wollene Handschuhe anzieht und einer fetten Bonne gegenüber sentimental wird. Das ist eine wahre Komödie! In der Regel beginnt unser Held damit, sich an dem Gegenstande seiner Liebe zu scheuern (ohne Calembourg). Dieses Mittel

ist sprechend und ersetzt die lebhafteste Conversation. Oder wenn der Tourlouron nichts Weibliches hat, an dem er seine Gefühle auslassen könnte, schreibt er Liebesbriefe, die er bei der ersten besten Gelegenheit fallen läßt. In der That, er ist komisch!

Der jardin des Tuileries ist reich an allen möglichen Elementen und bietet im Verlauf des Tages die verschiedenartigsten Anblicke dar. In diesem Augenblick ist er in die Strahlen einer untergehenden Septembersonne getaucht, die Wipfel der Bäume sind vergoldet und die Menschen sind in Strahlen eingehüllt, welche ihnen ein besseres Ansehen geben, als sie verdienen. Hinten ruht das königliche Schloß, in dessen Fenstern sich die Sonne zum letzten Male, für heute mindestens, spiegelt. Nach und nach ermatten die Strahlen an dem königlichen Hause und die Gasflammen beginnen ihr Tagewerk, so wie auch in letzter Instanz die Sterne und der Mond, der heute in seiner ganzen Majestät am Himmel heraufzuschreiten Miene macht. Jedoch diese Majestät erregt eben so wenig Enthusiasmus unter dem französischen Volke, als die irdische, man läßt sich lieber von den Flammen der elysäischen Felder, als von den himmlischen Mächten erleuchten. Und wohl hat man Recht; denn das Pariser Gaslicht, vorzüglich wenn es in solchen Massen aufzieht, wie in den elysäischen Feldern, kann wohl dem Monde, wie überhaupt allen himmlischen Mächten, ihr Recht streitig machen. Aber je glänzender sich der Weg zeigt, der zum ernsten Triumphbogen der barrière de l'Etoile führt, desto düsterer stehen die hohen Kastanienbäume in dem Garten der Tuilerien.

Hier sind nur spärlich die Gasflammen angebracht, hier herrscht Abends eine fast ländliche Abgeschlossenheit und Stille. Wenn es auch in der großen Allee, welche die Kastaniengruppe durchschneidet und einen köstlichen Blick auf die elysäischen Felder gewährt, hin- und herwogt von Spaziergängern aller Art, so bieten doch die belaubten Gänge der Baumgruppen hinreichend Schutz für die Seelen derer, welche sich in die Einsamkeit tauchen wollen. Hier hört man das zephyrartige Flüstern der Liebe, oder vielmehr dessen, was man für Liebe ausgiebt, hier drückt man sich die Hand und lebt der Erinnernng schöner Stunden, die man mit Andern verbracht hat; hier betrügen sich die Leute gegenseitig auf die liebenswürdigste Art von der Welt.

Auch heute geschieht, was so oft geschehen ist, (das Heute kann am wenigsten eine Ausnahme machen) die Paare schlüpfen an einander vorüber, sich fester zusammenziehend, wenn ein fremdes auftaucht. Mehrere haben sich niedergelassen an einem Baume und scheinen in diesen verkriechen zu wollen; doch dann erscheint wohl ein altes Weib und hält ihre fleischige Hand (die Stuhlvermietherinnen in Paris sind sehr wohlbeleibt) dem Tribut hin, den Jeder entrichten muß, der sich dieses Gartens sitzend erfreuen will. Nichts ist geeigneter, so ein Liebespaar aufzuschrecken, als die Erscheinung dieses Weibes, das mit seinem rothgestreiften Shawl und seiner feisten lächelnden Miene eine Art weiblichen Mephisto vorstellen kann, und dem gegenüber der männliche Begleiter vergebens eine hochfahrende Miene annimmt. In gewissen Dingen, die an sich sehr unschuldig sein können, liebt der

Mann einmal nicht, überrascht zu werden und er ist dann so schwach, so ganz dem Vorurtheil preisgegeben, daß ihn die plötzliche Erscheinung einer Katze zittern machen könnte. Dies bestätigte sich auch heute; denn ein Liebespaar, welches sich unter einen Baum gekauert hatte, wurde dermaßen durch die Erscheinung der Stuhlvermietherin aufgeschreckt, daß der junge Mann aufsprang und mit zitternder Stimme fragte, was sie wolle, worauf er rasch ihrem Wunsche genügte und mit scheinbar nachlässiger Stimme seine Begleiterin zum Gehen aufforderte. Da dieses Paar in meine Erzählung gehört, so kann ich dasselbe nicht ungestört ziehen lassen, sondern muß ihm nach Erzählerpflicht den heutigen Abend widmen.

Es ist ein junger Mann und ein junges Mädchen. Jener ist sehr elegant und geschmackvoll gekleidet, diese trägt einen schönen Hut und ein fast ärmliches Kleid, einen reichen seidenen Shawl und baumwollene Handschuh. Der junge Mann zeigt in seiner Haltung einen gewissen Stolz, den man nicht unbescheiden nennen kann, sondern der im Gegentheil recht noble aussieht, das Mädchen hingegen zeigt, trotzdem, daß sie ihr Köpfchen gerade aus hält und daß sie ihrem Gange eine stolze Gemessenheit zu verleihen sucht, ein linkisches, gedrücktes Wesen, das zwar schön abgerundete Körperformen ahnen läßt, dessen Antlitz aber außer Fleisch und Knochen eben nichts Erhebliches zum Besten giebt. Spirituelles liegt nun eben in ihren Mienen nicht, wohl aber eine gewisse Gutmüthigkeit, die wiederum in gewissen Momenten ihre Reize haben mag. Wer dieses Mädchen sieht, muß sich wohl ge-

stehen, daß es ein gutes, starkes Kind ist, aber er muß auch zugleich wahrnehmen, daß dasselbe bis jetzt aus dem niedern Kreise bloß materieller Arbeit nicht herausgetreten sein kann.

So war das Mädchen, das an der Seite Karl Valmy's, denn dieser steckte in dem jungen Mann, einherging.

Sie hatten den Garten verlassen und befanden sich jetzt auf dem place de la Concorde. Karl ließ in seiner Hand die des Mädchens ruhen; dann und wann glaubte er die Verpflichtung zu haben, sie sanft drücken oder dem Mädchen in's Auge sehen zu müssen. Sie lächelte ihm entgegen und schien in Wahrheit zu empfinden, was Karl sich anzuzwängen suchte. Jedoch selbst wenn das Lächeln des Mädchens, der zärtliche Blick, welchen sie ihrem Begleiter zusandte, nicht aus der Quelle einer wahren und festen Zuneigung floß, so zeigte doch beides den Zustand des Glückes, der Zufriedenheit an, während durch Karl's Manieren der, übrigens sehr natürliche, Dämon der Langeweile durchblickte, ohne daß er sich selbst vielleicht dessen bewußt war; denn Karl befand sich noch in einem Alter, wo man, wenn auch im Innersten ganz anders denkend und fühlend, als die Menge, doch nicht die Kraft besitzt, die Last der Vorurtheile, mit denen Geburt und Zeit uns umspinnen, abzuschütteln. Das Kind spricht dem Vater, überhaupt dem nach, was es hört, und so häufen sich in seinem Innern Gefühle und Ideen, die ganz verschieden von seinem ursprünglichen Ich sind. Befindet es sich dann in einer Lage, in welcher an das angeerbte Gefühl appellirt wird, so tritt das letztere mit dem wahren, ursprünglichen in

Konflikt, wodurch eben für das Individuum ein unbehaglicher Zustand hervorgerufen wird. Nur die gemeinsten Naturen entgehen diesem Konflikte, äußern Harmonie zwischen Erziehung und Ich, eben weil das letztere dem ersteren nichts entgegen zu setzen hat. Es ist daher kein so großes Verdienst für Karl, daß sich auch an ihm dieser Konflikt offenbarte; verdienstlicher, eigenthümlicher wäre gewesen, wenn er denselben erkannt hätte; aber für ihn war noch nicht der Moment gekommen, in sein Inneres hineinzusehen, um sich zu überzeugen, daß er dasselbe mit Täuschungen angefüllt habe. Karl träumte, wie jeder achtzehnjährige Jüngling träumt und mehr wohl, als es in der Regel von jungen Parisern geschieht. Diese erreichen gemeiniglich weit schneller den großen Moment der Enttäuschung, als es Karl vorbehalten zu sein schien. Die Ursache müssen wir in der Erziehung des jungen Mannes suchen. Vom Vater streng überwacht, blieb ihm die Mehrzahl menschlicher Freuden und Genüsse fremd, in einem Alter, wo der Pariser schon in die meisten Mysterien des Lebens eingeweiht ist. Karl hatte bis vor kurzer Zeit dem Wissen und der Kunst gelebt und seine Natur trieb ihn überdies wenig, noch einem Dritten zu leben, wenn nicht seinem Freunde Theodor. Aber die Kunst, die Musik blieb es vor Allem, der er Herz und Hand geweiht hatte, welche ihn durchbebte und ihm die höchsten Genüsse gewährte. Karl war eine echt musikalische Natur, naiv in seinem innersten Wesen, ein werthvoller Menschenschmuck, dessen Vorhandensein in dem frivolen Paris überraschen konnte. Aber das ursprünglich

Naive, das ursprünglich Musikalische in Karl war getrübt worden und zwar durch das, wodurch der Vater glaubte, daß Beides gehoben werden sollte.

Die musikalischen Abendgesellschaften des Herrn Valmy mit ihren verschiedenen unreinen Elementen, in welche sich der Jüngling anfänglich stürzen mußte, die Meister, welche man ihm gab, und welche die demantne Natur Karl's dadurch zu schleifen glaubten, daß sie sie mit den Lumpen der starren Wissenschaft beriebe, das Zusammentreffen mit den musikalischen Celebritäten, welche ihm in ihrer ganzen Nichtigkeit entgegentraten, dies Alles mußte die reiche Quelle im Busen des Jünglings mehr verschütten, als befruchten und die Bedeutung des Freundschaftsbandes zwischen Theodor und ihm würde sich bei Weitem höher herausgestellt haben, wäre dasselbe nicht zu einer Zeit geschlossen worden, wo die Sinnenorgane Karl's anfingen, mehr und mehr ihren geistigen Nebel zu verlieren und mit gebietender Stimme ihre Rechte geltend zu machen. Zum Unglück für ihn hörte er dieser Stimme in den einsamen Stunden mit Zittern und Zagen zu und ließ sie nie laut werden, wenn sich hierzu Gelegenheit bot, vorzüglich gegen seinen Freund Theodor. Dieser war ihm viel zu ernst, als daß er an seinem Busen die Träume seines Innern aushauchen konnte. Karl war zu jung, um den tiefen Charakter seines Freundes zu erfassen; das, was er für diesen empfand, war ein Gemisch von Verehrung, Bewunderung, Scheu und wirklicher Zuneigung. Theodor war für ihn eine mysteriöse Erscheinung, die ihn unwiderstehlich anzog und die ihn zugleich abstieß. Waren die beiden Freunde zusammen,

so konnten sie das Bild eines Bruderpaares darbieten, das sich innig liebt, war Karl allein, so schmollte er mit sich, dem älteren Bruder so jung gegenüber zu stehen. Dieses letztere war es auch wohl hauptsächlich, was ihn bewog, die Phantasie seiner Sinne sorgfältig im Busen zu verschließen, sie zu schmücken und sich an ihren Reizen zu sättigen. So lange man auf diese Weise seinen Hunger stillt, ist ein Ueberdruß an der Speise so leicht nicht zu befürchten, im Gegentheil, dieser Ueberdruß tritt nie ein, sondern lös't sich in eine Abspannung auf, gleichsam in einen Schlaf, aus dem das Traumbild nur in schärferer Gestalt hervortritt, bis es nach und nach Fleisch und Knochen erhält, wo es dann seinem Ende entgegengeht.

Auch für Karl stellte sich derselbe Prozeß heraus. Seine Phantasie hatte sich eine schöne Frauengestalt, hineingehaucht in die bedeutendsten Verhältnisse des Lebens, erkoren; die Wirklichkeit warf ihm eine Arbeiterin in den Weg und er nahm den Fund freudiger auf, als man seinem Traumbilde nach vermuthen konnte. Er fand in dem gewöhnlichen, fast trivialen Mädchen einen eben so reichen Gegenstand für das, was er seine Liebe nannte, als in der schönsten weiblichen Erscheinung, die er nur jemals vor seine Phantasie gezaubert hatte. Wo andere nichts als einen Fleischklumpen gesehen haben würden, erblickte er durchgeistigte Materie, und Alles das ist sehr verzeihlich, denn der Jüngling verwechselt der weiblichen Erscheinung gegenüber nun einmal Fleisch mit Geist.

Karl mußte sich, wie allen poetischen Naturen, der Genuß in den Weg stellen, um danach zu haschen. So geschah's

denn auch mit dem Mädchen. Die Procedur war die gewöhnliche. Johanna arbeitete nahe dem Tuilerien-Garten; hier war es denn auch, wo sich die jungen Leute trafen, wo sie sich unter den Kastanienbäumen des Gartens ergingen und dann den elysäischen Feldern zuschlenderten, um dort in dem **cabinet particulier** eines Restaurateurs sich ungestört der Liebe zu überlassen. So geschah's auch heute Abend. Das Liebespaar hatte den Concorde-Platz überschritten, ohne natürlich dessen Geschichte zu gedenken. Wir wollen desgleichen thun; denn nichts ist wohlfeiler und zugleich widerwärtiger, als über einen geschichtlichen Ort in Phrasen auszubrechen, die anscheinend der Phantasie angehören und doch nur Verstandesarbeit sind.

Die jungen Leute wanderten langsam weiter und wollten eben in die große Allee der elysäischen Felder eintreten, als an ihnen ein Mann vorüberging, der unwillkürlich den Arm Karl's zittern machte. Johanna fühlte die Bewegung und sah erstaunt zu ihrem Freunde hinauf, ohne sich dessen plötzliche Blässe und nachdenkendes Wesen erklären zu können. Jedoch ihr Erstaunen wuchs, als Karl heftig ihre Hand drückte, die Schritte verdoppelte und hastig das stockende Gespräch fortsetzte. Johanna mußte bald wieder lachen und hüpfte vergnügt am Arm ihres Freundes in die Restauration hinein.

Mit eben so stolzer Miene führte Karl Johanna aus der Restauration heraus, als er sie in dieselbe geleitet hatte. Der Heimweg bot jedoch mit dem Hinwege wenig Aehnlichkeit dar; denn Karl suchte vergebens nach einem fesselnden Ge-

sprächsthema und überließ sich willenlos den Neckereien und Betheuerungen Johanna's. Diese drückte noch einen Kuß auf die Lippen ihres Freundes, als sie vor dem Hause ihres Patrons angelangt war, fragte nach einem neuen Rendezvous, das ihr bewilligt wurde, und ließ ihren Geliebten dann allein. Dieser wollte eben seine Wohnung aufsuchen, als er auf einen Mann stieß, der gesenkten Hauptes einherging und sich wenig um seine Umgebung zu kümmern schien. „Karl" — „Theodor"— ertönte es von beiden Seiten und die Freunde reichten sich die Hand. Schweigend gingen sie einige Minuten neben einander, dann sagte Theodor plötzlich: „Laß uns die Quais zum Rückzuge nehmen; der Abend ist schön und der Weg noch schöner." Karl erwiderte damit, daß er seinen Arm in den seines Freundes schlang. Das Schweigen dauerte fort. Bei den Quais angelangt, führte Theodor seinen Freund auf eine der Brücken, welche die beiden Ufer der Seine verbinden. — „Aber dies ist nicht unser Weg," bemerkte Karl. „Ich weiß", entgegnete Theodor, „ich wollte nur eines Anblicks genießen, der zu schön ist, vorzüglich bei der Abendbeleuchtung, als daß man nicht gern einige Schritte mehr thäte. Sieh, ist das nicht schön?" Bei diesen Worten zeigte Theodor auf ein Meer von hellen und dunklen Lichtern, welche in einiger Entfernung aus den schwarzen Steinmassen der Cité herausschimmerten. Und so bunt durcheinander geworfen diese Lichter auch im ersten Augenblick erschienen, so entdeckte man in ihnen doch bald eine Symmetrie, die sich dem Ganzen wiederum harmonisch anschloß. Wäre ich Dichter, würde ich auf diesem Fleck Erde tausend abenteuerliche Gestalten er-

blicken, zumal da das wunderliche Gerippe der Notredame-kirche aus demselben hervorragt, aber da ich's nicht bin, begnüge ich mich damit, jenen Punkt mysteriös zu nennen. In der That ist diese Benennug wohl die richtige, denn hier ging und geht noch jetzt allerlei Mysteriöses vor. Auch Karl mochte dies fühlen, denn er murmelte vor sich hin: „Wunderbar — und ich kannte dies noch nicht!"

Theodor schien Karl's Aeußerung nicht gehört zu haben, er starrte — in's Wasser hinein, das die an den Quais angebrachten Gasflammen wiederstrahlte. Plötzlich richtete er sich auf und blickte seinem Freunde in's Auge, das momentan mehr Erstaunen über die Erscheinung Theodor's, als über die der Cité offenbarte. — „Laßt uns weiter gehen", sprach der letztere.

Nachdem Beide diesem Wunsche gefolgt und einige Augenblicke fortgewandert waren, begann Theodor von neuem: „Du kanntest diesen Punkt von Paris noch nicht?" — Auf die Verneinung Karl's fuhr er fort: „Dann ist es mir um so lieber, daß ich heute Abend meinem Wunsche gefolgt bin. Ich habe diese Aussicht sehr gern; sie ist eine der schönsten in ganz Paris."

„Ich kenne meine Vaterstadt noch so wenig", erwiderte Karl schüchtern.

Theodor schwieg einen Augenblick, dann hob er wieder an: „Mir ging es, wie Dir, als ich noch sehr jung war. Ich kannte nichts von dem, was mich in Steinen und Menschen umgab. Ich lebte in den Büchern und in der Musik, auch wohl in mir selber. Das ist die schönste Zeit im

Leben; denn Bücher und Musik ziehen einen schwarzen Flor vor dem tiefen Blutschlamm, den man Leben nennt. Freilich sollte es mit jenen anders sein, freilich sollten die Bücher eben den wunden Fleck zeigen, damit dessen Erscheinung die Macht einer Ueberraschung verliere; aber da es nun einmal die Bestimmung des civilisirten Menschen zu sein scheint, allem Nackten und dennoch Wahren so lange wie möglich zu entfliehen, so läßt sich der Inhalt unserer Bücher wohl erklären. Ja, das ist die schönste Zeit im Leben, wo wir ein Buch lesen, eine Musik hören und in beiden Fällen die Kürze bedauern können. Monumente, Menschen kümmern uns dann wenig, wir sehen dies Alles, aber denken zugleich an die letzte oder gegenwärtige Lektüre, oder summen eine Melodie, die wir erfunden oder kürzlich gehört haben. Selbst die nächsten Verwandten, Vater und Mutter, sind in den Hintergrund gedrängt und treten in unsern Gefühls- und Gedankenkreis gerade so, wie wir zu gewissen Zeiten den Hunger stillen oder den Durst löschen. O Freund, halte diesen Punkt fest; was liegt Dir daran, ob Du Paris kennst oder nicht, kenne vor allen Dingen die Musik, lebe in ihr und durch sie, grabe Dich ganz hinein in das faltige Gewand jener Göttin, wie man sie nennt. Sie ersetze Dir Alles, selbst Bücher; denn diese können nur für den Interesse haben, den die Natur schon bei der Geburt die Dissonanz in die Seele legte; in Deinem Innern ruht noch Harmonie, d'rum darf Dein Herz nur für Musik schlagen; Du siehst im Baume noch mehr als Baum, im Blatt noch mehr als Blatt; Du wirst noch überrascht, wie mir eben auf der Brücke klar geworden ist: d'rum beschwöre

ich Dich, lebe in der Musik und durch sie. Dann wirst Du von selbst an den Schärfen und Spitzen der socialen Gesetze vorüber gleiten, ohne Dir wehe zu thun, denn die reine Ausübung der Musik verlangt eben ein gänzliches Zurückziehen in sich selbst, oder, was gleichbedeutend ist, Keuschheit."

Karl durchzuckte es fieberhaft und zugleich stieg ihm die Gluth in die Wangen. Theodor schien beides nicht zu bemerken, ernst fuhr er fort: „Alles Große in der Musik hat diese Quelle der Keuschheit, die bei dem Einen sich zur Naivetät, bei dem Andern mehr zur Sauvagerie gestaltet. Haydn, Mozart gehören jener, Beethoven dieser und Schubert wohl allen beiden an. Je ursprünglicher die menschliche Natur, desto musikalischer ist sie. Sieh', der Musiker muß dem Kinde gleichen, das mit seinen treuen Augen überall Wunder erblickt, das von einer Blume zur andern, von einem Gegenstande zum andern läuft und Alles mit jener den Kindern eigenen Scheu betrachtet und doch immer mit besonderer Vorliebe zu seinem Spielzeuge zurückkehrt. Ist diese Kindlichkeit nicht in ihm vorhanden, so hört er auf, der Musik, dem Harmonieleben anzugehören, die Dissonanz zwischen ihm, Gott und Universum wird er dann gar bald herausfühlen. O wohl dem Menschen, der in jener Art der Musik lebt, er ist der allein Glückliche auf Erden. Wohl Dir, Karl; denn Du bist ja einer jener Wenigen, deren Seele in freudiger Rührung erzittert ob dessen, was diese Welt bietet; Dich erfüllt ja auch jene Ursprünglichkeit des Gefühls, die aus dem Leben eine Wohlthat machen kann, Du —"

„Halt ein", flehte ihm Karl plötzlich entgegen, indem er

seinen Arm verließ, „hör' auf, wenn Du nicht willst, daß ich der Vernichtung unterliegen soll. O Theodor, vielleicht habe ich schweres Unrecht gethan, Dir zu verhehlen, was in mir vorgeht. Warum folgte ich nicht jener Stimme in mir, die Dich mir als meinen schützenden Engel schilderte, warum hörte ich auf Jene, die mir in Dir den bösen Dämon wies, der mit kaltem Lächeln auf die Freuden dieser Erde blickt. Dann sagte ich mir wieder: er, der den Menschen durchschaut und auf dessen Antlitz die geheimsten Gedanken heraufzaubert, sollte der nicht wissen, was mich bewegt. O gewiß, Du wußtest, Du weißt es. — Du hast mich wohl gesehen heut' Abend, als Du mir am Arme vorbeistreiftest; sag', nicht wahr?"

Die Freunde standen in diesem Augenblicke nahe einem Gasbecken, dessen Flammen sich auf ihren Physiognomieen ergoß. Tiefes Schweigen ruhte auf den Gesichtszügen Theodor's und sein Auge schaute mit Melancholie in das des Freundes. Dann reichte er diesem den Arm und Beide setzten ihren Weg fort. Lange schritten sie nebeneinander her, ohne daß Karl's Wunsch, dieses für ihn peinvolle Schweigen unterbrochen zu sehen, erfüllt wurde. Nach und nach lüftete sich die Masse der Straßengänger, die Quais, vom Vollmonde beleuchtet, nahmen mehr und mehr den Charakter der Mitternacht an. Nur dann und wann noch begegneten sie einem heimkehrenden Bürger, dessen schnelles Gehen andeutete, daß er sich verspätet habe, oder auch einem Blousenmanne mit verdächtiger Miene, oder auch einem am Boden liegenden Kinde, das mit erkünsteltem Stöhnen um Almosen flehte.

Eben wollten sie in eine Straße biegen, die dem Faubourg St. Antoine, dem Revolutionsquartier, zuführt, als ihnen eine geputzte Dame entgegentrat. Karl verdoppelte unwillkürlich die Schritte.

„Weißt Du, was diese Dame wollte", begann Theodor plötzlich, auf den Jüngling einen jener Blicke werfend, vor dem jener die Augen senkte. „Ich will es Dir sagen", fuhr er fort, „denn es möchte jetzt an der Zeit sein, Dich mit der Gesellschaft bekannt zu machen. Doch nein, vorerst enthülle mir Dein Inneres, Karl, sage mir, was Dich denn so stürmisch bewegt."

„Theodor, ich weiß, warum Du so frägst, ja ich weiß auch, daß Dir die Antworten auf Deine Fragen schon bekannt sind. Dennoch will ich Dir genügen, denn ich habe Dir schon lange genug widerstanden. Man hat mir oft gesagt, daß gewisse Menschen durch ihren Blick bezaubern können. Als ich Dich zum ersten Male sah, dachte ich an diese Sage. Als Du in unsern Saal tratst, fielen mir — doch du wirst lachen oder vielleicht gar an meiner Aufrichtigkeit zweifeln."

„Könnte ich Dich einer Lüge dieser Art fähig halten, würde Dein Arm nicht in dem meinigen ruhen, würde ich Dich überhaupt nicht gekannt haben, darum fahre nur fort," erwiderte Theodor ernst.

„Ja, als Du in unsern Saal eintratest, mit dem schwarzen, bis an's Kinn geschlossenen Rock, mit den zauberischen Augen und dem ironischen Lächeln, fielen mir — die Geschichtchen vom verkleideten Teufel ein. Lache nur, ich habe auch oft darüber gelacht, das hindert aber nicht, daß ich

jenen Gedanken in der That hegte. Sieh, Du sahst durchaus nicht einem Franzosen ähnlich, noch weniger einem Engländer oder Spanier, und doch warst Du wieder ganz anders als sonstige Deutsche, die ich wohl gesehen hatte. Dazu kam noch, daß Alle Dir Seitenblicke zuwarfen und Einer den Andern fragte, wer das sei? Als man mir Deinen Namen sagte, wunderte ich mich, daß mir derselbe unbekannt war. Ich konnte nicht umhin, Dir überall mit den Augen zu folgen, nur wenn Dein Blick zufällig auf mich traf, mußte ich den meinen senken und ich wurde unwillig, daß mir jedes Mal das Blut in die Wangen stieg. Dann tratst Du zu mir und sprachst über Musik, so daß gar bald mein Unwille schwand. So übtest Du schon bei unserm ersten Zusammentreffen eine unwiderstehliche Gewalt über mich aus. Diese steigerte sich, je näher ich Dir stand. Im Anfang fühlte ich mich in Deinem Umgang glücklich, doch bald, als ich Dich leiden sah, ohne mir sagen zu können, was dieses Leid bewirkte, war's mir unheimlich in Deiner Nähe, ich fühlte mich bewegt, ich litt mit Dir. Dennoch wußtest Du oft durch ein Wort, durch einen Händedruck mir eine schöne Stimmung zu bereiten, die aber nur zu bald verschwand, wenn ich allein war und mich in allerlei Sinnen über Dich und Dein Wesen verlor. Bald erschienst Du mir als bewunderungswürdiges Beispiel, bald als ein — warnendes. Bewunderungswürdig in Deinen schönen Stunden, wenn Dein Auge Milde strahlte und Deine Worte Wohllaut athmeten, warnend — sieh, wenn ich Dich leiden sah, wenn ich an dem Zucken Deiner

Lippen den heftigen Kampf in Deinem Innern wahrnahm, dann summte mir in meinen Ohren jener Vers, den Du mich gelehrt hast:

„O wunderschön ist Gottes Erde,
Und werth darauf vergnügt zu sein!“

und eben weil ich dieser Worte gedachte, glaubte ich Dem eigene Schuld beimessen zu dürfen, der jene nicht auf sich selbst anwenden konnte. Ich bildete mir meine eigene Philosophie aus, gestützt auf Gott und seine Welt. Und je mehr ich hierüber nachdachte, desto weiter wurde die Kluft zwischen mir und Dir. Mögen es kindische Träume, Phantasiebilder gewesen sein, genug, mir war's in jenen Momenten unheimlich bei Dir und wenn ich allein war, sehnte ich mich nach einem Wesen, das mit mir gleich fühlte und dachte. Aber überall, wohin ich mich wandte, begegnete mir ganz Anderes, als ich wünschte, so daß Du mir auch als der Einzige erschienst, dem ich momentan mein Inneres ganz erschließen konnte, ohne von der fröstelnden Miene der Gleichgültigkeit oder des Hochmuths zurückgescheucht zu sein. Da erwachte in mir ein Gefühl, das bis dahin wohl nur geschlummert hatte. That ich Unrecht, ihm da zu genügen, wo ich ein Wesen fand, das in seiner Naivetät mir zugleich den heiß ersehnten Wunsch, einen Freund zu haben, zu erfüllen schien.“

„Schien, Karl?“ warf Theodor ein.

Karl stockte, dann fuhr er fort: „Mag's auch keine Freundschaft sein, die ich für das Mädchen fühle, so ist es etwas Anderes, was jenem Gefühle gleichkommt, denn würde

Johanna sonst meine einzige Beschäftigung sein, würde sie sonst immer vor meiner Seele schweben und mich fesseln?"

„Fesselt sie Dich auch, wenn Du mit ihr bist, oder hat sie nur dann diesen Reiz, wenn Du sie nicht am Arme hast?" fragte Theodor ernst.

„Du hast mir einst gesagt", erwiderte Karl kleinlaut, „daß nur die Erwartung und die Erinnerung einigen Reiz gewähren können. Wenn dem so ist, so darf ich auch wohl im Beisammensein mit Johanna nicht denselben Genuß erwarten, den ich empfinde, wenn ich sie sehen soll, oder wenn ich mich meiner letzten Zusammenkunft mit ihr erinnere. O gewiß, Theodor, dieses Mädchen giebt mir schöne Stunden. Wie namenlos war mein Entzücken, als ich zuerst an ihrer Seite einherging und sie kaum zu berühren wagte. Welch sonderbar beseligendes Gefühl durchzitterte mich, als ich zuerst ihre Hand in der meinen fühlte, oder als ich sie zum ersten Male küßte. O gewiß, das war Liebe, dieses innige Behagen, das ich noch empfinde, wenn ich mir ihre Züge, vor Allem ihr liebevolles Auge vergegenwärtige; das kann nichts Anderes als Liebe sein. Du sagst mir nichts, Theodor?"

„Hast Du kürzlich Neues komponirt?" fragte dieser.

„Nein", antwortete Karl etwas leise.

„Aber Du hast doch viel gearbeitet", fragte jener fort; „denn wenn ich mich recht erinnere, so sagtest Du mir vor einigen Monaten: „nun, da sich Dir die Mysterien der Harmonie mehr und mehr aufhellten, schöpftest Du mit um so größerer Begierde aus ihrem Born?"

„Seit einigen Monden, seit ich sie kennen gelernt habe, hat sich mir ein ganz anderes Leben aufgeschlossen, mir bis dahin unbekannte Empfindungen und Ideen durchkreuzen mein Inneres. Jene fließen in so reichlicher Fülle hervor, wenn ich sie zur Musik in Beziehung bringe, daß ich wirklich nicht weiß, welche von ihnen ich zuerst wählen soll, um sie zu einer Komposition zu benutzen. Dann drängen sie sich auch dergestalt auf einander, daß ich kaum eine festhalten kann. Ich finde, daß ich jetzt weit lieber am Piano improvisire, als meine Gedanken auf's Papier werfe. Ueberhaupt erscheint mir seit einiger Zeit gar Manches als lästig, das ich früher mit besonderer Lust pflegte. So könnte ich jetzt keine Frage schreiben."

„So?" versetzte Theodor lächelnd. „Und dies Alles erst, seitdem Du sie kennen gelernt hast? Sieh, die erste Folge Deiner Liebe ist — Trägheit."

Karl überrieselte es kalt und unwillkürlich lüftete er etwas seinen Arm.

„Karl, Du hast einen großen Schritt vorwärts in's Leben gethan", begann Theodor mit einer fast feierlichen Stimme, „und weshalb? um einer Täuschung willen; denn was Du für Liebe nimmst, ist nichts als Sinnenreiz. Du wirst gar bald wissen, warum? Du würdest Dir's schon jetzt sagen können, wenn Du zu jenen Naturen gehörtest, die schon früh anfangen, in sich hinabzusteigen und die geheimsten Falten ihrer Seele zu untersuchen. Denn Liebe, glaub' es mir, ist nichts als die Enthüllung des Naturtriebes, als die Mahnung, welche letzterer an Jeden stellt, dessen Sinne mann-

bar werden. Und dennoch betrachtet jeder Jüngling, wie auch Du, dieses Natürliche, Gesetzliche, wie ein Außergewöhnliches, ein Meteor, über das er das Nothwendige, Nützliche vergißt und vernachlässigt. Das ist ein Uebel. Die Schuld trifft nicht den Jüngling, nicht die Natur, wohl aber die Civilisation, die Gesellschaft. Wäre man nicht übereingekommen, Alles, was des Menschen eigentliche Natur betrifft, in einen Nebel zu hüllen, so würden sich die Kräfte des Menschen zu seinem wahren Heile entwickeln, so würden wir vielleicht mehr glückliche Menschen haben. Ich weiß es wohl, Du zweifelst an der Wahrheit meiner Worte, deshalb muß es Dir auch überlassen bleiben, wohin Dich Deine Liebe führen soll."

Theodor schwieg, Karl ging mit gesenktem Kopfe neben ihm her.

„O Karl", fing jener plötzlich von Neuem an, „wenn Du irgend etwas für mich fühlst, so laß Dir meine Worte zu Herzen gehen. Gieb dieses Verhältniß mit dem Mädchen auf. Du siehst mich staunend an? Hast Du denn nicht an die rein materiellen Folgen gedacht, welche dieses Bündniß haben kann? Hast Du daran gedacht, daß Du für ewig an dieses Wesen gefesselt sein kannst, daß Du, auferzogen in dem Cultus des Rechtsgefühls, dieses Mädchen nicht verlassen wirst, wenn sie die Gesetze der Gesellschaft verletzt, indem sie ohne Bewilligung der letzteren Dir ein Kind gebärt. Wir sind in Frankreich, ich weiß es, in jenem Lande, dessen Gesetze in dieser Hinsicht dem Mann den außerordentlichsten Schutz gewähren, aber diese Gesetze, werden sie auch für Dich gelten?

Würdest Du nicht eben Derjenige sein, der in ihnen eine Brutalität wahrnähme, den es vielleicht gar empörte, daß man nicht gesetzlich verpflichtet sei, sich an ein Wesen zu ketten, dem man Beweise seiner Liebe, wie Du meinst, gegeben hätte? Würdest Du nicht eben der sein, der selbst den Konflikt mit dem Vater, dessen Strenge und dessen Unglück nicht scheuen würde, um zu behaupten, was er als Recht erkannt hat? Aber wie, wenn diese Erkenntniß sich änderte, eben dann, wenn es zu spät wäre; denn, glaube mir, jeder wahre Mensch modelt seine Empfindungen und Gedanken mit jedem neuen Schritte, den er in's Leben thut. Jetzt wirst Du's vielleicht als das höchste Glück betrachten, für immer an das Mädchen gefesselt zu sein; Du wirst dies um so mehr, weil Du diesen Zustand noch nicht kennst, weil Du in der That noch nicht für immer an sie gekettet bist. Jetzt gaukelt wohl Deine Phantasie Dir das eheliche Leben in den schönsten, lockendsten Farben vor; o laß Dich nicht durch diese blenden, denn sie würden sich gar bald verwischen, wie die des Schmetterlings, wenn man sie berührt. Die Ehe und ihr Gesetz, zu gebären und zu erziehen, gewährt keine Lust, sondern ist die schwerste Last, welche einem Manne auferlegt ist, eine Last, unter der alle Die erliegen, welche Dir gleichen. Das wirst Du einst erkennen, wenn Du diesem *nothwendigen Uebel* anheimfällst. Gebe Gott, daß es so spät wie möglich geschehe. Ja, Karl, folge mir; wenn ich Dir als ein warnendes Beispiel erschien, so bedenke, daß ich dies nur vermochte, indem ich alle Phasen der Gesellschaft durchschritt, etwas, vor dem ich Dich eben jetzt warne. Noch ein-

mal, höre auf mich. Wirf der Natur vor, was sie verlangt, wirf's ihr hin, nicht als ein sklavischer Diener, sondern als ein Mensch in der heiligsten Bedeutung des Wortes, der ihr nur mit Widerwillen gehorcht. Die Gesellschaft hat ja Institutionen, in welchen den Naturkräften auf diese Art genügt werden kann, und wahrlich, es sind nicht die schlechtesten. Arbeite, Karl, denn nur die Arbeit kann einigermaßen vergessen machen, hüte Dich vor den verpesteten Ausdünstungen der menschlichen Gesellschaft, suche, wenn's noch irgend möglich ist, die Kunst an Deiner Seele aufzuerziehen, und einst, wenn wir unserer gegenseitig nicht mehr gedenken, werden die Engel der Heiterkeit und Zufriedenheit Dich umschweben, wirst Du jene Ruhe empfinden, die nur dem wahren Künstler auf dieser Erde zu Theil wird."

Die Freunde waren vor Theodor's Wohnung angelangt. Dieser wünschte Karl ein herzliches, fast mit Rührung ausgesprochenes „Lebe wohl!" während Karl nachdenkend ebenfalls seiner Wohnung zuschritt, die ihn in einigen Minuten aufgenommen hatte.

Viertes Kapitel.

Hui, wie die Fiaker, Milords und wie die Pariser Wagen sonst noch heißen mögen, durch die Straßen jagen, als gälte es einem Wettkampf. Die Boulevarts des Italiens sind besonders stark belebt und ungewöhnlich stark erleuchtet. Statt daß sonst gegen Mitternacht die Menge sich von diesem boulevart verliert, scheint sie heute nur zuzunehmen und sich zu verdichten. Aus der Rue Lepelletier leuchtet es heraus, als wäre eine Feuersbrunst darin; jedoch aus den am Eingang der Straße angebrachten Transparenten muß man auf etwas anderes schließen. In der passage de l'opera herrscht dreifaches Leben. Alle Boutiquen sind offen und die Verkäuferinnen erscheinen noch einmal so geputzt, so freundlich und liebenswürdig. Nur die im Hintergrunde halb schlafende Ladeninhaberin läßt vermuthen, daß es Nacht ist. Die Handschuh- und Dominosverkäuferinnen haben besonders vollauf zu thun, denn es ist heute Ball, Maskenball in der großen Oper. Wenn ihr's noch nicht wißt, so hört nur den nie endenden Refrain der Stiefelputzer, die, bloß mit einem kleinen Talglicht, einem Fußschemel, der Bürste und Wichse

bewaffnet, in Hunderten von der Rue Montmartre aus sich aufgestellt haben: „Messieurs, faites cirer les bottes pour le bal", oder blickt auf die trotz der Kälte nur leicht bedeckten debardeurs, Polichinells, Zigeunerinnen, Geister des Jahrhunderts, die, fast alle unmaskirt, hin- und herrennen, bald hier, bald dort ihr vertrauliches Du geltend machen und vorzüglich ihre Freude in Witzworten an den sergeants de ville auslassen, welche letztere mit ihrem dunkelgrünen, bis an's Kinn zugeknöpften Frack, dem dreieckigen Hute, der geschlossenen Miene, wie wahre Zuchtmeister der öffentlichen Moral und Freude erscheinen. Hui, da geht's heiß her, der arme Zuchtmeister wird durchgeprügelt; er läßt's geschehen, erstlich wird er nicht umsonst salarirt und zweitens weiß er recht gut, daß ihm seine Beute nicht entgeht. Alles ist Witz und guter Laune heut' in dem Bezirk der großen Oper; nein, nicht Alles, denn in dem Gedränge tauchen hie und da Gestalten auf, denen der Mißmuth, die Langeweile und Unlust aufgedrückt sind. Theils haben sie schon zu oft dieses Vergnügen genossen und der Zufall führte sie her, theils gehören sie der Armuth an, die überall, wo Freude und Reichthum herrschen, ihre Schatten wirft. Hier sieht sie nun mit Mißmuth, Neugierde, verhaltenem Grimme auf die Vorbereitungen zum Balle und begnügt sich am Ende mit jenen, wohl wissend, daß ihr dieser verschlossen bleibt.

Das alte verfallene Gebäude der Oper haben sie mit Lampen in allen möglichen Farben herauszuputzen gesucht, die Flämmchen werfen einen Glorienschein auf die an der Façade angebrachten Musen, von denen die der Tanzkunst eine

ganz abscheuliche Fratze zieht. Dabei scheint sie ganz schamroth zu sein, sollte es daher kommen, weil man sie heute mit Füßen treten wird? Das werdet ihr bald sehen, laßt uns nur mit in Reihe und Glied treten, von einem hölzernen Spalier umschlossen, in welchem uns jede freiere Bewegung unmöglich gemacht ist. Nur langsam, nicht rechts und links geblickt, mit Gefahr, an dem hölzernen Gitter etwas von unserm Körper oder der noch kostbareren Garderobe zu beschädigen. So, jetzt wären wir drinnen. Die Treppe rechts hinauf und wir kommen durch Blumenguirlanden in den Saal.

„Morbleu, das ist großartig!" ruft der Nichtpariser aus. „Das erinnert an Phantasmagorie!"

Die Tausende und aber Tausende von Köpfen mit ihren verschiedenen Physiognomieen in diesem reich dekorirten Halbrund, an welchem vier bis fünf Lampenreihen hinauflaufen, von unzähligen Gasflammen fast feenartig beleuchtet, die Mannigfaltigkeit der Farben, das Gesumme der Menge, übertönt von den neuesten Quadrillen, die der Mann der Zeit, Musard, im Hintergrunde mit seinem reichen Orchester ausführen läßt, das Hallo der Tanzenden, das an die wilde Jagd erinnern könnte, die phantastischen Bewegungen und Schwenkungen, die sich durch den Saal schlängeln, wie die Zuckungen des Blitzes, der plötzliche Wechsel — dies Alles mag die Ausrufungen des Nichtpariser rechtfertigen.

Bevor wir uns in diesen bachantischen Strudel werfen, laßt uns eine Treppe höher steigen. Auch auf dieser bilden duftende Treibhauspflanzen zu beiden Seiten ein Spalier;

hier und dort hat sich ein Paar gelagert, das weder im Saale noch in den Logen Platz finden konnte. Alles ist noch frisch, wie die Blumen zur Seite, Alles ist noch Erwartung, Alles freut sich im Voraus, im Grunde die einzige Freude.

Oben angelangt, werden wir von einem sammetnen Teppiche aufgenommen, der sich um die Logenreihe zieht. Es geht sich sanft auf diesem Teppiche, so sanft, daß man hie und da Jemanden unwillkürlich auf seine Füße blicken sieht, um sich zu überzeugen, ob er auch wirklich etwas darunter habe. Welche Pracht, welcher geschmackvolle Luxus, welche reiche und doch einfache Toiletten bieten sich hier an den Vorüberwandelnden dar. Manchmal schleicht Einer dazwischen durch, dem dieser Geschmack, dieser Luxus in Bezug auf sich selbst nicht vergönnt ist und der verstohlen rechts und links und zuletzt auf seine eigene Toilette blickt. Das sind die unglücklichen oder vielmehr dummen Ballgänger, die gescheidter thäten, die verausgabten 29 Sous für gelbe Glacéhandschuhe beim ersten besten Restaurateur zu veressen.

Aber wo bleibt der Ball? wird man fragen. Man hört ihn nur; man hört ihn in den abgerissenen Musikphrasen, die von Zeit zu Zeit unser Ohr erreichen, in der wilden bestialischen Lache, die dann und wann angeschlagen wird und durch die Bretterwand der Logen dringt. Laßt uns doch einmal an diese herantreten und einen Blick durch die darin angebrachten Rundgläser werfen. — Da ist der Ball! Ein wahres Guckkastenbild! Hört nur, wie es der schwarze Domino dort, der ebenfalls durch ein Rundglas blickt, erklärt. „Mir fällt doch jedesmal bei diesem Anblicke Noah's Arche ein," tönt's heiser

aus der Brust dieses Mannes hervor. „Da hinten steht er selbst mit seinem schwarzen, dicht verschlossenen Ueberrock und dem kleinen, schwarzen Stabe in der Hand, mit seinem Napoleonsgesichte und den despotischen Schwingungen seiner Hand. Er hat seine Verwandten, seine ihm zunächst Angehörigen um sich versammelt, die Alle auf ihn schauen, wie auf ihren Vater, ihren Gott. Aber auch die Thiere hat Papa Noah in seine Arche zu locken gewußt, Vögel seltener Art mit wunderschönem Gefieder, sehr viele Papageien und Pfauen, daher die Farbenpracht, vor welcher das Auge fast zurückbebt. Auch Ochsen, wilde Schweine, Kälber und Büffel sind hineingerathen. Diese wollen Unheil stiften, aber so der entscheidende Moment naht, erhebt Vater Noah seinen schwarzen Stab; seine ihm Angehörigen drängen sich um ihn, schwingen ihre Waffen und der Unfriede, das Unheil verliert sich in die bacchantischen Rythmen einer Galoppade, oder in die wollüstigen einer Quadrille. In dieser Arche könnte Papa Noah an Papageno mit der Zauberflöte erinnern. Wie man sich auch viehisch betragen mag, Alles hört auf, so wie der Mann da hinten seinen Stab schwingt; man denkt nicht mehr an den Kampf, an das Hinauswerfen in die Fluth, man reicht sich die Hände, man tritt in den status quo zurück, und giebt sich seiner Bestiennatur ungebunden hin."

Ein närrischer Kauz, nicht wahr? Wir wollen ihn doch etwas im Auge behalten.

Er glitt rasch durch mehrere Gruppen und drängte sich hinter einige junge Leute, deren wildes, halb singendes, halb kreischendes Toben sich vor dem der Uebrigen auszeichnete.

Die etwas taumelnde Haltung dieser jungen Leute deutete genügsam an, daß sie schon tüchtig gezecht hatten, so wie die frivolen Worte, die Mehrere unter ihnen ausließen, den untergeordneten Bildungsgrad dieser jungen Herren bezeichneten. Mit Ausnahme Zweier waren die Uebrigen alle unmaskirt und trugen in ihren Gesichtszügen, in ihrem Aeußern das Gepräge Dessen zur Schau, was man in der modernen Gesellschaft mauvais sujet nennt. Sie hatten bald in ihre Mitte einige Debardeurs und Türkinnen gezogen, deren Kostüme der ersten besten Boutique entnommen zu sein schienen. Die Beiden, welche Halbmasken trugen, zeichneten sich vor den Uebrigen durch eine etwas bessere Haltung, durch gewählteres Kostüm aus. Namentlich schien der Eine höheren Regionen anzugehören, als denen, in welchen er sich augenblicklich befand. Er trug das Kleid eines Edelknaben, das zwar hier und da stark befleckt war, dem man aber gleich ansah, daß diese Flecken erst vor kurzem entstanden waren und keineswegs zum Stoffe gehörten, wie bei so manchen Ballkostümen dieser Art. Der junge Mann schien zwar sehr heiter und ausgelassen zu sein, aber beides geschah mit so vieler Noblesse, als ihm nur immer sein trunkener Zustand erlauben mochte. Denn auch er schien sehr gut getafelt zu haben; die Umarmungen, die er dann und wann an einigen Damen vornahm, die frivolen, aber nicht Schmutz, sondern Geist athmenden Bemerkungen, die er dann und wann laut werden ließ und die von den Uebrigen mit lautem Gelächter aufgenommen wurden, zeugten davon. Dieser junge Mann war es besonders, der die Aufmerksamkeit des Schwarzen zu fesseln schien.

Er drängte sich an ihn hinan und suchte den Laut seiner Stimme aufzufangen. Die jungen Leute tobten in den Saal hinein, der Schwarze folgte ihnen. Man tanzte die Höllengalloppade. Wehe demjenigen, der in diesen Tanz der großen Oper hineingezogen wird, und der sich nur langsam fortbewegen kann. Er würde in den Wolken dieses reißenden Stromes unfehlbar sein Grab finden. Der Schwarze, der eben nicht danach aussieht, daß er zu den Tanzenden gehöre, blieb daher auch klüglich an den Ufern dieses Stromes stehen und sah mit einiger Unzufriedenheit, wie die jungen Leute sich in denselben stürzten und so seinen Blicken für einen Augenblick entschwanden. Bald tauchten sie wieder auf mit Heisa- und Hallogeschrei, in ihren Armen keuchende Frauen, die ihren wollustathmenden Blicken eine willenlose Beute waren.

„Welch ein jammervoller Anblick! könnte man hier mit Recht ausrufen", murmelte der Schwarze vor sich hin. „Die entfesseltste Leidenschaft, der entfesseltste Sinnenreiz können kein gemeineres Bild vom Menschen geben, als dieser Tanz. Wie starr und thierisch der Blick dieser Menschen, wie bestialisch jede ihrer Bewegungen. Hier hätte Rousseau gewiß Recht, wenn er ausrufen würde: „Je sens que ce ne sont pas là des hommes." Und wie die Schaulustigen darauf starren, scheint es doch, als wären auch sie zum Thiere geworden. Es ist der Geist der Verdummung, der diesen Saal durchzieht und nach den Weisen seines ernsten Meisters dahinten Alles vor sich her treibt. Es ist, als entlocke die rauschende Musik der Cornets à piston, Triangeln und türkischen

Trommeln mit jedem Ton den Anwesenden einen Funken höheren Lebens; das Auge, das vorhin noch im Glanze eines Geistes sich sonnte, wird nach und nach rein sinnlich und thierisch, die übrigen Körpertheile folgen dem Auge, so daß, wenn der letzte Paukenschlag geschehen ist, die menschliche Natur in diesem Saale einen Augenblick als vernichtet erscheint, und der kolossale Raum mit seinen Bewohnern nichts Anderes als den Anblick eines Puppentheaters bietet."

Auch in diesem Augenblick wurde die Metamorphose bewirkt, die im Grunde nicht so groß ist. Die Galloppade war beendigt. Der Strom wogte noch einen Augenblick fort, obgleich der Sturm vorüber war, der seine Wellen gepeitscht hatte. Man taumelte noch einige Minuten, wie die von einer Kugel Getroffenen, und fiel dann entmenschlicht hin, wo nur ein Plätzchen war.

Unsere jungen Leute, die ganz im Charakter des Tanzes einen wahren Höllenskandal angerichtet hatten, sanken theils erschöpft zu Boden, wo sie jedoch bald durch die Füße der Uebrigen in's Leben gerufen wurden; theils wußten sie auch dergestalt geschickt zu fallen, daß sie einen Platz leer finden mußten.

Unser Edelknabe hatte auf einer Art Amphitheater, nahe dem Orchester, einen Sitz ausgemittelt. Sein Kopf schlotterte hin und her und seine Brust bewegte sich konvulsisch, wie bei Jemandem, dessen Athem schwer in die gewohnten, regelmäßigen Züge zu bannen ist. Er war eben beschäftigt, die Handschuhe von seinen Händen zu reißen. Sie fielen auf den Boden. Er fühlte sich zu schwach sie aufzuheben.

Krampfhaft faßte er mit seiner Hand an seine Brust; manchmal erhob er sie, wie es schien, um die Maske abzunehmen, aber jedesmal ließ er sie wieder heruntergleiten. Er schwankte hin und her und stürzte bald an den kantigen Hut einer Schäferin, bald an den Kopfputz einer alten Frau, welche letztere ihn fragte, „ob er vielleicht eine Windmühle vorstellen wollte," während ihm jene sanft zuflüsterte: „Unart." Aus der Stimme der Schäferin glaubte der junge Mann eine Fünfzigjährige zu erkennen.

In diesem Augenblick tauchte der schwarze Domino wieder auf. Er trat zu dem jungen Mann und ergriff dessen Hand: „Wir haben uns lange nicht gesehen, Maske", sagte er ernst, fast feierlich. — Der junge Mann schrak zusammen, er schien mit sich im Kampf zu sein. Endlich rief er aus: „Führen Sie mich fort, ich fühle mich unwohl."

Der Schwarze ergriff den Arm des Jünglings und zog ihn mit sich aus dem Saale. Bald war er mit ihm in seiner Loge: „Hier ist etwas reinere Luft, als da unten," sagte er, „hier wird sich Dein Unwohlsein leichter heben. Doch willst Du Deine Maske nicht abnehmen?"

Der junge Mann hatte sich in einen Sessel geworfen und blickte lange auf die Gestalt des Schwarzen. Endlich nahm er gelassen seine Maske ab und warf sie zu Boden.

„Ist Dir etwas besser, Karl?" fragte der Schwarze, in welchem man schon längst Theodor Kayser erkannt haben wird.

„Ja wohl, ja wohl", antwortete Karl gleichgültig, die Mütze abnehmend und seine Locken herniederstreichend. „Wir

hatten heute bei der Marguerite soupirt. Die muß schlechten Wein haben, denn nach diesem Teufelsgallopp fühlte ich mich wirklich sehr unwohl."

„Was für eine Person ist denn das Marguerite?"

„Wie, Du kennst Marguerite nicht?" rief Karl lachend aus. „Nun, ich muß gestehen, das überrascht mich. Doch nein, Du willst mich foppen. Wir kennen Dich. Als gäbe es etwas in Paris, was Du nicht kenntest?"

„Ihr waret wohl sehr „fidel" heute bei Marguerite," fragte Theodor, in den Ton Karl's eingehend.

„Sehr," versetzte Karl, „die ganze Clique war da. Wir haben den schlechten Champagner heruntergetrunken, als wäre es Wasser."

„So?" versetzte Theodor ironisch. „Die waren wohl dabei, mit denen Du im Saale herumtobtest?"

„Ganz recht; es sind gute Jungen, keine Philosophen, echtes Pariser Blut — die feine Race der étudiants, wie sie zur Zeit der Restauration existirt haben soll. Das stirbt jetzt aus, wie mir neulich der Restaurateur Goya gesagt hat."

„Du bist jetzt wohl häufig im Quartier Latin?"

„Fast den ganzen Tag," versetzte Karl gähnend. „Doch ich bin durstig, ich werde mir etwas Glühwein geben lassen." Bei diesen Worten stand er auf.

„Wir können das hier haben," bemerkte Theodor. „Setze Dich nur wieder; wir haben uns ja noch Manches zu sagen. Ich werde schon den Glühwein besorgen."

Theodor ging hinaus und kam bald darauf wieder. Es dauerte nicht lange, so wurde das Getränk gebracht.

„Wenn Du den ganzen Tag im Quartier Latin bist, so wundert es mich nicht, daß ich Dich nicht mehr bei mir sehe," hob Theodor von Neuem an.

„Bei Dir?" wiederholte Karl träumerisch. „Was soll ich bei Dir?" fuhr er fort, in seinen früheren Ton fallend. „Mich langweilen? Offen gesagt, Du bist manchmal etwas langweilig."

Theodor mußte lächeln. „Und wie steht's denn mit Deiner Liebe?" fragte er weiter.

„Die habe ich zum Teufel gejagt," antwortete Karl, leicht erröthend und sein Glas leerend.

„Wie?"

„Nun ja, ich hab' sie mir abgeschafft. Sie hat mich cocu gemacht. Da ich's schon Andern erzählt habe, so kann ich's Dir auch erzählen. Die Geschichte ist ganz einfach. Ich habe sie mit einem commis voyageur, einem Menschen, der nicht werth ist, mir Papilloten zu machen, in einem sehr zweideutigen tête-à-tête gefunden. Ich war Esel genug, das Ding ernsthaft zu nehmen, mich empört zu fühlen, so daß ich sogar einige Tage nicht nach Hause gekommen bin und mit meinem Vater einen dummen Auftritt gehabt habe. Die Andern haben sich halb todt lachen wollen, als ich ihnen erzählte, wie ich in Paris gleich einem Verrückten herum gerannt bin, meiner Wuth, meinem Groll bald in Thränen, bald in Ausbrüchen des Zornes Luft machend. Nun, Du lachst nicht?" —

„Worüber sollte ich lachen? Ueber Dein Betragen in dieser Angelegenheit? Es zeigt große Unerfahrenheit an und

darüber kann ich nicht lachen. Die Sache selbst ist aber so gewöhnlich, daß, wenn man darüber lachen wollte, man den ganzen Tag nichts Anderes zu thun hätte."

Karl sah sinnend hinab in den Saal und schien nicht zu hören, was Theodor ihm sagte.

„Was treibst Du den ganzen Tag im Quartier Latin?" fragte Theodor nach einer Pause.

„Ich amüsire mich," rief Karl aus, wie wenn er aus einem Traum erwachte. „Der Vater schickt mich dahin, um zu studiren, nichts natürlicher, als daß der Sohn sich zu amüsiren sucht. Während Papa mich auf der Sorbonne glaubt, sitze ich im Café des Etudiants, im Kreise meiner Freunde, rauche, trinke und bin ungeheuer „fidel."

„Und die Musik?"

„Meine Musik? Ja, der Vater meint, ich thäte gut, sie etwas liegen zu lassen, um Jurisprudenz zu treiben, da ich doch später in die Diplomatie eintreten soll. Offen gesagt, ich bin nicht dagegen, zum Studium der Musik fehlt mir doch die Ausdauer. Ja, wäre ich ein Deutscher, dann wäre mir die Geduld angeboren, aber als Pariser bin ich nun einmal zu luftig dazu."

Und Theodor antwortete nicht. Er dachte an den Jüngling, der vor zwei, drei Monaten noch in den Tempel der Musik eintreten konnte und von dem die dort thronende Göttin am liebsten das Opfer entgegennahm. Derselbe Jüngling, in dieser kurzen Zeit um so viele Jahre gealtert, stand jetzt vor ihm, vollkommen baar des heiligen kindlichen Glaubens an die Kunst. Aus dem keuschen, fast

kindlichen Karl war plötzlich ein ächter Pariser étudiant, noch mehr als das, ein mauvais sujet geworden. Zwar sah Theodor recht gut, wie Karl sich in diesem Augenblicke schlimmer und seiner selbst unwürdiger darstellte, als er im Grunde war; aber dennoch unterlag es ihm keinem Zweifel, daß das Gemüth seines Freundes befleckt war, daß dieser an dem reichen Fond seiner Naivetät bedeutend verloren hatte. Und warum dieser große Verlust? Weil Karl, eingedenk der Erziehung, welche die Gesellschaft nun einmal für Jeden bereit hat, in's Leben eingetreten war, ohne von ihm etwas zu kennen, ohne darauf gehörig vorbereitet zu sein. Auch Karl war bis zu einem gewissen Alter der Pension, der Schule übergeben, in welchen Instituten man bekanntlich keine Minute daran denkt, dem Schüler einen richtigen Begriff vom Menschen zu geben, ihm die wahren Seiten des letzteren herauszukehren, vor allen Dingen ihn zu bewegen, schon früh zur Selbstkenntniß zu gelangen, die einzige Art, auch Andere richtig zu würdigen. Auch Karl wurde mit dem Principe der Idealität gefüttert, auch ihm wurden die klassischen Heroen als Ideale angeführt, würdig zur Nachahmung; auch er wurde vollgepfropft mit Tugend- und Sittenlehren, die der Natur des Menschen schnurstracks entgegenlaufen und so auch dem Gotte, zu dessen Ehren sie gepredigt werden. Und als er nun hinaustrat in die Welt, als er, schon lange in ihr lebend, mit ihr endlich in Berührung kam, als an seinen theuersten Interessen der Spruch bethätigt wurde: „Nichts ist dauernd als der Wechsel," ohne daß man ein Zetergeschrei darüber erhob, ohne daß man darüber staunte, da mußte er

die Dissonanz seines ihm durch die Erziehung gewordenen Ich's mit seiner Umgebung empfinden und der Demant seiner Natur mußte durch das unreine Wasser moderner Menschensatzungen mehr und mehr getrübt werden. Er mußte irre an sich und Anderen werden und statt der Liebe, der Hoffnung, des Glaubens, statt dieser Utopien, mußten die Elemente seiner, wie jeder andern menschlichen Natur, Selbstliebe und Gleichgültigkeit für alles Uebrige in seinem Innern aufdämmern. So lange diese Dämmerung in ihm dauerte, konnte er der Unlust und Frivolität nicht entgehen. Er theilte darin das Loos aller der jungen Leute, die, reich begabt, zum ersten Male mit eigentlichem Leben, eigentlichen Menschen in Kontakt gerathen. Dann rufen sie wohl voll Verzweiflung aus: „Wie, ist das die Welt, von der uns Bücher und Lehrer so viel Schönes erzählt haben? Wo wir Liebe anzutreffen glaubten, finden wir Haß oder Gleichgütigkeit; wo wir Freundschaft ahnten, ist Mißtrauen und Kleinlichkeit! Wohlan denn, wenn es so ist, so lohnt es sich beim Himmel nicht der Mühe, an diese Welt noch seine Kräfte, seine Hoffnungen zu setzen. Besser ist, dem Momente gelebt, dem Weine, den Weibern — 's ist ja doch einmal eine miserable Welt!" Und die Kräfte dieser Jünglinge schießen entweder wild, ohne die ordnende Hand des Gärtners hervor und liefern Produktionen des Unsinns, der Halbheit, oder auch sie werden verschlemmt in Saus und Braus, gehen unter in dem Schlamme der Gemeinheit, in den sie nach und nach gesunken sind, in Trägheit und ironischen Phrasen über die Verkehrtheit der Welt und der Menschen. Aber in jedem Menschenleben, so wie es

nicht ganz untergeordneter Natur ist, tritt der Moment der Selbsterkenntniß ein (bei Manchem freilich erst im hohen Alter), so auch für diese Jünglinge. Nach und nach ist ihr Blick von ihrer Umgebung auf sie selbst geleitet worden und an einem schönen Morgen warfen sie ihn plötzlich in ihr Inneres, wo sie dann ganz dasselbe finden, was sie an der Welt, an ihrer Umgebung tadeln. Und beschämt wie die Buben setzen sie sich an die Arbeit, aber dann ist es oft zu spät; denn Talent und Kraft sind dahin und die Gesellschaft erntet, was sie gesäet hat.

So dachte Theodor, und er hatte gewiß Recht, so zu denken, nicht wahr? So dachte er in Bezug auf Karl und wollte diesem eben seine Zukunft enthüllen, als er mit einiger Verwunderung sah, daß er allein war. Er blickte in den Saal hinab. Karl tanzte in einer Quadrille. Wie es schien übte er sich im Cancaniren. „Wir werden schon wieder zusammentreffen," murmelte Theodor vor sich hin.

Er betrachtete einige Minuten das bunte Farbenspiel da unten. Letzteres hatte schon sehr an Glanz und Lebhaftigkeit verloren. Das phantastische Schauspiel hatte den Kulminationspunkt überschritten und sank gleich dem des Sonnenunterganges unter Nebeln und Dünsten allmälig in die Dunkelheit zurück. Alles war schon ziemlich Grau in Grau und durch die sich aufschichtenden Staubwolken vermochte das Gaslicht nur trübe hindurch zu schimmern. Das Toben, Schreien ertönte nur noch in schwachen Nachklängen, der Witz erstarb auf den welken, trockenen Lippen der Tänzer, es war eine jener Pausen, in denen man den bangtönenden

Herzschlag dessen hören kann, was man Maskenball nennt. Die Masken waren schon ziemlich verschwunden, die Physiognomieen, gebleicht von Schweiß und Ermattung, boten der Betrachtung ein reicheres Spiel. Hie und da konnte das Auge schon Paare unterscheiden, die sich leise etwas zu vertrauen hatten. Es sind Punkte des Lebens in diesem weiten Meere des Todesröchelns. Nach und nach tritt die Langeweile auf die offenen Gesichter, hie und da taucht sogar der Mißmuth, Kummer, ja auch der Hunger und Durst auf. Da schleicht langsam die Oekonomie heran, die mit lüsternen Blicken auf das Genießen einer Tasse Bouillon schaut. Sie greift in ihre Taschen, fühlt nach dem Gelde und geht mit gehobenem Haupte weiter. Wo ist die Freude in diesem Saale, wo ist die Lust? Du suchst sie vergebens. Von allen denen, die hier, den Ameisen gleich, sich stoßen und drängen und Purzelbäume machen, fühlt Keiner die Freude, fühlt Keiner die Lust. Vielleicht gestern war's, vielleicht morgen mag's geschehen, aber heute, vorzüglich in diesem Augenblicke liegt auf dem Grunde der Seele dieser Menschen nur Eins — die Langeweile. Der Mensch genießt nun einmal nicht im Augenblick und mag er in Haltung und Sprache noch so sehr das Gegentheil äußern, ein feiner Beobachter wird doch bald herausfinden, daß sein Aeußeres mit seinem Innern nicht harmonirt, daß jenes dem Momente, dieses der Zukunft, der Vergangenheit angehört.

Natürlich, daß es wiederum unser Freund Theodor Kayser ist, der so denkt. Nachdem er noch einen Augenblick den Ameisenhaufen zu seinen Füßen in seinem geschäftigen

Nichtsthun beobachtet hatte, verließ er die Loge. Beim Hinaustreten schritt an ihm ein hagerer Mann im eleganten Ballanzuge, am Arme eine schwarz gekleidete, maskirte Dame führend, vorüber. Er erkannte Edmund von Flamen. Wie, Edmund, den wir schon ganz aus dem Gesichte verloren haben? Ja wohl, dieser Edmund. Er sah sehr vergnügt aus und beugte sich dann und wann zärtlich zu seiner Begleiterin herab. Theodor folgte ihnen langsam nach. Er gedachte jenes Auftritts in seiner Wohnung, an welchem der Virtuose einen so unfreiwilligen Antheil genommen hatte, er gedachte aller der Momente, in welchen der berühmte Pianist eine so komische Figur spielen mußte. Daher kam es denn auch wohl, daß er beschloß, sich ihm zu nähern und mit ihm auf den Balkon der ersten Logenreihe zu treten. Edmund ließ sich dort an der Seite seiner Dame nieder.

Theodor nahm hinter ihnen Platz. Es dauerte nicht lange, so erkannte er in der Stimme der Begleiterin Edmund's Louise Valmy, was ihn weniger überraschte, als die Zutraulichkeit und Intimität, die sich zwischen beiden äußerte.

„Sehen Sie nur, Louise, wie possierlich der Dicke dort aussieht. Der wahre Bachus, die Frivolität in jeder Bewegung?" So sprach Edmund. Er hatte seine Lorgnette in's rechte Auge gedrückt und entzückte sich einige Augenblicke an dem Anblick des Dicken.

Theodor blickte ebenfalls dahin. Die Gestalt des Bachus, der sich auf seinen Bauch schlug und Fratzen zog, flößte ihm Ekel ein. Er beobachtete Louise. Sie sah bald rechts, bald links, als ob sie Jemanden suchte.

„Der Ball scheint belebt zu sein," rief Edmund aus. „Es sind elegante, geschmackvolle Masken da. Nein, ich bitte Sie, sehen Sie dort den Tourlourou an der Seite einer Bäuerin. Deliziös; aber, mein Gott, Sie sehen ja nach etwas ganz Anderem?"

„Verzeihung, Edmund, für meine Zerstreutheit. Ich glaubte — meinen Bruder dort zu sehen."

„Ist der hier?" (Wie es schien, war Edmund erst vor Kurzem auf den Ball gekommen, obgleich dieser sich schon seinem Ende nahte.)

„Ich glaube; seit einiger Zeit scheint er ja mehr Geschmack an derlei Vergnügungen zu finden."

„Ja, er wird ein wenig ausschweifend, wie man mir gesagt hat," bemerkte Edmund, seinen Blick fortwährend auf die Masken herumschweifen lassend, und dabei die Hand Louisens leicht drückend.

Theodor glaubte zu bemerken, daß sie den Druck erwiderte.

Edmund wurde in seiner Musterung plötzlich unterbrochen. Es war ein Bekannter, der zu ihm trat. „Nun, Sie Glücklicher," sagte dieser, „wie gehts? — Kommen Sie eben erst?"

„Ja wohl; ich war in Gesellschaft; meine Braut äußerte den Wunsch, hieher zu gehen und so sind wir hier."

„Also Braut? Louise Valmy die Braut Edmund's von Flamen," rief Theodor in Gedanken aus. „Sieh, sieh, das wird eine hübsche Ehe geben." Theodor mußte lächeln, als ihn dieser Gedanken überraschte. Er erhob sich und schritt

langsam die breite Treppe hinab, die nach dem Ausgange führt. Es dauerte nicht lange, so tanzte ein Schwarm junger Leute ebenfalls die Treppe herunter. Sie hatten ihre Damen umschlungen und schrieen durcheinander: „Zu Philipp, zu Philipp!“ *)

Theodor erkannte die Stimme Karl's und sah diesen mit den Uebrigen aus dem Theater stürmen. Bald darauf verließ er ebenfalls das Haus. —

*) Dies ist ein Pariser Restaurateur, bei dem in der Regel nach dem Maskenball gefrühstückt wird.

Fünftes Kapitel.

Am rechten Ufer der Seine, im Faubourg St. Germain, dort, wo der altfranzösische Adel seinen Sitz aufgeschlagen hat, liegt auch der Stadttheil von Paris, den man das Quartier Latin nennt. Hier, wo sich die Mehrzahl der Kollegien und Schulen befindet, hier natürlich muß auch der Sitz der Gelehrsamkeit, des Professorats, der Studenten, kurz, das Quartier Latin sein. Es ist ein eigenes Quartier; man könnte dabei unwillkürlich an die Römer denken, ginge es hier nicht gar so lustig her. Kein Stadttheil von Paris bildet ein so in sich abgeschlossenes Ganze, als das Quartier Latin. Dieses ist ein zweites Paris en miniature, in welchem andere Gesetze, Gebräuche und Sitten herrschen, als in dem großen, und wo trotzdem Pariser Luft weht, Pariser Ideen ihren Umlauf nehmen. In diesem Stadttheile, in welchem die Straßen eng und schmutzig, die Häuser alt und verfallen sind, muß ein reines Genußleben herrschen; mindestens kommt man zu dem Glauben, wenn man auf diejenigen Rücksicht nimmt, welche hier ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben. Es sind marchands de vin, Restaurateurs, pâtissiers, Frucht-

händlerinnen ꝛc., zu guterletzt das lustige Grisetten- und Studentenvolk, das, so wenig bemittelt es auch ist, all' jenen Ständen das tägliche Brod reicht. Wer sich in den Straßen des Quartier Latin ergeht, dem werden sicher die Geruchsnerven viel zu schaffen machen; denn die geschmorten Aepfel, die dampfenden Pasteten, die ausgestellten gebratenen Gänse und Hühner — dies Alles ist wohl geeignet, die Geruchsnerven zu affiziren, vorzüglich, wenn der Magen und die Taschen leer sind. Und letzteres ist oft der Fall; denn der eigentliche Koryphäe des Quartier Latin hat nur am ersten Tage jeden Monats Geld, mit dem er die alten Schulden bezahlt, und neue macht. Dabei bleibt er immer der lustige Student, dessen Witz dem Charivari oft genug einen Vorwurf zu einem Genrebilde liefert. Dabei bleibt er immer der Jüngling, der, statt in der Sorbonne, in der **école medecine**, in den Hospitälern, im **cabinet Dupuytren** von der menschlichen Liebe und den menschlichen Thorheiten Kunde zu ziehen, in irgend einem Café beim Domino- oder Billardspiel, oft noch an der Seite seiner Frau, dieser Thorheiten lacht, indem er sie selbst begeht. Zwar ist in neuester Zeit der Pariser Student fleißiger geworden, zwar fühlt er mehr und mehr das Bedürfniß zu lernen, weil das Examen strenger, die Konkurrenz größer, das Talent reichhaltiger und die Arbeit im Allgemeinen verbreiteter geworden ist; aber der Chadre dieser Studenten ist noch immer derjenige, der sein Leben in diesem Quartier anfängt und es darin getreulich beschließt, dessen weitester Ausflug nach der **chaumière** oder dem **bal Mabil** ist, um die jüngeren Kollegen tanzen zu sehen und darüber mitleidig die

Achseln zucken zu können. Das sind die radoteurs, diejenigen, welche an der Julirevolution thätigen Antheil genommen haben, die ewigen Freiheitshelden, bei denen es nur eines Funkens der Tyrannei oder monarchischer Willkür bedarf, um in lichterlohe Flammen der Entrüstung auszubrechen; die Ersten bei der Hand, in Verbindung mit den polytechnischen Schülern eine Revolution zu machen, die Letzten, sie zu beschließen. Sie sind es, die Alles wissen, weil sie Nichts lernen, die ewig jung bleiben, denen der Café, die Pfeife, das dejeuner, das diner immer gleich vortrefflich schmecken, die nie ihrem Mädchen, ihrem Café, ihrem Restaurateur untreu werden, wohl wissend, daß diese leicht einen Ersatz finden würden, die Meister im Domino- und Billardspiel, diejenigen, die im Grunde nur eine Beschäftigung haben, das Journallesen und nur ein Zimmer, in welchem sie die Mehrzahl ihrer Tage zubringen — das estaminet. *) Wer am frühen Morgen in dieses eintritt, findet sie oft noch vom vorigen Abend auf dem Divan schlafend, oder er sieht sie mit ihrem grauen Bauerhute an der Seite ihrer Frauen den Café einnehmen. Diese in ihrem niedlichen, einzig dastehenden Grisettenkostüme, mit der kleinen Haube, schlürfen schnell den Café ein, und eilen dann an die Arbeit; während deß lies't der Herr Gemahl sein Journal und flucht und schimpft über die brutale Bornirtheit der Nationalgarde, über den Stumpfsinn des Pariser Bürgers. Lassen wir ihn schimpfen.

*) Estaminet nennt man in Paris ein Café, in welchem geraucht werden darf.

Wenden wir uns wieder in die Straßen hinein. Eine Pariser Straße ist ja so interessant, vorzüglich für den, der das Flaniren versteht, und das wissen wir ja, nicht wahr, lieber Leser? Und nun gar eine Straße im Quartier Latin! **Allons donc!**

Es ist eine schmale Straße, in die ich den Leser zu führen habe, eine Straße, in welcher die Häuser zu beiden Seiten die Volte schlagen zu wollen scheinen und wo man jeden Augenblick auf einen Haufen Koth und verdorbene Speisen stößt. Am Ausgange dieser Straße wohnt einer jener Leute, die man **marchands de vin** nennt. Es sind Weinverkäufer, und zwar für diejenigen, die nicht theuren Wein bezahlen können, woher es denn kömmt, daß diese sich in der Regel mit gefärbtem Wasser begnügen müssen. Freilich sieht man oft vor den Boutiquen dieser Leute die Weinfässer von der Polizei leeren; aber dies hindert durchaus nicht, daß Tausende und aber Tausende in Paris sich ihren Körper durch den Genuß dieses Getränks mit Krankheitsstoffen aller Art anfüllen. Ob dies auch in der Schenke geschieht, von welcher ich jetzt sprechen will, mag dahin gestellt bleiben, so viel ist gewiß, daß Papa Goya im Rufe steht, einen guten **Canon** *) zu geben, und daß die Studenten seinen Beaunewein, für den er natürlich keine prompte Bezahlung verlangt, sehr rühmen. Laßt uns bei Goya eintreten. Es ist eine ärmliche Schenke, die wir sehen, obgleich der Inhaber reich

*) Canon nennt man in diesen Schenken ein Bierglas voll Wein, für das man zwei Sous zahlt.

genug ist, eine Cremitage zu haben, wie der große marchand de vin Philipp, oder auch die glänzenden Salons eines Rocher du Cancale. Aber Papa Goya hat nicht wie diese reichen Matadors der Rue Montorgueil reiche Rentiers, großartige Spieler und Schuldenmacher zu bewirthen, sondern Blousenmänner, Arbeiter, étudiants von 12, höchstens 1500 Francs jährlicher Einnahme, und Papa Goya steht sich ganz gut dabei, wenigstens besser, als die Besitzer des Rocher, die Einer nach dem Andern von ihrem Felsen erdrückt werden.

Papa Goya scheint heute verdrießlich zu sein. Hat man die Richtigkeit seines Maßes in Zweifel gezogen, oder gar seine matelote *) getadelt? Doch nein, wir sehen, daß letztere mit wahrem Heißhunger von den Gästen verschlungen und sehr delikat gefunden wird. Was mag er denn haben?

„Das kommt davon, wenn man sich begirren läßt," hören wir ihn brummen. „Dann wird geweint, geplärrt — wenn's zu spät ist. Der Teufel hole all' das Dirnenvolk! Ich hab's mir schon einmal verschworen, Weibervolk in mein Haus zu nehmen — nun, diesmal soll's gewiß das letzte gewesen sein." —

„Ihr seid ja gewaltig brummig heute, Papa Goya," schreit ein junger étudiant, indem er noch an dem Knochen einer so eben verzehrten Cotelette nagt. „Gebt mir noch 'nen Canon, Papa." —

Papa Goya schenkt ein, ohne sich in seiner üblen Laune stören zu lassen. —

*) Die matelote ist ein Gericht verschiedener Fische.

„Nun, Papa," fragt der Jüngling, „was habt Ihr denn? Müßt nicht so verdrießlich sein. — Sagt Eurem alten, ehrwürdigen Freunde, was Euer Herz bedrückt, schüttet aus oder vielmehr schüttet ein. Dabei hielt der junge Mann sein Glas hin. —

Papa Goya mußte über den komischen Ernst seines Gastes lächeln. Die Falten auf seiner Stirn glätteten sich ein wenig. „Was ich habe?" fragte er gutmüthig. „Da ist eine Einwohnerin —"

„Die ihre Miethe nicht bezahlen kann," unterbrach der étudiant. —

„Ach, wenn's nur das wäre, fuhr Goya fort. „Aber sie ist mir noch obendrein krank geworden und ich muß Doctor und Apotheker bezahlen. Aber nun —"

„Nun ihre Krankheit wird wohl bald vorüber sein?" —

„Ei bewahre, das dauert gewiß noch drei Monate," schrie Goya, indem er auf den Tisch schlug. —

„Ah, ich verstehe," rief der étudiant lachend. „Aber wer ist denn ihr amant?" —

„Monsieur Henri — der ist schon vor einem Monat fortgereis't. So macht Ihr's ja immer. Ich kann's Euch gar nicht verdenken; denn die Mädchen haben selbst Schuld — aber ich sitze immer für den Rest." —

„Warum ist aber Henri fortgereis't?" fragte der Jüngling. —

„Nun wahrscheinlich hat man den Eltern hinterbracht, daß sie ihr Geld zum Fenster hinauswürfen, da der Herr Sohn sich in den Kollegen kaum blicken ließe. Wäre er hier,

ließ er sich vielleicht erweichen, dem armen Mädchen zu helfen, obgleich zwingen kann man ihn ja nicht."

„Das ist ein Glück," nicht wahr, Papa?" fragte der junge Mann lachend. „Doch da kommt ja eine Suite von Bekannten. Der Valmy ist auch darunter. Nun, Papa — heitere Miene, die Leute wollen frühstücken — ich seh's ihnen an. Da muß heute der Beaunewein herhalten." —

Während dieser Worte war ein Schwarm junger Leute eingetreten, die stürmisch zu frühstücken verlangten. Sie redeten durcheinander und einer von ihnen umfaßte eine schon ziemlich bejahrte Frau, die am Eingange der Schenke vor einem Korbe Austern stand und die man gewöhnlich „Austernfrau" nennt.

„Nun, Marguerite," schrie der étudiant, „habt Ihr noch viel im Korbe! Wir müssen heute mindestens vierzig Dutzend haben. Morbleu, das soll ein Frühstück werden, Papa Goya, Chablis, Beaune, Bordeaux — Alles première qualité — Cotelettes en masse, Käs' und Brod — schnell. Nun, was glotzt Ihr mich an? He, kennt Ihr das? — Ich bezahle heute!" — Dabei zog er eine gespickte Börse heraus, aus welcher Gold hervorschimmerte. —

Während Goya's Gesicht eine gewisse Zufriedenheit widerspiegelte, während er selbst das mit Zinn beschlagene Comptoir von den vielen Gläsern säuberte, die darauf standen, drückten die Physiognomieen der übrigen Gäste, die zufällig in der Boutique waren, eine verschlossene Heiterkeit aus. Es waren größtentheils Arbeiter, die kümmerlich und im

Schweiße ihres Angesichts ihr Leben fristen mußten. Sie tranken ihren Canon und machten gegenseitig Späße; aber der Scherz kam nicht frei aus der Brust heraus. Woher mochte das rühren? Aus dem einfachen Grunde, weil die Armuth sich im Reichthum, selbst, wenn er nur vermeintlich ist, nun einmal nicht sonnen kann, und so auch umgekehrt. Stellt reich und arm zusammen, immer werden beide genirt sein, so wie beide einen Funken von Noblesse im Busen tragen. Deshalb mochten auch wohl unsere jungen Leute in dasjenige Zimmer hineingehen, welches dazu bestimmt war, die feineren Gäste aufzunehmen. — Das Zimmer war eben nicht eleganter eingerichtet als die Flur. Dabei herrschte auch keine reine, erfrischende Luft darin.

„Man sitzt verflucht hart auf diesen Bänken," meinte der Eine der étudiants. —

„Und welcher parfum hier herrscht!" rief ein Zweiter aus.

„Wahrhaftig, wir sind Esel, dem alten Goya noch immer die Aufwartung zu machen," meinte Karl Valmy, der seinen Kopf an den Ofen kehrte und gähnte.

„Ei was, Du hast gut reden," versetzte ein Vierter, „Du stehst nicht in Goya's Schuldbuch. Von uns fordert schon die Dankbarkeit, dem Alten nicht untreu zu werden. Ueberdies ißt man hier sehr gut und sein Wein —"

„Der ist ausgezeichnet," riefen Alle insgesammt.

„D'rum laßt uns ihn trinken," rief der étudiant aus, den wir vorhin im Gespräch mit Goya gefunden haben. Er erhob sich und schwenkte ein gefülltes Glas über seinem Kopfe. —

Die Uebrigen folgten diesem Beispiel.

„Auf das Wohl —"

„Ah bah, fort mit diesen banalen Toasten," schrie ein junger, blondlockiger Student, „wenn's ein Toast sein muß, so laßt mich einen ausbringen. Ich trinke mein Glas auf das gute Gedeihen der cotelettes, daß sie nicht zu fett und nicht zu klein sind, auch darauf, daß die Austern nicht stinken, auch darauf, daß der Beaunewein nicht nach dem Korke schmecke; aber ich trinke nie auf das Wohl eines Andern."

„Bravo," schrieen die Uebrigen. „Also unser Frühstück soll leben!"

„Vorausgesetzt, daß es genießbar ist," bemerkte Karl Valmy, mit der Gabel einen Marsch trommelnd. —

„Keine Bitterkeit," schrie der junge Mann, auf dessen Kosten das heutige dejeuner stattfand. „Lieber Karl, Du bist noch nicht General; thu' mir den Gefallen und begnüge Dich mit dem, was Du bekommen wirst."

„Ich begnüge mich ja mit Allem," meinte Karl lächelnd. „Doch — ihr habt Recht, keine Bitterkeit. Ich bin immer etwas verstimmt des Morgens. Das geht aber bald vorüber." —

Die Austern wurden gebracht und bald konnte man vor dem Geklirr der Austernschaalen und Gläser, vor dem Durcheinanderschreien der jungen Leute, weder zum Hören, noch zum Verständniß kommen. —

„Kinder, Ihr macht einen Heidenskandal," bemerkte Goya, indem er eine ungeheure Schüssel mit Hammelkarbonaden auf den Tisch setzte.

„Papa Goya täuscht sich," meinte ein schon ältlicher étudiant mit einem ungeheuren Knebelbarte. „Wir sind gute Katholiken, nicht wahr, meine Herren?"

„Hört 'mal Papa, fürchtet Ihr etwa für Eure Einwohnerin?" fragte der uns schon bekannte junge Mann.

„Ei bewahre," versetzte der Alte, indem er aus der Thür ging.

„Was ist's mit der Einwohnerin?" schrieen mehrere Stimmen auf einmal.

„Hm 's ist eine Hündin, die Junge werfen will," versetzte der junge Mann ruhig, der trotz seines ersten Frühstücks tapfer in die cotelettes einhieb.

„Ist sie hübsch?" hörte man Einige fragen, während Andere, die vermuthlich die Antwort ihres Kameraden nicht verstanden hatten, entgegenfragten: „Welcher Race gehört sie an?"

Ein allgemeines Gelächter brach aus.

„Worüber lachen Sie, meine Herren," fuhr der junge Mann fort. „Ob sie hübsch ist, weiß ich nicht; denn ich habe sie nicht gesehen; welcher Race sie angehört, kann ich Ihnen aber mit Bestimmtheit sagen, nämlich der weiblichen."

Die heitere Stimmung der jungen Leute fand durch diese Aeußerung nur noch mehr Nahrung. Auch leuchtete aus den Augen Einiger schon die Wirkung des Weins hervor. — Karl sprach und lachte ungemein viel. Plötzlich erhob er sich und rief aus: „Meine Herren, ein Toast! Ich trinke dieses Glas auf ein glückliches Gebären unserer Einwohnerin!" —

„Bravo," schrieen die Andern. „Auf ein Zwillings-

paar," ließ sich Einer vernehmen. — „Ei, das ist zu wenig," meinte ein Zweiter. „Aller guten Dinge müssen drei sein. Auf ein Drillings-Paar?"

Aehnliche Witze hörte man noch mehrere, welche vermuthen ließen, daß schon die viehische Natur des Menschen in diesen jungen Leuten heraufbeschworen war. Karl, dem im Anfang dieser Scene der Mißmuth auf der Stirne stand, hatte jenen zu verscheuchen gewußt. Er sah heiter aus, obgleich ganz anders als damals, wo wir ihm zuerst gegenübertraten. Die frühere Frische seiner Züge war dahin. Er war blaß und sein Auge leuchtete weniger treu und kindlich als sonst. Der Timbre der Unschuld war von diesem Gesichte entflohen und an seine Stelle war ein anderer getreten, nämlich der durchlebter Nächte, der jener jugendlichen Frivolität, wie sie die jüngere Generation jetzt durchweg zeigt. Die Eleganz seiner Bewegungen war ebenfalls merklich getrübt worden und die künstlerische Sorgfalt, die er früher auf sein Aeußeres verwendet hatte, trat nur noch in der feinen Wäsche hervor; seine übrigen Kleidungsstücke, wie auch sein Haar trugen merkliche Spuren der Unordnung und der Liederlichkeit an sich. Ueberhaupt war Karl etwas liederlich geworden, wie man es in der Jugend leicht wird, wenn man sich der Arbeit entfremdet. Schon war der Keim der Langeweile in seine Brust gelegt. Freilich, jetzt wußte Karl nichts davon, in diesem Augenblick war sein die Welt, in diesem Augenblicke dachte er weder an Vergangenheit noch Zukunft, er gedachte nur des Moments, und daher kam es auch wohl, daß er freudig in die Hände klatschte, als sich Einer im

Kreise mit folgenden Worten erhob: „Es wäre doch gar zu köstlich, wenn wir insgesammt der Wöchnerin einen Besuch abstatteten.“

„Das werdet Ihr hübsch bleiben lassen,“ donnerte Goya, der, mit dem Dessert beladen, so eben eintrat. — „Wenn mir auch der ganze Kram höchst widerlich ist,“ fuhr er milder fort, „so sähe ich's doch sehr ungern, wenn man sich über die Kranke in deren Gegenwart lustig machte. Das arme Ding ist eher zu beklagen, als zu belachen. Ueberhaupt, meine Herren, würden Sie ein gutes Werk thun, wenn Sie der Armen etwas aufhülfen.“ —

„Das wollen wir ja auch,“ schrie ein schon ziemlich angetrunkenes Mitglied dieser Gesellschaft, indem er Miene machte aufzustehen. —

„Nicht so, wie Sie's meinen,“ erwiederte Goya. „Wie wär's, meine Herren, wenn Sie für das Mädchen eine kleine Collecte veranstalteten? Sie schuldet mir schon für zwei Monate den Miethzins, überdies für Nahrung, Apothekerrechnungen ꝛc.“ —

„Ja, laßt uns eine Collecte machen,“ rief Karl aus. „Ich gebe zwanzig Francs.“

„Hoho,“ schrieen Mehre durcheinander, „das ist viel zu viel, und noch dazu für Jemanden, den man nicht gesehen hat.“ —

Mancher der jungen bonvivants wurde durch die Aufforderung des alten Goya etwas nüchtern. Einige griffen verlegen in ihre Taschen und schienen nach dem Gelde zu suchen; Andere schrieen dem Alten entgegen: „Papa, schreibe

drei Francs — vier Francs auf unsere Rechnung; noch Andere meinten wieder, sie gäben nichts, bevor sie nichts gesehen hätten. —

„Und ich gebe in keinem Falle etwas," sagte trocken derjenige von den Zechbrüdern, welcher das dejeuner spendete.

„Warum nicht," fragte Goya; „scheint's doch, als hätte der Alte einen Wechsel geschickt?" —

„Das hat er auch," versetzte der junge Mann; „aber bloß, um meine Schulden zu bezahlen. Wie sagte doch noch der Alte, als ich ihn verließ, um bei Euch, Papa Goya, Jurisprudenz zu lernen. Richtig — „bezahle nie die Schulden eines Andern." Das ist einfach, klar und vernünftig. Man muß die Rathschläge der Eltern in Ehren halten; überdies, mein lieber Goya, verdient Ihr heute genug an mir. Damit könnt Ihr dem armen Ding schon Gutes thun."

„Sehr vernünftig gesprochen," schrieen die Andern. —

„Uebrigens," fuhr er fort, „damit Ihr seht, daß ich ein Herz im Leibe habe, schenke ich der Kranken eine Flasche Bordeaurwein. Das ist auch eine Art Medicin." —

„Ich bin der Meinung," gab der Aelteste in diesem Kreise zu vernehmen, „daß Einer aus unserer Mitte der Kranken auf galante Weise diese Medicin zu überreichen hat." —

„Das muß Karl sein," riefen Mehre zugleich.

Karl sträubte sich, endlich gab er den Bitten der Uebrigen nach, nahm eine Flasche Bordeaux, und machte sich auf den Weg nach dem Zimmer der Kranken. — Doch vorher gab ihm Papa Goya ein Licht und sagte ihm die Nummer des Krankenzimmers.

Karl schritt in einen schmalen Gang hinein, der ohne Licht kaum zu passiren gewesen wäre. Am Ende dieses Ganges stieß er auf eine Treppe und auf einen schmalen Streifen Himmelslicht, das sich durch ein kleines Fenster Bahn zu brechen wußte. Karl stieg die morsche Treppe hinan. Wohin er auch blickte, überall traten ihm Aermlichkeit und Schmutz entgegen. *) Die Fliesen auf den Korridors waren theils zerbrochen, theils herausgelös't. Die Thüren zu den Zimmern schienen kaum verschließbar zu sein; denn sie waren alle angelehnt und mehrere trugen Löcher zur Schau. Dabei herrschte eine Luft in diesen Mauern, die von Krankheitsstoffen aller Art geschwängert sein mochte.

Endlich war Karl im fünften Stock angelangt. Er fand nur zwei Thüren. Die eine schien die ihm von Gova gesagte Nummer zu haben. Er öffnete sie leise und trat in's Zimmer. Es war durch eine kleine Nachtlampe schwach erleuchtet; das eine Fenster, welches dieses Zimmer, oder richtiger dieses Loch hatte, ging auf den Korridor hinaus und machte das arme Lampenflämmchen um so nothwendiger. Die Wände waren großentheils kahl und schmutzig, hie und da hing ein Fetzen Tapete, der im Vereine mit einem kattunenen Kleide und einem darüber hängenden Strohhute den einzigen Schmuck dieses Raumes bildete. Das Ganze hatte mehr das Aussehen einer gewesenen Rumpelkammer, die

*) Die Mehrzahl der Wohnungen dieser marchands de vin könnte dem Innern nach zu der Vermuthung führen, daß sie statt Bürger den Auswurf der Gesellschaft beherbergten.

nur momentan zur Behausung eines menschlichen Wesens diente, als das eines von vorn herein zu diesem Zweck bestimmten Zimmers. Einige in die Ecken geschobenen Kasten, Tonnen und Wirthschaftsgeräthe konnten nur dazu dienen, diese Vermuthung zu bestätigen. Rechts stand das Bett. Soll ich noch sagen, daß es ärmlich war? Man hatte mehrere wollene Decken darauf gelegt zur größeren Wärmung, trotzdem hörte Karl das Zähneklappern der Kranken. Vor dem Bett stand ein Stuhl und ein kleines Tischchen, auf dem sich mehrere Medicingläser befanden. —

Die Kranke war mit dem Gesichte der Wand zugekehrt, und hatte Karl's Eintreten nicht gehört. — Karl warf scheu seine Blicke umher; es wurde ihm unheimlich zu Muthe. Er setzte die Flasche Bordeaux auf den Stuhl und hob das mitgebrachte Licht in die Höhe, so daß der Schein desselben auf die Kranke fiel. Diese wandte langsam ihr Antlitz. „Allmächtiger Gott!“ schrie sie auf, indem sie ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckte, und Karl's Händen entfiel das Licht. Es war Johanna, es war seine erste Liebe, die er vor sich sah. Es war die muntere Grisette, die mit ihm getändelt, gekos't und ihn zuletzt noch betrogen hatte, es war *seine* Johanna, die er in dieser entsetzlichen Behausung wiederfand. Wie blaß sie aussieht, dachte Karl, und ihre Wangen blühten einst rosenroth, wie entfleischt ihr Arm, der einst so viel Rundung und Fülle hatte. Sie holt Athem wie eine Sterbende, und doch sog sie einst frisch und fröhlich die Luft Gottes ein.

Johanna mußte in diesem Augenblick an die Schattenseite des Grisettenlebens erinnern. So lange das muntere,

liebenswürdige, bescheidene Geschöpf, Grisette genannt, über ihre Hände gebieten und mit ihren Augen Beschützer suchen kann, so lange sie noch Arbeit und Nahrung findet, sei diese noch so karg, ist sie eine der interessantesten Erscheinungen in der modernen Gesellschaft Frankreichs; aber so wie sie krank wird, so wie sie Niemanden hat, der sie Sonntags auf den Ball oder zu einem Mittagsmahle, sei es auch nur ärmlich, führen kann, so wie sie keine Patronin hat, die sie für wenige Sous vom frühen Morgen bis zum späten Abend zu beschäftigen weiß, so wie sie abgeschlossen ist von dem fröhlichen Treiben ihrer Freunde und Freundinnen, von ihrem lieben Paris, von all' den schönen Sachen, die sie nur sehen will, und deren bloßes Anschauen ihr schon Vergnügen macht — dann gleicht sie einer geknickten Blume; man mag sie noch so sehr mit Wasser erfrischen, sie wird dennoch dahinwelken. —

Johanna war eine solche geknickte Blume. Sie hatte so fröhlich hineingeschaut in diese Welt, ihr war Alles so rosig erschienen, nicht bloß deshalb, weil sie den Sohn eines angesehenen Mannes zum Geliebten gehabt hatte, sondern mehr deshalb, weil sie jener Art Mädchen angehörte, die mit Allem zufrieden, Allem Interesse zu entlocken wissen. In ihr war nie der Gedanke aufgestiegen, ihr Verhältniß zu Karl auf eine eigennützige Weise auszubeuten. Sie hatte die Geschenke des jungen Mannes angenommen, ohne daran zu denken, daß diese sie für immer binden könnten. Eine Grisette denkt überhaupt an kein ewiges Bündniß, will sich überhaupt selten binden lassen. Nur dann, wenn sie in der gegenwärtigen Lage Johanna's ist, fällt ihr gar Manches ein; sie wird nach-

denkend und es erscheint ihr die Ehe in den lockendsten Gestaltungen. —

Johanna hatte an Karl's keuschem Wesen Gefallen gefunden. Sie fühlte sich geehrt dadurch, daß ein so hochstehender junger Mann, wie Karl, mit einem so unbedeutenden Dinge, wie sie sich selbst vorkam, Bekanntschaft pflegte. Sie hatte den Reden und Bemerkungen zugehorcht und sie einige Zeit sehr interessant gefunden, obgleich sie sie nicht verstand; aber eben, weil letzteres der Fall war, wurde er ihr auf die Dauer langweilig. Sie fühlte sich beengt, daß sie sich nicht gegen ihren Geliebten aussprechen konnte, aus Furcht, sich lächerlich unwissend zu zeigen, und daher mochte es wohl gekommen sein, daß sie das in ihren Augen nicht passende Verhältniß auflöst'te und einem **commis voyageur** Gehör gab, mit dem sie nach Herzenslust lachen und dummes Zeug schwatzen konnte. Der **commis voyageur** reis'te fort, und überlieferte sie einem Studenten, der sie in das Haus des Papa Goya brachte. Aber als er ihren Zustand erkannte, verließ er sie, und so sehen wir sie krank, hülflos, fröstelnd, elend den entsetzlichen Schmerzen einer Geburt entgegengehen. Sie wird ein Kind gebären, das zwar nicht nach einem Vater schreien wird (denn die Kinder kommen nicht mit der Idee eines Vaters auf die Welt); aber das einer kräftigen Stütze bedarf, um nicht alsbald wieder in das Nichts zurückzusinken, wo ihm in den meisten Fällen besser wäre. Und das Kind wird, da die Mutter nichts für dasselbe hat, oft nicht einmal die erste Nahrung, dem Findelhause übergeben, und die Welt schreit Ach und Wehe über ein solches Verfahren. Erbärm-

liches Geschrei einer heuchlerischen Tugend, die schamlos vergißt, daß sie gleich erbötig wäre, dasselbe zu thun, so bald sie sich in ähnlicher Lage befände, die, wenn sie den Gesetzen der Moral genügt, dies mehr aus Gewohnheit geschehen läßt, oder auch aus Furcht, im entgegengesetzten Falle verhöhnt und verstoßen zu werden, als aus angebornem Triebe. *) —

*) Unter tausend Familienvätern sind mindestens fünfhundert, die, gleich Rousseau, ihre Kinder dem Findelhause überliefern würden, vorzüglich dann, wenn sie ihnen nichts Neues mehr sind; trotzdem hat sich auch hier die Feigheit einer heuchlerischen Tugend geltend gemacht, indem sie mit dem Munde verdammt, was das Herz sich wünscht. Und diese fünfhundert Familienväter genügen der Form, die ihnen die Gesellschaft auferlegt, und übernehmen die Erziehung ihrer Kinder, d. h. sie schicken sie in die Schule, wo man sie statt zu tüchtigen Staatsbürgern zu entnervten Menschen heranbildet, die keine Idee von einem wahren Staate haben, und die sich eher Mitglieder einer Affengesellschaft nennen könnten, als Menschen. Die Schulerziehung, ohne die der Familie, kann nur geringen Nutzen, aber das größte Verderben stiften. Jeder denke an seine Schuljahre zurück, und er wird, wenn er gerecht ist, dies bestätigen. Aber in unserer Gesellschaft giebt es fast nur eine Schulerziehung; denn die Familie existirt nur noch in schwachen Symptomen, vorzüglich in Frankreich. Man schickt das Kind in die Schule und glaubt damit genug gethan zu haben. Und in der Schule lernt es „nützliche Kenntnisse", die es in späteren Zeiten oft nicht vor dem Verhungern bewahren können. Es lernt Ideale träumen, wo die Wirklichkeit mit so gebieterischer Stimme ihre Rechte geltend macht. Rousseau wußte das; deshalb versuchte er sich selbsteigen in der Erziehung seiner Kinder. Aber dies gestaltete sich schwerer, als er gedacht hatte. Rousseau war zu weich gestimmt, um Härte zu üben, und besaß nicht Langmuth genug, um die Hartnäckigkeit eines Kindes durch Milde zu bekämpfen. Rousseau verlor die Geduld, dieses wesentliche Erforderniß einer vernünftigen Erziehung; die Härte war gegen sein Prinzip, die Schulen und Pensionen erschienen ihm nur mit zu

Karl hatte sich zitternd dem Bette Johanna's genähert. „Mademoiselle," begann er mit schwankender, bewegter Stimme, „unten befindet sich eine Gesellschaft junger Leute, die mich wählte, Ihnen eine Flasche Bordeauxwein anzubieten, in der Hoffnung, daß Sie diese Gabe als ein Zeichen der Theilnahme betrachten und daher auch nicht verschmähen würden." Dabei legte er leise seine Börse auf den Tisch und verließ rasch das Krankenzimmer Johanna's.

---

großem Rechte verwerflich — was blieb ihm übrig, als dem Staate die Kinder zu übergeben? Vielleicht dachte er, daß der Staat am besten die letzteren zu seinen Bürgern heranbilden könnte. Mag man diesen Schritt vom Standpunkt der älterlichen Pflicht noch so verwerflich finden, er zeigt mindestens Geradheit der Gesinnung, die man unter der Mehrzahl der Familien vergebens sucht.

Sechstes Kapitel.

Edmund von Flamen ist endlich der beglückte Gatte Luise Valmy's geworden. Beglückt? Dieses Wort zwingt mich, etwas über die Procedur zu sagen, die man namentlich in den höheren Ständen Frankreichs beim Ehevertrage befolgt. Der Prozeß ist sehr einfach und dauert bei Weitem nicht so lange, als die Schließung eines Ehekontraktes in Deutschland. Der Franzose besinnt sich bekanntlich nicht lange; auch er ruft veni, vidi, vici aus, und in den meisten Fällen hat er Recht. Die Ehe ist, wie so vieles Andere in Frankreich, ein Geschäft; man sucht es so schnell, und mit so großem Gewinn wie möglich abzumachen. Man hält um die Hand eines Mädchens an, und zwar sehr oft schriftlich. Sie wird gewährt, je nachdem der Bewerber sich als berechtigt dazu legitimirt. Geschieht dies, so wird das Jawort bewilligt, die Bedingungen stipulirt, der Kontrakt geschlossen. Die Brautleute sehen sich dann oft zum ersten Male. Nachdem sie beide dem Maire die Bewilligung ihrer Eltern zu ihrer Verheirathung eingesandt haben, erfolgt das Aufgebot d. h. acht oder vierzehn Tage vor der Trauung liest man am

Eingange der Mairie die Namen der Brautleute. Am Tage der Verbindung geht man in Begleitung von vier Zeugen vor den Maire. Dieser lies't den auf die Verheirathung bezüglichen Artikel des Code civil, und spricht, nachdem die Brautleute durch eine Bejahung diesen Artikel anerkannt haben, die einfachen schönen Worte aus: Vous êtes unis au nom de la loi! Die Zeugen treten hinzu, unterschreiben die Akte, und die Ehe ist geschlossen. Zwar tritt oft die Kirche auf, um auch ihren Consens zu geben; aber sie ist nur Zugabe, welche die Mehrzahl als überflüssig und lästig zurückweis't. Und im Grunde hat diese Recht; denn die Ehe ist ein rein bürgerlicher Act, der nur deshalb existirt und existiren muß, weil dadurch die Aeltern verpflichtet werden, für die Erziehung der Kinder zu sorgen. Könnte z. B. das Gouvernement diese Erziehung übernehmen, so müßte die Ehe wegfallen und dem Gefühle wäre weniger die Zwangsjacke angelegt. Daß die Kirche dem Act der Verheirathung kein moralisches Gewicht geben kann, lehrt die Erfahrung; denn die Ehe wird, mit wenigen Ausnahmen in allen Ländern als eine leere Formel betrachtet, ein gesetzlicher Deckmantel, um mit Anstand Kinder zu zeugen und Privatzwecke zu verfolgen. Napoleon wußte das sehr gut, deshalb betrachtete er die Ehe als den Block, der die Bürger an den Staat fesselt, wie den Gefangenen an die Mauer seines Gefängnisses.

Aus der Schnelligkeit, mit der die Ehen in Frankreich geschlossen werden, aus der Einfachheit der Prozedur möchte hervorgehen, daß man diesen Schritt als etwas sehr Gewöhnliches, Alltägliches betrachtet, von dem man nicht nöthig hat,

so viel Aufhebens, so vielen Lärmen zu machen, wie z. B. in Deutschland. Der Franzose besinnt sich nicht lange genug, und der Deutsche zu lange. Jenem kommt oft die Besinnung erst nach der That, dieser kann in den meisten Fällen vor lauter Besinnung gar nicht zur That gelangen. So geht's auch Beiden im Punkte der Heirath. Deutschland hat wieder das Glück, in seinen Bräuten und Bräutigamen höchst komische Figuren zu besitzen. Das kommt daher, weil der Deutsche sich überall gleich bleibt, denn überall als Bürger des Staats, Geliebter, Viertrinker und Feinschmecker, zeigt er sich als personificirte Geduldsamkeit. Und das ist eine verzweifelt langweilige Gestalt, deren Säfte nach drei Jahren vertrocknen, so daß nichts nachbleibt, als dürres Reiß, das schon im ersten Jahre der Ehe in Flammen aufgeht. Uebrigens fürchte ich, wird Edmund, der doch auch auf ächte Pariser Art geheirathet hat, dasselbe Loos theilen. Man sehe ihn nur an, er schaut verdrießlich d'rein, und ist doch kaum vier Wochen verheirathet. Sollte es daher kommen, weil er, wie alle kindlichen Gemüther, sehr viel erwartet hatte, und nur wenig fand?

Nachdem er das Herz Louisens mit allerlei verführerischen Mitteln umstellt, hatte er den verhängnißvollen Sprung danach gewagt, und siehe da, Louise ließ sich willig fangen. Der alte Valmy hatte auch nichts dagegen, weil im Grunde Edmund von Flamen eine recht angenehme und annehmbare Parthie war. Der Ruf, das Einkommen des Pianisten — Alles dies wog reichlich die Eigenschaften irgend eines Militairs oder eines Diplomaten, welche beiden Stände sich der be-

sondern Gunst des Generals erfreuten, reichlich auf. Die Bereitwilligkeit, mit welcher Louise die Hand Edmund's annahm, mag vielleicht Manchen in Erstaunen setzen, verwunderte sie doch anfänglich Edmund selbst. Aber bei näherer Kenntniß der französischen socialen Verhältnisse, so wie auch des Charakters der Generalstochter, wird diese gerechtfertigt dastehen. Louise betrachtete, wie die Mehrzahl der Französinnen, die Ehe als ein Mittel, noch größere Freiheiten zu besitzen, als sie ausnahmsweise schon hatte. In Frankreich vertauschen die jungen Mädchen der höheren Stände das Pensionat mit dem Ehestande, oder, wie sie sich ausdrücken, die Sklaverei mit der Freiheit, mag diese nun in der Gestalt eines Greises oder eines Jünglings, der Häßlichkeit oder Schönheit erscheinen. Louise war zwar schon lange dem Pensionate entlassen und genoß sehr viele Freiheiten; aber sie fühlte recht wohl, daß sie nur erst dann wahrhaft frei würde, wenn sie unter dem Deckmantel der Ehe den Einflüsterungen ihrer Lieblingsneigungen ungehindert folgen könnte. Auch sie mochte wohl in Gedanken Manchem die Worte zugerufen haben, welche Byron von einer Spanierin hören mußte: „O Sie sind ein schöner Mann! Warten Sie, bis ich verheirathet bin.“ Ueberdies war Louise jenem Alter nahe gekommen, wo die Frauen à tout prix unter die Haube müssen. Dann sind die Ansprüche bedeutend herabgestimmt, die man z. B. als zwanzigjähriges Mädchen stellt. Wie häßlich erscheint dann der Name Jungfrau; was früher stolz die Brust hob, drückt sie jetzt nieder, und es giebt Momente, wo die

Mädchen vor einem Verbrechen nicht zurückbeben würden, führte es ihnen nur gleich den Ehegemahl zu.

Edmund ahnte von dem Allen nichts, oder doch nur sehr wenig. Er war froh, die Generalstochter heimgeführt zu haben. Daß wir ihn trotzdem nach einer vierwöchentlichen Intervalle verdrießlich finden, muß wohl seine eigene Bewandtniß haben. Und so war es auch. —

Edmund hatte der Sitte gemäß gleich nach der Hochzeit mit der Neuvermählten eine Reise unternommen. Die ersten vierzehn Tage fühlte man sich gegenseitig zufrieden; Louise genoß den Reiz der Neuheit, welchen ihre jetzige Lage darbot, Edmund vergnügte sich darin, sich als Ehemann präsentiren zu können. Aber nach Verlauf der vierzehn Tage regte sich in Louise die Lust, Paris wiederzusehen; sie hatte an Edmund und am Reisen genug. Sie fing an zu grollen, schmollte so lange, bis der edle Edmund von Flamen umkehrte und nach Paris zurückfuhr. Hier erwartete sie eine reich dekorirte und comfortable gehaltene Wohnung, in die sie als Neuvermählte einzogen, welche sich zum ersten Male gegenseitig bespiegelt und allerlei Flecken wahrgenommen haben. Edmund war anfänglich überrascht; er begriff nicht, was seine Frau hatte nach Paris ziehen können, da er doch bei ihr gewesen war. Er wurde nachdenkend, trotzdem begegnete er seiner Frau mit aller möglichen Aufmerksamkeit, die nur ein Neuvermählter haben kann. Er führte sie spazieren, in's Theater, er versäumte keinen Moment, sich mit ihr zu zeigen und wie alle Neuvermählte im Stillen zu sagen: „Seht, da bin ich, ich, der Ehemann, an der Seite

meiner Frau!“ Jedoch Louise, die sich einige Male hatte spazieren führen lassen, rief endlich aus: „Aber man geht doch nicht immer spazieren!“ Edmund fand dies sehr vernünftig und blieb zu Hause, an der Seite seiner Louise, oder am Klavier. Er, der sich in Alles leicht finden konnte, war auch damit zufrieden. Nur konnte er sich nicht erklären, daß seine Frau mehr daran Vergnügen fand, ein Buch zu lesen, einen Brief zu schreiben oder auf die Straße zu sehen, als sich mit ihm zu beschäftigen. Deshalb finden wir ihn heute verdrießlich und mürrisch im Zimmer auf und ab gehen, während Louise in einer Fenstervertiefung steht, in der Hand eine Stickerei haltend und dann und wann den Blick auf die Straße werfend. Eine heiße Julisonne versuchte ihre Strahlen durch die tüllnen Vorhänge und das Laub der am Fenster aufgestellten Rosenbäume zu drängen; Louise trug ein grünes Mousselinkleid und sah allerliebst aus ihren Locken à l'anglaise heraus. —

„Fühlen Sie sich vielleicht unwohl, Edmund,“ fragte sie nachlässig, „Sie sehen heute sehr blaß aus.“

„Nicht doch, meine Liebe,“ versetzte Edmund, ihr lächelnd entgegen tretend; „ich denke nur daran, daß wir dieses schöne Wetter im südlichen Frankreich besser genossen hätten, als hier, wo wir ungesunde Zimmerluft einathmen.“

„Wir können das Fenster öffnen,“ meinte Louise.

„Um Gotteswillen nicht, das würde die Sache nur verschlimmern. Sie sind mit einer Broderie beschäftigt, Madame; darf ich fragen —“

„Für wen anders könnte sie wohl bestimmt sein, als für Sie?“ erwiderte Louise, indem sie gleichgültig fortarbeitete. —

Edmund's Antlitz strahlte freudiges Entzücken wieder. Er ergriff die Hand seiner Gemahlin und drückte zärtlich einen Kuß darauf. —

Louise mußte über die Galanterie des Ehemannes lächeln. Als aber dieser sie sanft zu sich ziehen wollte, sagte sie: „Aber mein lieber Edmund, wie können Sie nur eine solche Zärtlichkeit an den Tag legen?“ —

Edmund horchte hoch auf; in seinem Gesichte malte sich einige Ueberraschung. — „Ist denn die Zärtlichkeit nicht natürliche Verbündete der Liebe, und liebe ich Sie nicht so sehr?“ fragte er seufzend. —

Louise betrachtete ihn einige Minuten, dann sagte sie, gutmüthig lächelnd: „Edmund, sein Sie doch nicht so kindisch, Sie seufzen wie ein Liebhaber! Man hat mir immer gesagt, daß die Liebe in der Ehe aufhöre, und daher mögen wohl mit Recht liebende, zärtliche Ehemänner komische Figuren unserer Gesellschaft spielen.“

„Aber was ist die Ehe ohne die Liebe?“ fragte Edmund, einige Wolken des Unmuths auf seiner Stirn blicken lassend. —

„Das weiß ich noch nicht ganz,“ murmelte Louise düster. „Die Ehe ohne die Liebe?“ wiederholte sie heiterer; „nun, ich denke mir als eine solche diejenige, deren Glück am längsten dauert. Warum? Weil sie das stete Beisammensein ver-

hindert und so den Reiz der Neuheit länger zu fesseln vermag."

Edmund ging auf und ab; Louise arbeitete gleichgültig an ihrer Stickerei fort. Plötzlich fragte sie: „Wissen Sie, wie ich mir die Ehe denke? Als ein gemeinschaftliches Uebereinkommen, im völligen Besitz individueller Freiheit zusammen zu leben." —

„So, Madame, das klingt ja ganz modern," meinte Edmund, indem er sich in einen Stuhl warf.

„Verstehen Sie mich recht, Freund. Diese Freiheit betrachte ich nur als das Resultat eines gegenseitigen, unbedingten Vertrauens. Ueberhaupt sollte nur dann eine Ehe geschlossen werden, wenn man sich gegenseitig keiner Niedrigkeit der Gesinnung fähig hält. Vorher glauben, daß man nur durch stete Aufsicht eine Störung des häuslichen Glücks vermeiden könne, und dennoch eine Ehe eingehen — das scheint mir absurd." —

Edmund athmete freier. Er hatte anfänglich geglaubt, daß Louise diese individuelle Freiheit weiter ausdehnen würde, als sie es jetzt zu erkennen gab. Er erhob sich wieder und näherte sich ihr. —

„Werden Sie heute, wie gestern, den ganzen Tag zu Hause bleiben?" fragte er. —

„Ich weiß nicht, Edmund. Wahscheinlich. Ich liebe nicht das Herumlaufen, zumal, wenn es so heiß ist, wie heute." —

„Wir können ja fahren, Holde."

„Ach, das Angenehme einer Spazierfahrt geht im Staube unter, den man einschluckt.“ —

„Sie haben Recht. Zwar giebt's im Bois de Boulogne kühle, schattige Rasen unter dem reichen Laub der Bäume, wo kein Staub hindringt; aber Sie sind nun einmal keine Freundin der Natur, Sie lieben die Kunst, d'rum wollen wir heute Musik machen. Wissen Sie, daß ich Ihnen eine kleine Ueberraschung aufgespart habe?“

Louise sah fragend ihren Gatten an. Dieser ging an den Flügel und begann ein reizendes Salonstück zu spielen, eine jener Kompositionen des Tags, die Geschmack und Eleganz mit Fadheit und Leerheit verbinden. —

„Wie finden Sie diese Pièce?“ fragte Edmund, nachdem er geendigt hatte.

„Reizend, charmant,“ rief Louise mit der ihr eigenen Pariser Lebhaftigkeit aus. —

„Welche Gefühle schienen Ihnen darin ausgesprochen?“ fragte Edmund lächelnd.

Louise stockte; sie sah ihren Gemahl scharf an. „Nun,“ begann sie lächelnd, „das Stück könnte la coquette heißen.“ —

„Es heißt Louise,“ versetzte Edmund, seiner Gattin die Pièce hinhaltend.

„Ei, ei, eine hübsche Ueberraschung. Die Zeichnung meines Charakters ist Ihnen sehr gelungen. Ganz Paris muß Ihnen dafür dankbar sein!“ —

„Und Sie?“ fragte Edmund leise.

„Nun, auch ich danke Ihnen,“ erwiderte sie, ihrem Gemahl die Hand reichend. —

Aus der so eben nur flüchtig gezeichneten Scene mag man den Standpunkt erkennen, den Edmund und Louise der Gesellschaft gegenüber einnehmen. Diese wollte genießen, ohne gekettet zu sein; jener hatte schon genossen und wollte sich für immer ketten. Der hieraus entspringende Konflikt machte sich, wie bereits gesagt, schon in den ersten vierzehn Tagen ihrer Verheirathung geltend; aber mit der Zeit mußte er sich weit fühlbarer gestalten, und so geschah's auch. Das kindliche, oft kindische Wesen Edmund's konnte auf die Dauer dem lebhaften, ächt modernen Charakter Louisens nicht zusagen. Diese fand unausstehlich, was Edmund als natürliche Folge der Häuslichkeit erachtete, nämlich, das stete Beisammensein; daher zog sie sich nach Verlauf einiger Wochen in ihr Zimmer zurück und erschien nur während des Frühstücks und des Mittagessens.

Edmund war mit dieser Art des Zusammenlebens durchaus nicht einverstanden. Er hatte sich das eheliche Leben anders ausgemalt. Er hatte sich ein Zimmer geträumt, in welchem der stille Frieden der Häuslichkeit, das geräuschlose poetische Schaffen eines ihm verwandten Wesens, der Gattin, seine künstlerische Produktionskraft wecken, sein Herz beleben würde. Er hatte geglaubt, daß die Ehe ihm außer häuslichem Glücke noch Reichthum der Ideen, Kraft und Muth zu größeren Arbeiten verleihen müßte. Aber mit dem geträumten Zimmer war es anders geworden. Es kam ihm eben so leer und gewöhnlich vor, als vor seiner Verheirathung; ja, es wollte ihm sogar scheinen, als verlören sich seine musikalischen Ideen alle nach und nach in den Sand.

Er wollte mit der Ursache dieser tristen Position (wie er seinen Zustand nannte) zürnen; aber wenn ihm Louise des Morgens beim Frühstück mit den Worten entgegentrat: „Nun, Edmund, wie haben Sie geschlafen?“ und ihm dabei die Hand reichte, so war er für den Moment zufrieden gestellt, und „das Weitere mußte sich finden.“ Aber es fand sich nicht; denn nach dem Frühstück schützte Louise entweder Migraine oder Visiten vor, so daß er sich während der langen Zeit bis zum Mittagessen allein fand, wo er denn oft verzweiflungsvoll den Hut nahm und ebenfalls das Zimmer des „häuslichen Glücks“ verließ. Glaubte Edmund den Moment gefunden, in welchem er einen Vorwurf geltend machen konnte, so erschien ihm Louise immer so liebenswürdig, daß das Motiv des Vorwurfs verschwinden mußte. Edmund, der bald einsah, daß Louise ihm nie jenes geträumte Glück der Ehe gewähren könne, wandte sich an den General; jedoch dieser, ohnehin seitdem er fast allein im Hause war, mürrisch und verdrießlich, antwortete ihm in ächt militairischer Weise. „Aber zum Teufel, wozu haben Sie denn geheirathet? Um eine Frau zu haben, die Ihnen den ganzen Tag auf dem Schooße sitzt? Meine Louise ist eine Frau, die besser ihre Pflichten kennt und danken Sie Gott dafür.“ —

Edmund wurde über diese Antwort etwas konsternirt. Er schloß sich in sein Zimmer und ließ sich seiner Frau krank melden.

Louise ging zu ihm: „Du bist krank Edmund?“ rief

sie ihm entgegen, „soll ich einen Arzt rufen lassen?“ — Edmund antwortete nicht, sondern warf ihr einen melancholischen Blick zu. —

„Ich sehe die Gefahr ist größer, als ich gedacht habe,“ fuhr Louise fort, die schnell die Ursache dieser Krankheit erkannte. Sie schellte. „Um Gotteswillen, was machen Sie,“ rief Edmund aus, indem er aufsprang. Inzwischen war der Groom eingetreten. „Nun, Edmund, soll ich den Arzt rufen lassen?“ fragte Louise lächelnd. „Nein, es ist nicht nöthig, es wird schon vorübergehen.“ Der Groom entfernte sich, bald darauf Louise ebenfalls. —

Am andern Tage sah Edmund sehr vergnügt aus, er erschöpfte sich Louise gegenüber in bon mots und Plaisanterieen. Er hatte in der Nacht beschlossen, sein Schicksal als Mann zu tragen, oder, wie man in Frankreich sagt, il avait pris son parti. Er war Louise durchaus nicht mehr lästig, drang nicht in sie, ihm zuzuhören, wenn er Klavier spielte, oder mit ihm in den Tuileriengarten zu gehen, kurz, er war ein ächter Pariser Ehemann geworden.

Louise sah dies mit Ueberraschung und zugleich mit großer Freude. Sie fühlte sich endlich frei. Sie blieb gegen Edmund dieselbe, zuvorkommend, liebenswürdig, sie ließ sich sogar öfterer als sonst von ihm in Gesellschaft führen, wozu aber Edmund nach und nach wenig Lust mehr bezeigte. Er brachte die Abende zu, wie vor seiner Verheirathung, mit Freunden, Loretten, in der Oper, im Café, bei Maitressen

und Sängerinnen. Anfänglich that er's, um sich zu zerstreuen, später aus Gewohnheit. Während deß suchte Louise sich zu amüsiren. Sie hatte einige Liebesintriguen eingefädelt, deren Abspinnung für sie nichts als Amüsement war. Louise gehörte bald zu den Frauen, wie sie sich der Mehrzahl nach in der modernen Gesellschaft vorfinden, d. h. die nichts fühlen und denken, als sich selbst. Für diese Frauen giebt es zwei Dinge, um die sich ihre ganze Existenz dreht, Toilette und Amüsement. Zwar haben wir Louise in einer Gefühlsregung überrascht, und zwar zu Gunsten Theodors; aber diese Regung war mehr Caprice als Realität gewesen. Sie wollte den Triumph haben, den spröden Theodor Kayser besiegt zu haben, und würde sicher in ihrem Eifer darin nicht erkaltet sein, hätte sie nicht bei Theodor selbst zu sehen geglaubt, daß dieser nicht so unzugänglich sei, wie man allgemein vermuthet. Louise war eine kluge Frau; daher kam es, daß sie die Monotonie einer Pariser Ehe auf geschickte Weise aufzuheben wußte. Sie betrachtete das Leben als eine Aufgabe, sich so wenig Verdruß wie möglich zu machen, und sie verstand es meisterhaft, diese Aufgabe zu lösen. Sah sie, daß die Besuche, Promenaden, Theater und Concerte anfingen, ihr lästig zu werden, so warf sie ihre Augen auf irgend eine interessante Salonerscheinung, suchte diese zu fesseln, was ihr auch immer gelang, und begann die Komödie der Liebelei, die sie mit reizender Koketterie zu spielen verstand.

Und Edmund? Der blieb wie immer, ein Kind. Seine Begeisterung für den Ehestand war dahin; er sah sich nach einer neuen um. En attendant lebte er, wie er immer gelebt

hatte, als ächter Pariser Pianist, d. h. als ein Mann, der den fashionablen Damen während des Unterrichts etwas vorschläft, oder geschieht dies nicht, sich in eleganten Phrasen über die neueste Oper, das neueste Ballet, die neueste Sängerin ausläßt. Das Beste dabei ist, daß die Damen in der Regel „enorme Fortschritte" machen, denn sie zahlen enorme Preise. —

Edmund sann, da ihm Hymen nicht die verheißene Anregung zum künstlerischen Schaffen gebracht hatte, auf neue Auskunftsmittel. Er wähnte noch immer, daß ihm Inspiration und Begeisterung durchaus nothwendig seien. Er hatte diese in den verschiedenartigsten Dingen gesucht, nur nicht, wie ich bereits zu Anfang dieser Schilderungen sagte, in dem, wo er sie hätte suchen sollen, in der Musik. Er wollte große Emotionen, und vergaß, daß nichts größere verursacht, als die Musik. Aber Edmund konnte sie in dieser nicht finden, weil ihm die Natur dazu abging, weil er ein Kind der Gesellschaft war, einer Gesellschaft, deren Boden das Gedeihen einer wahrhaft musikalischen Natur nicht zuläßt. Obgleich ein Fond von Naivetät, unerläßliches Bedingniß des musikalischen Schaffens, in ihm vorhanden gewesen war, hatte er doch zu verschiedenartige, der Musik heterogene Elemente in sich aufgenommen, so daß sich jener Fond nothwendigerweise verwischen mußte. Statt sich von den schädlichen Einflüssen der socialen Zustände fern zu halten, hatte er sich im Gegentheil ihnen hingegeben; statt nur in der Musik zu leben, nur in ihr sein Heil zu suchen, hatte er nach diesem außerhalb ihres Bereiches geforscht, und mußte daher zu ihr immer

als ein Fremdling zurückkehren. Das ist der Fluch alles Modernen, daß es uns uns selbst fremd macht, das Gute, das wir hatten, zerbröckelt, zerrieben, in alle Weltgegenden weht, wo es nirgends Wurzel fassen, keimen und Blüthen tragen kann, und daß es uns statt dessen mit allen möglichen und sogenannten Schätzen ausstattet, die unsere edelsten Säfte ausdorren und uns vor der Zeit alt machen. Edmund würde zu einer andern Zeit, unter andern Umständen, weder ein Wunderkind, noch später Virtuose geworden sein, die musikalische Natur würde sich rein in ihm erhalten und Werke zu Tage gefördert haben, die weniger der Mode bedurft hätten, um sanktionirt zu werden; aber in unserer Zeit konnte er nichts Anderes werden als er war — ein Klavierspieler.

Siebentes Kapitel.

Die Sonne ist im Sinken, und in den verschiedenen Strahlen derselben erglänzt der jardin du Luxembourg noch einmal in seiner alten, königlichen Pracht. Der Garten ist sehr belebt, vorzüglich durch die Studenten, die an der Seite ihrer Frauen hindurch ziehen nach dem Ball, jenem Balle, der durch die Chaumière verherrlicht worden ist. Wie sie so dahin ziehen, den Zug der Freude im Gesicht, halb und halb schon cancanirend, könnten sie das Bild des Bürgers liefern, der nach vollbrachter Tagesarbeit hinaus in's Freie zieht, um sich und seinem Weibe eine Erholung zu gönnen, sähen sie nicht gar zu heiter aus. Der Pariser Student übt im Grunde alle Funktionen des bürgerlichen Lebens aus, er ist auch ein Bürger, mit dem Unterschiede, daß Andere für ihn die Abgaben zahlen, die Uniform der Nationalgarde anziehen, und daß er weniger an das Morgen denkt, als der gesetzliche Familienvater. Daher auch sein heiteres munteres Wesen, das gewaltig mit der Miene des wirklichen Bürgers contrastirt. Der Beweis wird uns schon in diesem Augenblick geliefert. Dort ein Student, hier ein sogenannter Familienvater. Jener

pfeift die neueste Quadrille Tolbecque's, und zwingt seine Grisette, danach zu hüpfen. Er führt eine laute Konversation, macht sich über irgend einen Aufseher lustig, indem er gelassen seine Cigarre weiter raucht und dann und wann einem Vorüberwandelnden ein fröhliches „bon soir, comment ça va!" zuruft. Er denkt nichts Anderes dabei, als daß der heutige Ball sehr interessant werden muß, lacht, ist vergnügt und erinnert sich durchaus nicht, daß der Restaurateur heute erklärt hat, ihm nicht mehr borgen zu wollen. Und nun dieser Familienvater hier! Er geht gesenkten Hauptes an der Seite seiner legitimen Frau einher. Sein Blick ist todt, er sieht nichts von der untergehenden Sonne, von dem brillanten Kolorit, das sie auf den Garten und die Menschen darin wirft; er hört nicht das Hallohgeschrei der Kinder, die umherspringen und spielen, er hat genug mit seinen eigenen Kindern zu thun, die um ihn herumkrabbeln und deren Geschrei ihm widerlich ist. Er hat den ganzen Tag gearbeitet und eilt nach Hause, um zu ruhen. Aber die Frau, die auch gearbeitet hat, will nicht ruhen, sie will in's Freie, Menschen sehen, natürlich unter dem Vorwande, daß die Kinder frische Luft schöpfen müssen; und der Mann, der noch im ersten Stadium der Ehe ist, zieht seinen Sonntagsrock an, hilft die Kinder anziehen und geht stillschweigend mit seiner Familie hinaus in's Freie. Er ist todtmüde und hätte jeden Augenblick Lust, einzukniken und zu schlafen, aber seine Frau zieht ihn mit sich fort und sucht ihn durch eine Abhandlung über häusliche Oekonomie aufzuheitern. Sie spricht von ihren Nachbarn, auch davon, daß das Schuhzeug der Kinder geflickt

werden müsse, daß sie noch nicht recht wisse, was sie morgen essen sollten, und nimmt auf diese Weise dem armen Ehemann den letzten Lebensfunken. Erschöpft sinkt er auf eine Bank und wünscht im Herzen Frau und Kind zum Teufel. So der Familienvater. Zwar sehen wir manchen (selbst in diesem Garten), dessen Aeußeres ein bei Weitem freundlicheres Bild liefert; aber wir sehen ihn eigenthümlicherweise allein. Entweder trollt seine Frau mit den Kindern einige Schritte hinter ihm her, was das zweite Stadium der Ehe verkündet, oder er hat sie auch ganz daheim gelassen, untrügliches Zeichen, daß er sich im dritten Stadium befindet.

Von dem Allen weiß unser Student nichts; er schreitet gelassen fort, bis er von fern die Chaumière hört; dann verdoppelt er seine Schritte, um jene sobald wie möglich zu sehen. Und sieht er sie nur erst, dann steht er auch schon in Reihe und Glied, und tanzt, tanzt, bis er nicht mehr kann, d. h. bis er kein Geld mehr hat. So geht's auch in diesem Augenblick, wo der Ball besonders lebhaft ist. Die Chaumière ist der Lieblingsaufenthalt der Studenten, so wie sie sich mit ihren Frauen zusammenfinden. Wenn der Himmel heiter ist und die Luft warm, dann versammeln sie sich hier und bewahrheiten den Spruch, daß die französische Jugend die heiterste und liebenswürdigste von der Welt sein kann und in den meisten Fällen auch ist. —

Die Chaumière, welche nichts als ein großer Garten mit einem Gebäude in Schweizerform ist, könnte als die Stätte betrachtet werden, wo die französischen Jünglinge ihre ersten Thaten niederlegen; denn hier legen sie zuerst Beweise

des Muthes und der Tapferkeit ab, indem sie den zur Aufrechterhaltung der Moral und der Ordnung überall placirten Municipalgardisten dann und und wann ihren jugendlichen Uebermuth fühlen lassen. Freilich ist ihnen hierzu wenig Gelegenheit geboten, aber eben deshalb mag es wohl dann und wann geschehen; denn die Jugend greift gern nach dem, was ihr fern liegt. Im Uebrigen ist ihre Hauptbeschäftigung an diesem Orte das Tanzen, und zwar das graziöseste, liebenswürdigste, das es geben kann, das Cancaniren. Was man auch Falsches und Wahres darüber gesagt haben mag, Eins ist gewiß, der Cancan ist ein wesentliches Element im Bildungsgange der französischen Nation und liefert den besten Beweis von der künstlerischen Befähigung derselben zur Ausübung der höheren Tanzgattungen. Um dies bestätigt zu finden, brauchen wir nur einen Blick auf die Gruppen zu werfen, die sich in diesem Garten und um das Orchester gebildet haben. — Dort jenes blasse Mädchen mit dem schwarzen Crêpekleide und dem entblößten Halse, in der Hand statt des Fächers ein großes Blumenbouquet haltend, cancanirt so anmuthig, so graziös, daß sie selbst einer Ballettänzerin der großen Oper vorzuziehen wäre, dabei läßt sie in ihren Bewegungen nicht den leisesten Anflug der Unmoralität laut werden. Mit welcher Grazie wirft sie ihr Bouquet in den rechten Armwinkel, blickt mit Wohlgefallen darauf hinab; indem sie bald ihrem Tänzer durch schnell aufeinander folgende kleine Schritte entgegeneilt, oder auf dieselbe Weise sich von ihm zurückzieht, bald hier, bald dorthin ein Wort der Konversation werfend, jede Bewegung natürlich und abgerundet.

Nicht immer halten sich die Paare so streng in den Gränzen der Grazie, wie jenes Mädchen. Was hier stille Lust, ist dort aufbrausende Heiterkeit, und stille Lust wie Heiterkeit nehmen die Zephyrlüfte des Abends willig auf und tragen sie hinauf zu den Sternen, die treulich auf dieses bunte, abgerissene Stück des modernen gesellschaftlichen Lebens herabflimmern. Ich sage buntes Stück; denn die angebrachten Lampen mit bengalischen Flammen, verbunden mit dem reichlich gespendeten Gaslicht, lassen das Ganze in mancherlei Schattirungen erscheinen, die noch gehoben werden durch das stille Grün des Baumlaubes. Wer vom Himmel herab auf dieses Stück Erde blicken könnte, dem würde sein hoher Aufenthalt vielleicht langweilig werden, so lustig geht's oft auf dem bal de la Chaumière her. Was nicht tanzt, das überläßt sich der schönen, milden Abendluft, welche die Paare tief in den Garten hineinführt, wo nur spärlich das Licht und die Musik hindringt, oder, wen die Einsamkeit erdrückt, der sucht in der russischen Schaukel Befriedigung.

So wie an jedem Orte der gesellschaftlichen Freude, so tauchen auch hier dann und wann Gestalten auf, die von dem Hauche der allgemeinen Lebendigkeit gar nicht berührt zu sein scheinen, die einsam, mit gleichgültigem Blicke sich durch die Gruppen, die sich um die Tanzenden gebildet haben, drängen und sich unter dem Baumlaube verlieren, dann und wann irgend ein Paar fixiren und mit lächelnder Miene daran vorübergehen. Zu diesen gehören die Fremden, die Deutschen, vorzüglich die Engländer, die zur Devise die Redensart Lord

Flambourough's haben: „Je m'ennuie toujours;“*) auch diejenigen, die zu furchtsam sind, sich in den Strudel der allgemeinen Heiterkeit zu wagen, auch diejenigen, die jeder Ausbruch der Freude traurig stimmt. Es giebt Menschen, die im Ballsaal weinen und in der Tragödie lachen können, und in der That, nichts ist geeigneter, zur Melancholie zu stimmen, als Tanzweisen zu hören oder dem Tanze zuzusehen. Man kann sich dann weit weg träumen von dem Orte der Lust und der Freude; die Gestalten, die an unserm Auge vorüber walzen oder galloppiren, nehmen nach und nach phantastische Formen an und entführen uns in wilde Steppen, wo kein duftendes Kraut, kein weiches Moos grünt, und wo wir unsere Füße an dem steinigen Boden zerritzen. Oder wenn wir die Weisen nur in der Ferne hören und die Tanzenden vor unsere Phantasie rufen, fühlen wir uns noch herber angeregt, und wir denken dann an manches Leid, an manche Thräne, die noch zu trocknen wäre. Es bemächtigt sich unserer eine Sehnsucht, die uns namenlos elend macht und uns dennoch eine Art Befriedigung gewährt.

Karl gehörte ebenfalls zu denen, deren Gefühlsleben sich auf diese eigenthümliche Weise äußert. Auch er war heute mit mehreren Kameraden hinausgegangen und hatte sich in den Strom der Heiterkeit geworfen. Aber bald ging er matt und schwermüthig wieder an's Ufer und suchte die Baumlauben auf, um hier einen Moment der Ruhe zu genießen. Er war ohne weibliche Begleitung hinausgekommen;

*) Man lese den herrlichen Roman Jules Sandeau's: „le docteur Herbeau.“

denn seit dem Treubruche Johanna's hatte er, wie alle junge Männer in solchem Falle, das ganze Geschlecht in Verdacht. Ueberdies fühlte er seit einiger Zeit weniger das Bedürfniß des weiblichen Umganges, als vielmehr ein anderes, das der Auszeichnung, des Ruhms. Ja, für Karl war jener Moment gekommen, wo jeder Jüngling sich zu etwas Außerordentlichem berufen glaubt. Er blickte auf seine Musik zurück, und wunderte sich, daß sie ihm schon ziemlich fremd geworden war. Einen Augenblick stand er an, ob er sich ihr nicht von Neuem in die Arme werfen sollte; aber bald trat der Keim der Langeweile, der schon in seine Brust gelegt war, hervor und sagte ihm erst kleinlaut, dann immer deutlicher, daß es in unserer Zeit sehr schwer halte, sehr viele Mühe mache, in der Musik und durch sie zu glänzen. Karl hatte aber schon eine gewisse Scheu vor allzugroßer Mühe und dieser Einwurf kam ihm daher sehr gelegen. Trotzdem fühlte er sich für die Oeffentlichkeit berufen, und hiebei fiel ihm ein, daß die von seinem Vater für ihn gewählte Carrière der Diplomatie ebenfalls der Oeffentlichkeit angehöre. Erfreut darüber trieb er einige Wochen hindurch mit dem größten Eifer Jurisprudenz; war aber nicht wenig erstaunt über die Trockenheit und Abgeschmacktheit dieses Studiums. Dazu kam noch, daß es Karl von Neuem wieder zur Musik hinzog, daß sie ihm immer wieder zulächelte, wenn ihn die kleine Schrift des Code civil verwirrte. Aber das holde Antlitz der Musik verfinsterte sich für ihn, so wie es ihm mit der Maske der Wissenschaft gegenüber trat. Karl tröstete sich damit, daß er kein Geschick zur Erlernung des materiellen Wissens habe. Es ging ihm, wie es

allen jungen Leuten geht, die gleich zu den Resultaten der Wissenschaft und der Kunst gelangen möchten, ohne das hiezu nöthige Vorstudium durchmachen zu wollen, und die sich damit entschuldigen, daß die Natur ihnen nicht genug Geschick und Geduld zur Besiegung des starren Formenwesens verliehen habe. „Uns kann nur das Geistige bewegen, wir haben keinen Sinn für das Technische", heißt es dann unsinniger Weise. Karl hatte schon von der Biegsamkeit seines Geistes verloren; überdies war ihm das stille ruhige Fortarbeiten an einem Gegenstande fremd geworden. Seine Begabung war zersplittert, seine Aufmerksamkeit getheilt, es wurde ihm schwer, all' seine Fähigkeiten auf einen Punkt zu richten und überdies hatte sich seiner eine gewisse Unlust und Trägheit bemächtigt. Karl vergaß so, daß man in unserer Zeit nur dann sein Ziel erreichen kann, wenn man erstlich weiß, was man will, und dann auf diesen Punkt Alles richtet, was Einem geistig und physisch zu Gebote steht. Wird dieses Verfahren noch durch besondere Fähigkeiten, durch Talent unterstützt, so ist der Erfolg nicht so schwer zu erringen, wie man allgemein vorgiebt. Karl wußte im Grunde noch nicht, was er wollte; er wollte Alles und das ist schlimm. In unserer Zeit muß man mehr denn je specialisiren, weil die gesteigerten Ansprüche eine Verallgemeinerung des Talents noch thörichter, als bisher erscheinen lassen. Es ist an der Jugend charakteristisch, ihre Kräfte zu überschätzen, sie überhaupt wenig zu kennen; das ist ein Naturgesetz, dem auch Karl gehorchen mußte. Nachdem ihm das Studentenleben nicht mehr neu und anregend genug war, suchte er im Stu-

diren sein Heil; nachdem ihm dieses alt und monoton geworden, ergab er sich den Träumereien über seine Zukunft. Er malte sich diese recht hübsch aus und bewährte dabei eine reiche Phantasie. Bald sah er sich als berühmter Komponist eine seiner Opern dirigirend, bald erblickte er sich in der Deputirtenkammer, die Interessen des Volks vertretend, bald glaubte er sich auf den Brettern mit Kränzen geschmückt, bald dachte er sich als Autor einer Reihe ausgezeichneter Schriften u. s. w. Dann und wann fragte er sich auch wohl: „Aber wo die Kraft hernehmen, Eins oder das Andere auszuführen? Bah, hab' ich nicht Talent, wie mir schon so Viele gesagt haben." Und damit war die Frage abgethan und es wurde von Neuem geträumt. Oft überraschte er sich in kritischen Lagen, aus denen er sich immer so geschickt heraus zu winden wußte, daß er im glänzendsten Lichte erschien, versteht sich, Alles dies in der Phantasie.

Je länger sich Karl diesen Träumereien überließ, desto weniger that er, sie zu verwirklichen, desto unlustiger, ich möchte sagen, abgestumpfter wurde er. Nichts spannt mehr ab, dient mehr dazu, unsere Kräfte zu brechen, als derartige Träumereien. Sie machen uns geistig und physisch krank. Karl fühlte das recht gut, deshalb raffte er sich oft auf und setzte sich an die Arbeit. Aber zuerst fragte er sich: „Was soll ich arbeiten?" Und hatte er sich diese Frage beantwortet, arbeitete er wirklich, so konnte er oft stundenlang das Papier anstarren, ohne weiter zu kommen — er hatte sich in Träumereien über ganz andere Dinge verloren als diejenigen, welche ihn für den Moment beschäftigen sollten. Dann stand

er unmuthig auf und überließ sich den Vergnügungen, die ihm gerade in den Weg traten. So war es ihm auch heute ergangen; d'rum hatte er sich willig von einigen seiner Kameraden hierher nach der Chaumière führen lassen. Aber inmitten der Vergnügungen erinnerte er sich seiner Unthätigkeit, seiner Schwäche, und daher kam's, daß ihn jene nicht heiter stimmen konnten. Das war auch eine der Ursachen, warum er sich von der tanzenden Menge entfernte und in eine Laube begeben hatte.

Er fühlte sich in diesem Augenblicke tief bewegt, sehnte sich nach Befriedigung seiner Wünsche, Hoffnungen und Pläne. Er fühlte sich zerbrochen und in seine Augen stahl sich eine Thräne, die er jedoch schnell zerdrückte, indem er sich scheu umsah. Es that ihm leid, keinen Freund, keine Freundin zur Seite zu haben. Die Blätter über seinem Haupte wurden leicht vom Zephyr bewegt und das leise Säuseln derselben verschlang sich mit den Rythmen der Tanzweisen, deren Lärmen durch die Entfernung bedeutend gemildert war. Dann und wann glitten einzelne Paare in inniger Verschlingung vorüber. Karl fühlte sich allein, träumerisch blickte er nach oben. Er verlor sich in den Himmel, der sich so freundlich über ihm wölbte. Plötzlich hörte er seinen Namen nennen. Er schauderte zusammen. Theodor stand vor ihm. Die Freunde sahen sich lange einander an; dann reichte Karl ihm die Hand und zog ihn neben sich auf die Bank.

„Es ist eigen," begann Karl, „daß Du mich immer in Lagen antriffst, in denen überrascht zu werden lächerlich ist. Du wirst mich jetzt für mondsüchtig halten."

„Du täuschest Dich, Karl. Ich weiß, daß Du's jetzt weniger bist als damals, wo wir uns näher standen." —

„Damals", wiederholte Karl träumerisch, „damals war ich im Grunde glücklicher als jetzt!" —

„Das darf Dich nicht befremden. Je weiter der Mensch geht, desto unglücklicher fühlt er sich."

„Ich weiß," antwortete Karl.

„Theodor mußte lächeln über dieses „ich weiß." „Du bist, hör' ich, ein eifriger Studiosus geworden," sagte er weiter. —

„Man hat Dich falsch berichtet, ich studire sehr wenig." —

„Was treibst Du denn?"

„Ich langweile mich."

„Schon blasirt?"

In der That, Karl war schon blasirt. Auch ihn steckte die Krankheit der Zeit an, die man thörichter Weise oft für Affektation hält, wie die Ohnmachten bei den Damen. Aber nein, diese Blasirtheit existirt wirklich in den jungen Leuten, aus dem einfachen Grunde, weil die Jugend vor der Zeit die Periode erreicht, in welcher jeder Mensch nothwendigerweise blasirt sein muß. In den meisten Fällen gerathen die jungen Herren in den Fehler, ihre Blasirtheit zur Schau zu tragen, und dann kann man allerdings mit einiger Gewißheit sagen, daß es noch nicht so schlimm mit ihnen steht, wie sie selbst vermeinen. Derjenige, der in Wahrheit blasirt ist, d. h. der Allem gegenüber gleichgütig bleibt, den nichts erwärmt, nichts kalt läßt, dem überall sein unglückliches Ich entgegentritt, der wird seinen Zustand wenig zur Schau tragen, der

wird wenig an's Tageslicht treten und geschieht dies, gewiß nur in den Farben, die mit jenem Lichte harmoniren, soweit ihm dies überhaupt möglich ist. Aber Karl war noch nicht bis zu diesem Punkte der Blasirtheit gekommen. Er war nur insofern blasirt, als der Wurm der Langeweile an ihm nagte. Dieser Wurm findet ein günstiges Terrain in dem Boden unserer Gesellschaft, und daher kommt es, daß er so weit verbreitet ist. —

Die ironische Frage Theodor's brachte auf Karl einen herben Eindruck hervor. Er gedachte der Unterredung, in welcher jener ihm voraus gesagt hatte, was jetzt begann einzutreffen. Es ärgerte ihn, in diesem Augenblick durch seine Reden Theodor Veranlassung gegeben zu haben, seine Worte bestätigt zu finden. D'rum antwortete er mit erzwungener Ruhe: „Blasirt? O nein, blasirt bin ich nicht, ich habe noch genug von den schönen Sachen, die Du Illusionen nennst."

„Das ist ja recht schön", meinte Theodor; „pflege sie, suche sie Dir zu bewahren, und Du wirst Dich weniger unglücklich fühlen als jetzt —"

Es entstand eine Pause. Karl blickte vor sich hin. Seine melancholische Stimmung war in Mißmuth umgewandelt. Als er Theodor so plötzlich vor sich gesehen hatte, war er freudig bewegt worden; denn es thut wohl, ein bekanntes Gesicht nach langer Trennung wiederzusehen. Aber seine Freude war bald dahin, als sein Freund ihm wieder in der Gestalt einer Mahnung erschien. Er fühlte sich beschämt und war unwillig darüber. „Es ist doch eigen," sagte er

sich, „daß ich ihm immer in einem unvortheilhaften Lichte gegenüber stehen muß! Er beschloß, das Gespräch über gleichgültige Dinge fortzuführen, in der Meinung, seinen Seelenzustand vor seinem Freunde verbergen zu können. —

„Wie kommt es, daß man Dich hier trifft," fragte er.

„Ja, das möchte ich mich selbst fragen", antwortete Theodor lachend. „Ich bin gegangen und gegangen und fand mich plötzlich hier —"

„So? Das ist sonderbar. Ich bin hergekommen, weil ich es wollte. Für mich ist die Chaumière ein allerliebster Aufenthalt, wenn ich auch kein Herz darin habe." —

„Nun, ich sehe, daß Dir Dein Studentenleben Früchte getragen hat. Du bist witzig, das wollte Dir früher nie gelingen."

„O, man macht Fortschritte, man bleibt nicht immer so naiv."

„Das ist schlimm!" —

„Verzeih'," fiel Karl rasch ein, „ich sehe dort eine allerliebste Kleine, mit der ich die nächste Quadrille tanzen muß. Adieu, Theodor, auf Wiedersehen." —

Er eilte fort, griff die erste beste Grisette auf, der er habhaft werden konnte und stürzte in die Reihen der Tänzer. Karl tanzte aus — Aerger und Verdruß. Er beschloß, von nun an Theodor auszuweichen. Und doch war kein Grund hiezu vorhanden; aber so ist der Mensch, vorzüglich in der Jugend; was seine persönliche Eitelkeit nicht befriedigt, das ärgert, das verdrießt ihn. — Karl wurde nach dem Tanze von seinen Freunden umringt. —

„Was hast Du denn", rief der Eine; „Du tanzest ja wie ein Rasender!" —

„Vielleicht ist er rasend," meinte ein Anderer.

„Verliebt," fügte lachend ein Dritter hinzu.

„Soll ich Dir eine Cigarrette drehen?" fragte lachend eine schwarzäugige Lorette. —

„Thut, was ihr wollt," schrie Karl — „nur Wein her. Ich muß trinken, viel trinken."

Und er trank so lange, bis seine Freunde ihn nach Hause tragen mußten.

Wir müssen Karl jetzt verlassen; denn wir haben ihn bis zu dem Wendepunkte seines Lebens geführt. Er wird noch einige Jahre „fuitisiren", dann von seinem Vater in irgend ein ministerielles Bureau gesteckt, als untauglich wieder entlassen werden und sein Leben in Saus und Braus als sogenanntes untergegangenes Genie beschließen. Das ist die Zukunft Karl's, wie aller primitiven Naturen, die mit der modernen Gesellschaft in zu nahe Berührung treten. Und wenn man den Vater fragen wird: „Hatten Sie nicht einen hoffnungsvollen Sohn?" so wird er antworten: „Aus den hoffnungsvollen Söhnen werden heut' zu Tage immer Taugenichtse," ohne zu ahnen, daß er mit diesen Worten das schrecklichste Verdammungsurtheil unserer Gesellschaft ausgesprochen hat. —

Schreckliche Folgen.

Auf einer Wanderung durch Holstein und Lauenburg kam ich auch in das reizend gelegene Ratzeburg. Hier wohnte einer meiner Freunde, ein junger Arzt, der eigenthümlicherweise außer an seine Medicin auch noch an die Kunst glaubte. Auf dem Wege zu ihm mußte ich an blühenden Gärten vorüber, die sich einer in den andern schlängelten und die üppigste Vegetation entfalteten, die dem Auge und in vieler Beziehung auch der Nase geboten werden konnte. Endlich kam ich denn auch an die Thür, die in den Garten meines Freundes führte. Ich trat ein und wand mich durch duftende Blumenbeete und schattige Laubgänge hindurch vor ein Häuschen, das wie mit einem Teppich schöner, üppiger Pflanzen von weichen, dem Auge wohlthuenden Farben überzogen war. Das Häuschen hatte ein breites Parterre und einen schmalen ersten Stock, darüber kam ein Dachfensterchen, in dem in diesem Augenblick die Sonne glitzerte. Die Fenster der Parterrewohnung waren geöffnet, was nicht wenig dazu diente, das üppig wuchernde Kraut in ihrer Umgebung in die Enge zu treiben. Schon beim Eingange in den Garten hatte ich

die Töne eines Klaviers vernommen, die, je näher ich dem Häuschen kam, immer vielgestaltiger wurden. „Mein Mediciner muß sehr viel geübt haben," sagte ich mir. In der That wurde das Instrument mit einer virtuosenmäßigen Fertigkeit behandelt, die ich endlich als die eines ersten Meisters erkannte. Ich war überrascht und konnte mich demnach auch nicht enthalten, in die Fenster der Wohnung hineinzusehen; aber wie staunte ich erst, als ich statt des vermutheten Freundes am Klavier die Gestalt eines mir ganz unbekannten jungen Mannes fand. War ich verkehrt gekommen, oder nahm das Aroma der Pflanzenwelt meine Sinne gefangen? Eigenthümlicherweise beunruhigten mich diese Gedanken kaum einen Moment, so sehr wurde ich von der Erscheinung des jungen Mannes und dem Spiel desselben angezogen. Es war eine stämmige Gestalt, mit einem beinahe viereckigem Gesichte, das im Grundton eine fast krankhafte Bläße zeigte, die in diesem Augenblick mit mehreren dunkelrothen Flecken vermischt war, welche wahrscheinlich in Folge des erregten Spiels auf die Oberfläche traten. Die Augen waren klein, aber glühten so feurig und zugleich so unheimlich, daß sich unwillkürlich bei ihrem Anblick mein Herz zusammenpreßte. Dieses Gesicht machte sich noch schmerzlicher geltend, als ich dann und wann über dasselbe ein ironisches, dämonisches Lächeln gleiten sah, so schnell und schneidend wie der Blitz, dem gleichsam von Seiten der Finger des jungen Mannes der Donner folgte; denn so wie das Lächeln kam, rollten die Akkorde in wilder Hast aus dem Instrument heraus, bis sie sich in einem leisen Wimmern der Ermattung verloren. Aber dieser Moment

dauerte kaum einige Sekunden, dann stürmte es wieder unter den Fingern des jungen Mannes, dann hob sich seine Gestalt, dann strafften sich seine Sehnen, dann war Alles an ihm wieder Feuer und Gluth. Eben jetzt erfaßt es ihn wieder wie ein Feuer, das beinahe schon erloschen, plötzlich neue Nahrung bekommt, zu einer Alles verzehrenden Flamme ward; so auch der Jüngling. Die Finger gleiten wie Furien über die Tasten, ein höllischer Gallopp, in Oktaven gespielt, entzündet sich unter ihnen, das Tempo wird immer rascher, so rasch, daß kaum das Ohr zu folgen vermag; die Melodie klingt immer wilder, unheimlicher; widersinnige Akkorde durchschnitten die Luft, wie das Heisageschrei der Dämonen, und unwillkürlich tönt in mir die wilde Jagd unsers Bürger nach. Der junge Mann lächelt nicht mehr, er lacht, ein krampfhaftes Lachen, das mich schaudern macht, jetzt bewegt er den Mund, er murmelt unverständliche Worte, er schreit, hu, wie das klingt, fast wie Wahnsinn. Allmächtiger Gott, sollte das ein Wahnsinniger sein?

Kaum hatte ich diesen Gedanken gefaßt, so rang sich ein furchtbarer Schrei aus der Brust des jungen Virtuosen, ein sforzando klang durch die Saiten, wie ein Schwertstreich, der plötzlich den Knäuel der Leidenschaften zerhaut, und der Unglückliche fiel zu Boden. In demselben Augenblick trat mein Freund ein, begleitet von zwei Dienern. Die nahmen den Unglücklichen in ihre Mitte und führten ihn ab.

Eine halbe Stunde darauf ging ich mit dem Doktor im Garten spazieren.

„Also ein Musiker ist das?" wiederholte ich fragend.

„Ja wohl, ein Musiker, einer meiner Schulkollegen, der schon als Kind durch sein ausgezeichnetes Spiel Aufsehen erregte."

„Er muß noch jung sein."

„Kaum zwei und zwanzig."

„Und schon wahnsinnig."

„Das heißt nur momentan. Hätte ich ihn in seinem Spiel gestört, so würdest Du einen der furchtbarsten Ausbrüche mit angesehen haben, den wir kennen; während er jetzt so zahm und unschuldig wie ein Kind ist."

„Aber woher diese Anfälle?"

Mein Freund zögerte mit der Antwort, seine Züge waren schmerzlich bewegt, mehrmals fuhr er mit der Hand darüber hin, als wollte er einen unangenehmen Gedanken verscheuchen. Endlich richtete er sein Auge auf mich und sagte träumerisch: „Es kann nur nützen"; dann fuhr er lauter fort: „Ich will Dir die Geschichte des jungen Mannes erzählen, sie wird Dir Manches bestätigen, was Du über die moderne Gesellschaft ausgesprochen hast, und dürfte vielleicht geeigneter sein, der Welt mitgetheilt zu werden, als die Phantasieausbrüche unserer jugendlichen Poeten."

„Der junge Mann heißt Reinhold Sylter und ist der Sohn unbemittelter Aeltern aus Berlin. Schon in der Schule wußte er durch seine ausgezeichneten Anlagen die größten Hoffnungen zu erregen. Er lernte schnell und leicht, etwas, was den Vater nicht wenig erfreute, der deshalb auch mit Recht in ihm die Stütze seines Alters erblickte. Der junge Reinhold war also der Stolz und die Freude der

Aeltern, der Lehrer, kurz aller Welt. Er war's seines bescheidenen stillen Wesens, seines Fleißes und schließlich noch seines musikalischen Talents halber, das die Mutter in den gesellschaftlichen Kreisen immer so hübsch geltend zu machen wußte. Nur mit Einem konnten sich weder Vater noch Lehrer ganz einverstanden erklären; dieses Eine war eine gewisse Träumerei, die Reinhold dann und wann befiel, und aus der er schwer zu befreien war; diese Träumerei war scheinbar durch nichts angeregt, sie kam von selbst, sie überraschte ihn in der fröhlichsten Gesellschaft, in der Schule, im Hause, vor Allem aber am Klavier. Hier konnte er stundenlang sitzen und, wie es schien, ganz mit seinem Spiel beschäftigt, aber ein aufmerksamer Beobachter mußte finden, daß er an etwas Anderes dachte, daß er träumte. Trotzdem klangen die Töne, die er dem Instrumente entlockte, nicht ausdruckslos, im Gegentheil: sie schienen von den wärmsten Regungen des Herzens diktirt zu sein; aber das Leuchten seines Auges, die verklärte Melancholie seiner Züge deuteten an, daß er weniger mit diesen Tönen, als mit dem Bilde beschäftigt war, welches sie vor seine Seele zauberten. Wenn er vor dem Klavier saß und man ihn aufmerksam beobachtete, konnte man sehr leicht zu dem Gedanken kommen, daß sich vor seinem Auge irgend etwas bewegte, in dessen Anschauen er versunken war. Dieser Gedanke konnte um so leichter Eingang finden, als Reinhold fast nie der Noten bedurfte. Er brauchte ein Stück nur einmal zu spielen, um es auswendig zu wissen; in der Regel improvisirte er und zwar, trotz eines gänzlichen Mangels aller

Compositionskenntniß so vortrefflich, daß der Musiklehrer darüber außer sich gerieth und ein über das andere Mal erklärte, Reinhold müsse sich der Kunst, der Musik widmen. Sein träumerisches Wesen, seine ganze Individualität deuteten darauf hin, daß er ein geborner Künstler sei, wer das nicht einsehe, müsse blind sein, oder das Unglück des Kindes wollen u. s. w. In der That schienen diese Aeußerungen des Lehrers nicht so ganz haltlos zu sein. Wenn man den Charakter des Vaters berücksichtigte, der etwas Pedantisch-Herkömmliches und Starres hatte, wenn man ferner die fixe Idee desselben kannte, daß der Kaufmannsstand der beste, solideste sei, daß nur der Kaufmann sein Glück in der Welt machen könne und daß demnach auch Reinhold unbedingt Kaufmann werden müsse, so ließ sich allerdings leicht vermuthen, daß eben diese eigenthümlichen Ansichten und Willensmeinungen des Vaters, die so sehr mit denen des Sohnes kontrastirten, den geheimen Kummer des letzteren ausmachten.

Reinhold war um diese Zeit zwölf Jahre und er sollte im Comptoir seines Vaters das erste Stadium der merkantilischen Carrière betreten. Da wurde er plötzlich krank, ein Nervenfieber überfiel ihn und fesselte ihn mehrere Monate an's Bett. Die Eltern waren trostlos, um so mehr, da der Arzt ein sehr bedenkliches Gesicht machte und am Ende gar erklärte, der Krankheit müsse irgend ein Seelenübel zum Grunde liegen. Der Musiklehrer hörte dies und rief triumphirend aus: „Hab' ich nicht Recht gehabt? Der Junge ist krank, weil er Kaufmann werden soll und zum Musiker geboren ist.“ Ach, weder der Lehrer noch der Arzt hatten eine

Ahnung von Psychologie, beide schossen in's Blaue. Aber der Schein war für sie, und da in unserer Gesellschaft meistens der Schein den Kern vertreten muß, so wurde am Ende auch der Vater überzeugt (die Mutter war es schon längst) und dem Söhnchen versprochen, daß er Musiker werden solle, nur müsse er dann auch hübsch gesund werden. Und o Wunder, er wurde gesund, die Kräfte kamen wieder, die Wangen rötheten sich, die Augen wurden klarer, kurz neues Leben kam über unsern Reinhold.

Man ging nun endlich daran, ihn für die neue Carrière vorzubereiten. Der Vater that's mit schwerem Herzen, und wenn wir hätten hineinsehen können, wer weiß, ob wir da noch viel Liebe für den Sohn gefunden haben würden. Es ist nun einmal nicht wegzuläugnen, daß wir dann am meisten lieben, wenn unsere Wünsche und Hoffnungen nicht darunter leiden. — Reinhold wurde einem europäisch berühmten Meister übergeben, der ebenfalls die bedeutenden Anlagen in ihm erkannte und das Beste versprach. In der That, Reinhold machte in kurzer Zeit rapide Fortschritte, namentlich war der Meister über die Fülle der Phantasie entzückt, die der Schüler in seinen Compositionsversuchen entwickelte. Vor Allem aber glänzte Reinhold im Klavierspiel, so daß der Meister meinte, er könne sich schon dreist hören lassen. Diese Aeußerung that dem Knaben wohl, noch mehr aber der Mutter, die denn auch alles Mögliche aufbot, eine Gelegenheit zu finden, ihr Söhnchen öffentlich bewundern zu lassen. Wenn eine Mutter für ihr Kind etwas Erreichbares will, so wird sie in der Regel zum Ziel kommen. So geschah's denn

auch bei Reinhold. In einem Wohlthätigkeitskonzerte hatte er eine Phantasie von Thalberg vorzutragen. Er gefiel natürlich außerordentlich; mit Beifall überschüttet, wurde ihm sogar am Schluß ein Kranz zugeworfen. Dies war ein unerhörtes Ereigniß und erschütterte selbst den Vater. Die Mutter lächelte still, ein sehr verdächtiges Lächeln. Was sie aber vor Wonne außer sich brachte, waren die Urtheilssprüche bewährter Musiker, die dem Knaben die glänzendste Zukunft versprachen. Du weißt, gerade in den Künsten, und ganz besonders in der Musik, giebt es viele Leute, die mit solchen Urtheilssprüchen gleich bei der Hand sind. Sie sprechen über die Zukunft eines Menschen, als wenn sie sie machen könnten. Mir sind solche Prophezeihungen immer sehr komisch erschienen; als wenn die Carrière des Talents in der modernen Gesellschaft nicht von tausend Zufälligkeiten abhinge, die außer ihm sind. Unendlich viele Talente kommen mit diesen Dingen gar nicht in Berührung; das sind die, die ewig im Dachstübchen bleiben, und von denen die Welt sagt, sie haben Unrecht, Künstler zu sein.

Nun, Reinhold hatte dies weniger zu befürchten. Er war ein ächtes Talent, vor allen Dingen aber so gebettet, daß hundert Hände bereit waren, ihn zu tragen. Es konnte ihm also nicht fehlen. Und in der That, Reinhold war kaum vierzehn Jahre, so hatte er sich schon ein vaterstädtisches Renommé erworben. Er spielte in allen Concerten und komponirte lustig darauf los. Da er nun dabei immer sehr blaß aussah, so kamen die Aeltern auf die Vermuthung, er überarbeite sich, er nehme das Ding auch gar zu ernsthaft u. s. w.

Der Arzt theilte diese Vermuthung. Man beschloß also, bei herannahender Saison das Söhnchen auf's Land zu geben. Und so geschah's denn auch.

Aber zum größten Erstaunen und Leidwesen seiner Angehörigen wurde Reinhold statt gesünder, kräftiger, nur kränker, schwächer. Ja er hatte schon Momente gänzlicher Abspannung und Sinnlosigkeit. Es war an seinem Geburtstage, wo es die Aeltern zum ersten Male erfuhren. Sie hatten zu seiner Ehre ein großes Mittagsessen veranstaltet, an welchem unter Andern auch ich Theil nahm. Daß es bei dieser Festlichkeit an Lobeserhebungen über den Gefeierten nicht fehlte, versteht sich von selbst. Die Aufnahme, welche sie bei dem Letztern fanden, war aber eine so eigenthümliche, daß sie meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Reinhold lachte nämlich allen denen gerade in's Gesicht, die mit und von ihm sprachen. Dieses Lachen barg durchaus keine Ironie, wie ich im ersten Augenblick vermuthete, sondern vielmehr das unheimliche Symptom der Geistesabwesenheit, des Wahnsinns. Diese Bemerkung, die mich einigermaßen erschreckte, und die ich natürlich für mich behielt, fand noch ihre volle Bestätigung in den Aeußerungen, die Reinhold fallen ließ. Es waren abgerissene Sätze, zum großen Theil sinnlos, die durchaus nicht in die Konversation paßten, und die allenfalls in einem Kreis berauschter Menschen für einen ungeheuren Witz gelten konnten. Die Mehrzahl der Gäste nahm sie ebenfalls dafür an, nur der Vater fand seinen Sohn sehr sonderbar und sah jeden Augenblick mit theils finsterem, theils ängstlichem Blick zu ihm hinüber. Reinhold

merkte jedoch nichts davon, sondern fuhr fort zu lachen und sehr viel dummes Zeug zu sprechen. Endlich riß dem Papa die Geduld, im Ton der höchsten Strenge rief er ihm über den Tisch zu, ein anständigeres, würdigeres Betragen vorwalten zu lassen. Aber der Sohn nahm diese Epistel nicht anders auf, als die Lobeserhebungen und Schmeicheleien der Tischgenossen, im Gegentheil, er verfiel in eine förmliche Lachwuth, ergriff ein Glas Wein, warf es an die Decke, so daß die Scherben überall hinflogen, und rief kreischend aus: „Juchhe! der Vater soll leben.“ Doch kaum hatte er dies gesprochen, so fiel er um und mir, der ich neben ihm saß, auf den Schooß.

Die Gesellschaft brach natürlich mit bleichen Gesichtern auf, die Aeltern stürzten herbei und sahen wo möglich noch verstörter aus als ihr Sohn. Der letztere wurde in sein Zimmer gebracht und mit jener schaafsmäßigen Neugierde umstanden und betrachtet, die die meisten Menschen haben, wenn plötzlich vor ihren Augen das bleiche Gesicht des Unglücks auftaucht. Endlich wurde nach einem Arzte gerufen. Währenddeß stand ich ruhig in einer Ecke und sah mir die nervösen Zuckungen des Kranken an. Und während ich das that, stiegen in mir einige Vermuthungen auf, die sich leider später verwirklicht haben; obgleich ich damals von der Medicin noch wenig wußte und eben im Begriff stand, nach der Universität abzugehen, hatte ich dennoch einen ziemlich sichern psychologischen Blick, ohne den der Mediciner gar zu leicht beirrt werden kann. Ich erinnerte mich an Reinhold's Schuljahre, an die Stunden, die wir zusammen verlebt

hatten, namentlich an eine Scene, in welcher er, das ruhige, stille Wesen, eine solche sinnliche Gluth an den Tag legte, daß ich ordentlich davon erschreckt wurde. Und wie mir Alles dies im Kopfe umherging und sich nach und nach zu einer festen Ansicht gestaltete, hörte ich den Arzt sagen, der unterdeß gekommen war: „Es ist eine Ueberreizung der Nerven, der junge Mann spielt zu viel Klavier, er muß in ein Bad und wochenlang nicht an die Musik denken."

Diese Aeußerung des Doctors stimmte mit meiner Ansicht durchaus nicht überein und bewirkte in mir einen Zweifel an der letzteren. Es war ein alter praktischer Arzt und ich ein junger Bursche, der kaum an die Medicin gerochen hatte. „Solltest Du Dich nicht täuschen?" fragte ich mich, und mehr und mehr die Verehrung, den Ruf bedenkend, welchen der alte Doctor in der ganzen Stadt genoß, rief ich endlich im Stillen aus: „Gewiß, ich täusche mich!"

Den folgenden Tag reis'te ich ab und war herzlich froh meine Vermuthungen für mich behalten zu haben. Wie leicht hätte man sie übel aufnehmen können! Um so mehr als diese Vermuthungen in dem Munde eines Jünglings bei der spießbürgerlichen Verwandtschaft Reinhold's für Blasphemie gegolten haben würden! Aber wie sehr bereute ich meine damalige Schüchternheit und falsche Scham, als ich nach drei Jahren zurückkehrte und hörte, mein Schulkamerad sei im Irrenhause, als mir die Aerzte bestätigten, was ich gleichsam mit frischem, jugendlichem Instinkt geahnt hatte. Ich machte mir die bittersten Vorwürfe über das Vorurtheil, das mir damals die Zunge gebunden hatte; ich berücksichtigte

nicht meine Jugend, gar nichts, ja ich schrieb mir den Wahnsinn des jungen Mannes zu. Nach und nach betrachtete ich die Sache zwar ruhiger, aber es stellte sich in mir die Ueberzeugung fest, daß ich verpflichtet sei, Alles aufzubieten, um den Zustand des Unglücklichen zu mildern.

Deshalb suchte ich ihn im Irrenhause auf. Der Wärter sagte mir, er sei im Garten und habe seinen guten Tag. Ehe ich jedoch zu ihm ging, sprach ich mit dem Arzt der Anstalt, einem Manne von hoher Intelligenz und tiefer Menschenkenntniß.

„Sehen Sie," sagte er zu mir, indem wir durch den Versammlungssaal gingen, „all' diese Kranke sind in Folge derselben Ursache hier, wie Ihr Freund: Sie staunen, und doch sind's kaum die Hälfte. Wie würden Sie staunen, wenn ich Ihnen die volle Zahl nenne!"

In der That, eine furchtbare Ueberraschung bemächtigte sich meiner, denn der Saal war gedrängt voll. Es waren meist junge Leute zwischen 16 und 24. Sie sahen blaß und verstört aus, verhielten sich aber sonst ruhig. Die Einen spielten Domino, die Andern lasen, wiederum Andere unterhielten sich.

„Man sollte glauben, in einem Cafehause zu sein," sagte ich zu meinem Begleiter.

„Es ist eben mein Wille," erwiderte er, „daß diese Unglücklichen, die sich so oft im vollen Besitz ihrer intellectuellen Fähigkeiten fühlen, durchaus nicht daran erinnert werden, daß sie sich in einem Irrenhause befinden."

„Also in diesem Augenblicke ist der Geist dieser Unglücklichen von jeder Alteration befreit?“

„Vollkommen, nehmen Sie den Ersten, Besten heraus, unterhalten Sie sich mit ihm und Sie werden ganz vernünftige Repliken bekommen. Allerdings wird Ihrem Auge der Krankheitsstoff nicht entgehen, der sich am ganzen Körper dokumentirt; aber die Mehrzahl könnte auch darüber getäuscht werden.“

Gleichsam zur Bestätigung des Gesagten trat der Arzt an einen blonden, jungen Mann hinan, der mit großem Eifer eine Zeitung zu lesen schien.

„Nun, was giebt's Neues in der Politik?“

„Ach,“ erwiderte der mit einem etwas verschwommenen melancholischen Blick, „in der Politik geht's, wie im Leben. Alles wiederholt sich, die Fürsten, die Minister, die Völker. Und eben dieser ewigen Wiederholungen wegen nutzt sich auch Alles ab, so daß wir mit Sicherheit auf eine allgemeine Auflösung rechnen können.“

Unwillkürlich fielen mir, als ich dies hörte, die Worte des Dichters ein: „Für einen Narren spricht der sehr vernünftig.“

Im Weitergehen sagte der Arzt zu mir: „Das war ebenfalls ein Musiker, wie wir deren sehr viele haben. In Zeit von vierzehn Tagen sind mir nicht weniger als drei eingeliefert worden.“

„Das scheint mir erklärlich,“ bemerkte ich, „die Musik

reizt die Sinnlichkeit und kann insofern dem Krankheitsstoff neue Nahrung geben."

„Ganz recht", erwiderte mein Begleiter, „so habe ich auch gefunden, daß diese Unglücklichen beim Anhören der Musik sich der zügellosesten Leidenschaft hingaben und kaum zu bändigen waren."

„Und welche Heilmethode wenden Sie an?" fragte ich nach einer Pause.

„Außer den medicinischen Mitteln zur Nervenstärkung suche ich den Kranken vor allen Dingen die moralische Vernichtung fühlbar zu machen, in die sie gerathen sind. Meiner Ansicht nach kann die Medicin wenig dabei thun; selbst wenn die Gehirnsorgane noch ziemlich frei sind. Ist dies jedoch nicht der Fall, so helfen unsere geistigen wie physischen Mittel nichts, die Tobsucht schreitet heran und unerbittlich fordert sie ih Opfer."

Während mein Begleiter so sprach, mußte ich unwillkürlich an Reinhold denken. Vielleicht war diesem auch ein solches Loos beschieden. Der Gedanke erfüllte mich mit Entsetzen, kaum wagte ich mich danach zu erkundigen. Endlich gewann ich es über mich.

„Und Reinhold," fragte ich, „was wird aus dem?"

Mein Begleiter machte eine kleine Pause. Dann sagte er: „Sie sind Arzt, wozu also Ihnen die Wahrheit vorenthalten. Ihr Freund ist unrettbar verloren."

Wir waren bei diesen Worten bis zu dem Garten gelangt. Schweigend schritten wir einige Sekunden neben einander her.

„Wer hätte das gedacht!“ rief ich schmerzlich aus. „Vor einigen Jahren noch der Stolz der Aeltern, der Freund Aller, die ihn kannten, eine der schönsten, versprechendsten Blüthen am Baume der Kunst und jetzt eine durch und durch verfaulte Frucht, ein Tollhäusler! O es ist entsetzlich! Und wenn man bedenkt, daß dieser Fall kein vereinzelter ist, daß Hunderte mit ihm dasselbe Loos theilen —“

„Und daß noch Tausende dieselbe Straße wandeln werden,“ fuhr mein Begleiter lebhaft fort, „so lange wir die Menschen nicht für's praktische Leben erziehen — o gewiß es ist entsetzlich!“

Ich konnte nicht umhin meinen Führer starr anzusehen. „Also Sie glauben, daß die Erziehung die Ursache dieses Uebels ist?“ fragte ich überrascht.

„Unbedingt,“ erwiderte er mit großer Festigkeit. „Wenn ich die Geschichte der Krankheit meiner Patienten dieser Art durchgehe, so finde ich immer zwei Arten der Entstehung; die Ansteckung und die Selbsterzeugung. Die erstere ist in den Schulen zu Hause, die letztere stellt sich in der Uebergangsperiode aus dem Kindes- in das Jünglingsalter ein. Jene entsteht aus der gänzlichen Unkenntniß, in welcher der Schüler über das spätere, praktische Leben erhalten wird, diese großentheils, fast immer aus Mangel an jenem Mittel, den Naturtrieb auf gewöhnliche Weise zu befriedigen, d. h. aus Mangel an Geld. Wie das moderne Leben nun einmal ist, fordert die Materie weit früher ihr Recht als sonst; im vierzehnten, fünfzehnten, spätestens sechszehnten Jahre ist bei jedem jungen Manne die Sinnlichkeit schon so geweckt, das

Bedürfniß eines Abflusses der Naturkräfte so groß, daß es einer der gefährlichsten Irrthümer väterlicher Seits ist, dem Sohne nicht die Mittel an die Hand zu geben, jenes Bedürfniß auf eine natürliche Weise zu befriedigen. Denn eben dadurch verfällt die Phantasie, durch das Unbedeutendste dazu angeregt, auf jene Unnatürlichkeit, die der Gesellschaft oft ihre schönsten Kräfte nimmt und sie mehr und mehr entnervt. Ueberhaupt scheint es mir thöricht zu sein, die Kinder noch immer nach der alten Tradition erziehen zu wollen. Früher berücksichtigte man dabei weit mehr das spätere Alter mit seinen Anforderungen als jetzt. Ich glaube, tausendfachem Unglück ließe sich entgehen, berücksichtigte man schon bei der Wiege des Kindes den späteren Menschen, erzöge man für's wirkliche Leben und nicht für eine ideale Welt. Das Gespenst, das in diesem Hause waltet, würde sicher bald von der Erde verscheucht werden; denn mit der Kenntniß würden sich auch die Schrecken einprägen, daß es gleichsam zu einer angebornen, nicht zu entwurzelnden Scheu würde. Und zwar letzteres aus dem einfachen Grunde, weil der Eindruck, den wir im zarten Kindesalter empfangen, in den meisten Fällen ein bleibender für's ganze Leben ist. Sehen Sie, wäre z. B. Ihrem Freunde eine solche Erziehung geworden — die Welt hätte einen großen Künstler mehr und viele Schmerzen weniger. Hätte der Vater sich die Mühe gegeben, das Naturell seines Sohnes schon frühzeitig zu studiren, so würde er bald die Entdeckung gemacht haben, daß unter diesem verschlossenen, keuschen Wesen eine sinnliche Gluth, die erregbarste

Phantasie lauerte. Aber welcher Vater kennt im Grunde sein Kind? Aeußerlich, ja wohl, aber innerlich unter Tausenden kaum Einer, und glauben Sie mir, das ist schlimm; denn es giebt dem wesentlichen Element unserer Gesellschaft, dem Mißtrauen immer neue Nahrung."

Mein Begleiter hielt inne und warf mir einen prüfenden Seitenblick zu, wahrscheinlich um zu erfahren, welchen Eindruck seine Worte auf mich machten. Ich muß gestehen daß sie für mich ein helles Licht auf manche Punkte der Gesellschaft warfen, die mir bis jetzt dunkel geblieben waren. Während ich noch darüber nachsann, fühlte ich mich plötzlich am Arm ergriffen und mir zurufen? „Sehen Sie!"

In einiger Entfernung auf einem großen Grasplatze lag Reinhold und wehrte sich gegen einen Mann, an dessen Kleidung ich sogleich den Wächter erkannte. Das Gesicht Reinhold's war schrecklich entstellt. Die sonst stämmige, kräftige Gestalt war gebrochen und kaum wieder zu erkennen.

„Ich brauche Ihnen diese Scene wohl nicht erst zu deuten," sagte mein Begleiter. „Aus der Nähe des Wächters, der stets um ihn ist, sehen Sie zur Genüge, wie gefährlich krank Ihr Freund ist."

Kaum hörte ich auf diese Worte, so sehr wurde ich von dem Anblick dessen ergriffen, was vor meinen Augen geschah. Dem Unglücklichen schien ein Anfall der Tobsucht bevorzustehen, vor seinen Mund trat ein gelblicher Schaum und aus demselben ertönte ein schauerliches Jauchzen. Doch in dem-

selben Augenblicke hörte ich den Wächter einen gellenden Pfiff ausstoßen und in Zeit von wenigen Sekunden stürzten von allen Seiten Leute herbei, die den Unglücklichen knebelten und mit sich fortschleppten. Du kannst Dir kaum eine Vorstellung davon machen, was ich in diesem Moment empfand. Ein so ungeheurer Schmerz über die Erbärmlichkeit der menschlichen Natur durchzog mein Inneres, daß ich mit einem Male an die Möglichkeit des Menschenhasses und der Verachtung glaubte.

Mein Führer mußte diese Gefühle errathen haben, denn er sagte: „Nicht wahr, man kann bei jenem Anblick leicht zu dem Glauben kommen, daß der Mensch von Natur eine Bestie und durch Erziehung Canaille ist?"

Ich antwortete nicht, die Worte thaten mir weh; vielleicht um so mehr, da mir gerade in diesem Augenblick die Wahrheit derselben einleuchtete. Mir wurde mit einem Male die Luft, die ich athmete, zu schwer, die Nähe dieses Hauses beengte mich, es trieb mich fort. D'rum nahm ich eiligst von meinem Führer Abschied und verließ den Ort.

Einige Wochen darauf zog ich hieher, um die Praxis eines verstorbenen Arztes zu übernehmen, der hier sehr beliebt gewesen war. Obgleich dies meine ganze Zeit in Anspruch nahm, schwebte mir dennoch immer das Elend meines Reinhold vor, und ich machte Pläne und Nachforschungen aller Art, ihm zu helfen oder auch nur in Etwas sein Unglück zu lindern. Ich fühlte recht gut, daß die Nähe eines ächt weib-

lichen Wesens, der keusche Duft des Familienlebens weit wohlthuender auf den Kranken wirken mußte, als die rauhe männliche Behandlung und noch dazu in einem Irrenhause. Aber wie diese Nähe bewirken? Ich stand allein und hatte nicht einmal eine Haushälterin, was doch unbedingt zum Inventar aller jungen Aerzte gehört. Nachdem ich lange mit mir gekämpft, beschloß ich endlich mich zu verheirathen, was denn auch wirklich nach Verlauf eines halben Jahres geschah. Meine Frau, die Predigerstochter hier vom Ort, die sehr viel Imponirendes und zugleich Mildes, Liebevolles hat, ging gleich auf meinen Plan ein und es dauerte kaum acht Wochen, so war Reinhold bei uns einstallirt. Mein Läufer, ein stämmiger Bursche, und mein Gärtner, ebenfalls ein tüchtiger Kerl, mußten von dem Augenblick an im Hause schlafen. Ueberdies wußte ich solche Vorkehrungen zu treffen, daß ein plötzlicher Anfall seiner Krankheit keine üblen Folgen für Andere haben konnte. Schon in den ersten Wochen hatte ich die Freude, eine leise Verbesserung seiner Lage zu bemerken. Meine Frau und ich benutzten aber auch jeden Moment, seine Seele zu erheben und zu stärken. Es verging fast kein Tag, wo nicht Freundinnen meiner Anna zu uns kamen und einen Kreis bildeten, an dem Reinhold Theil nehmen mußte. Hier wurde sich über die Kunst, über Gott, die Natur, über alles Schöne und Erhabene unterhalten, das die Welt zu bieten vermag. Nach Verlauf von vierzehn Tagen bemerkte ich an meinem Patienten eine unwiderstehliche Neigung zu weinen. Diese Stimmung überkam ihn zu allen

Stunden des Tages, ja oft mitten im Gespräch bei Tisch fing er an zu schluchzen und sich wie ein Kind zu gebärden. Es war an einem Sonntage, wir saßen beim Café, meine Frau, zwei ihrer Freundinnen und ich. Reinhold hatte sich in die Ecke gesetzt und sah zum Fenster hinaus auf den See. Wir sprachen über die Unsterblichkeit der Seele. Plötzlich hörten wir ein Geschluchze. Es war Reinhold, dem die Thränen so reichlich aus den Augen flossen. Gleich darauf ertönte vom See her ein Gesang, der aus einem vorüberziehenden Kahne herrühren mochte. Ich fürchtete schon das Aeußerste, und in der That, das Weinen wurde plötzlich stärker und von convulsivischen Zuckungen begleitet, aber nach und nach, je länger der Gesang tönte, beruhigte sich Reinhold und endlich ergoß sich über sein Antlitz ein mildes Lächeln der Zufriedenheit, so daß wir Alle davon gerührt wurden. Schon früher war in mir der Gedanke aufgestiegen, die Krisen bei meinem Patienten durch Musik hervorzurufen und ebenfalls durch Musik wieder zu schwächen. Das so eben Erlebte bestärkte mich darin. Von nun an gestattete ich ihm immer dann zu musiciren, wenn ich einen Anfall vermuthete. Dadurch wußte ich es zu bewirken, daß der Anfall selbst in eine totale Schwäche ausartete, die sich nach und nach natürlich mildern mußte, je mehr jener sich abstumpfte. Du kannst Dir denken, mit welcher Freude es mich erfüllte, als ich nach und nach eine Verminderung der Anfälle wahrnahm, als der Blick meines Freundes freier und klarer wurde, als sich seine Sehnen strafften und die Gesundheit sich wieder auf seine

Wangen senkte. Aber leider steckt der Dämon zu tief in seiner Natur, als daß man auf eine baldige, völlige Genesung mit Gewißheit rechnen könnte. Glaubte ich ihn doch schon beseitigt und siehe da, noch vor einer Stunde bricht er in seiner ganzen Stärke hervor."

Mein Freund sprach die letzten Worte mit dem Ausdruck tiefen Schmerzes, der mich erschütterte und mir dennoch Bewunderung einflößte, weil sich darin die erhabenste Freundschaft, die edelste Humanität spiegelte.

„Ist denn der letzte Anfall, von dem ich Zeuge war, seit langer Zeit der einzige gewesen?" — fragte ich nach einer Pause. —

„Ja wohl, seit beinah' zwei Monaten. Schon hatte ich Reinhold gestattet, täglich eine Stunde zu musiciren, schon ging er allein in den Wald, schon machte er Pläne für seine Zukunft, schon — doch wozu Alles aufzählen? Genug, er war auf dem Wege völliger Genesung. — Jetzt müssen wir von vorne wieder anfangen; doch," fuhr er nach einer Pause heiterer fort, „noch gebe ich die Hoffnung nicht auf."

Bei diesen Worten gingen wir wieder in's Haus hinein, in jenes Zimmer, welches mir vor einer Stunde noch einen so schmerzlichen Anblick dargeboten hatte. Jetzt freilich war es anders. Nicht nur eine hübsch gedeckte Tafel, sondern auch zwei allerliebste Frauengesichter strahlten mir entgegen. Die eine war die Frau meines Freundes, die andere ihre Schwester.

Nachdem wir gegenseitig vorgestellt waren, setzten wir uns zu Tisch.

„Wie geht's ihm?“ hörte ich den Doctor leise seine Frau fragen.

„Er ist still, fast heiter,“ antwortete diese, einen Teller mit Suppe füllend.

„Hm,“ sagte mein Freund, indem sich sein Gesicht etwas verdüsterte.

Bald waren wir im vollen Tischgespräch. Meine Nachbarin, ein hübsches junges Mädchen mit klugen Augen und neckischem Munde, entfaltete sehr viele Liebenswürdigkeit, ihre ernstere Schwester, die klug genug war, wenig die Frau geltend zu machen, nicht minder, mein Freund wurde ebenfalls wieder heiter und lebendig, kurz, wir waren mitten in der Freude, in der Liebe, in der Luft. Da hörten wir plötzlich über uns einen Körper auf den Boden fallen und zugleich einen wimmernden Klageton durch die Luft zittern.

Mein Freund sprang auf und stürzte aus dem Zimmer.

„Das ist Reinhold?“ schrie meine Nachbarin, indem sie todtenblaß wurde. Auch sie im Verein mit ihrer Schwester verließ das Zimmer. Ich folgte ihnen. In einem Nu waren wir oben bei dem Kranken. Aber welch ein entsetzliches Bild trat uns entgegen! Der junge Mann war eine Leiche. Neben ihm auf den Boden lag ein langes Messer, mit dem er sich das Herz durchstochen hatte und zwar so schauerlich richtig getroffen, daß kaum einige Blutstropfen an seinen Kleidern hingen. Seine Augen waren offen und lächelten mild. Sein Mund ebenfalls, das Gesicht sah schön aus. Als meine

Tischnachbarin dies sah, fiel sie mit einem Schrei zu Boden. Mein Freund stand mit verschlungenen Armen und düsterm Blick vor der Leiche, in ihrem Anschauen versunken. Seine Frau weinte.

„Also doch getäuscht, also doch nicht gerettet," murmelte er, indem ein bitteres Lächeln um seinen Mund schwebte.

Am andern Morgen setzte ich meine Wanderung fort. —

Inhalt.

Karoline Reichmann 7

Der Dorfmusikant 101

Die Oper auf dem Kirchhofe 135

Aus der Pariser Gesellschaft 157

Schreckliche Folgen 299

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Boston Public Library
Central Library, Copley Square

Division of
Reference and Research Services

Music Department

The Date Due Card in the pocket indicates the date on or before which this book should be returned to the Library.

Please do not remove cards from this pocket.

BOSTON PUBLIC LIBRARY
3 9999 08731 889 3